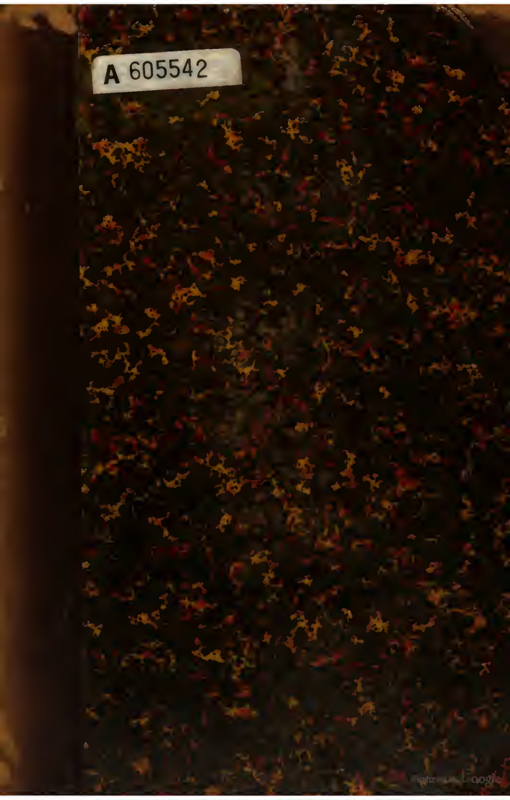



1837
ARTES
SCIENTIA
VERITAS
LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
E PLURIBUS UNUM
TUEBOR
SI QUAERIS PENINSULAM AMOENAM
CIRCUMSPICE



Uhlands Schriften

zur

Geschichte der Dichtung und Sage.

Fünfter Band.

Stuttgart.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

1870.

Buchdruckerei der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart.

Vorwort der Herausgeber.

Die Bedeutung, welche Uhlands Schrift über Walther von der Vogelweide für die Erforschung der altdeutschen Poesie in den letzten Jahrzehenden in Deutschland gehabt hat, liegt mir nicht ob, hier zu erörtern. Die Ausgaben von Walthers Gedichten durch F. H. von der Hagen, Lachmann, Wackernagel, Rieger, Pfeiffer und Wilmanns, sowie die zur Erläuterung dienenden Schriften geben davon sattsam Zeugnis. Auch kann es nicht meine Aufgabe sein, die neueren Forschungen über den Gegenstand überhaupt oder über einzelne Puncte aufzuführen. Es mag genügen, auf die ausführliche Arbeit eines leider frühe dahingeschiedenen tüchtigen Mannes zu verweisen, das Leben Walthers von der Vogelweide von Dr Rudolf Menzel, Lehrer am vitzthumischen Gymnasium in Dresden; Leipzig bei Teubner 1865. In seinem Vorwort hat Menzel die Hauptschriften über den Gegenstand aufgeführt. Von späteren nenne ich die zweite Ausgabe Pfeiffers, Leipzig 1866, Lucäs Leben und Dichten Walthers in seinen Grundzügen dargestellt, Halle 1868, die Ausgabe von Wilmanns, Halle 1869, und Pfeiffers dritte Ausgabe, besorgt durch Bartsch, Leipzig 1870. Eine neue Textausgabe soll Simrock vorbereiten.

Für den neuen Abdruck von Uhlands Abhandlung lagen mir als Hilfsmittel vor die Originalmanuscripte und das Handexemplar des Verfassers; die Originalmanuscripte, denn zwei mal hat Uhland das ganze sauber und rein in groß Folio auf halb gebrochenen Seiten geschrieben; dabei liegen viele Excerpte und Nachträge auf einzelnen Blättern, auch ein von Uhland angelegtes Verzeichnis

von Walthers Tönen mit Aufführung der einzelnen zu jedem Ton gehörigen Numern. Das Handexemplar ist mit Quartblättern durchschossen und enthält viele handschriftliche Nachträge, die ich in eckige Klammern gefaßt hier einfüge.

Die ursprüngliche Absicht, den Citaten der Minnesänger die Zahlen der neueren Ausgaben beizufügen, muste auch hier, wie in früheren Fällen, wieder aufgegeben werden, da jede neue Ausgabe Walthers wieder eine andere Zählung einführt; und wer steht uns dafür, daß nicht die nächsten Tage eine neueste Ausgabe abermals mit neuer Zählung zu Markte bringen? Die neuen Herausgeber altdeutscher Dichtungen, welche ihren Scharfsinn an Erfindung neuer Verszählungen verschwenden, scheinen sich nicht zu vergegenwärtigen, daß sie dadurch ihre Ausgaben für das Studium älterer Schriften nicht bequem brauchbar und ebendamit die Ausgaben ihrer Vorgänger, die sie doch mit Recht zu überflügeln streben, bis auf einen gewissen Grad unentbehrlich machen.

Tübingen 17 Aug. 1869. / 15 Merz 1870.

A. v. Keller.

Am Schlusse der Vorrede zu der Schrift über Walther bemerkt Uhland: „Gegenwärtiger Versuch ist eine Vorarbeit zu einer größeren Darstellung in diesem Fache." Mit dieser letzteren ist ohne Zweifel nichts anderes, als die litterarische Unternehmung, gemeint, über welche Uhland am 2 October 1823 an Joseph Freiherrn von Laßberg schreibt: „Ich habe Ihnen wohl schon früher gesagt, daß ich eine Darstellung der deutschen Poesie im Zeitalter der Hohenstaufen auszuarbeiten vorhabe. Sie wird in mehrere Abschnitte zerfallen, deren jeder für sich ein kleineres Ganze bilden soll. Mit dem Abschnitt über den Minnesang, der mir einer der schwierigsten schien, hab' ich die Ausarbeitung begonnen." [1]

Nach einer Bemerkung im Manuscripte der fraglichen Abhandlung über den Minnesang hatte Uhland dieselbe den 18 April 1823 angefangen; beendigt hat er sie den 4 Januar 1824. Daß die, wie wir aus Uhlands fernerem brieflichem Verkehre mit Laßberg erfahren, [2] ernstlich in Aussicht genommene Veröffentlichung von einem Jahre zum andern verschoben wurde, ist zunächst durch mancherlei äußere Störungen, so namentlich durch Uhlands Betheiligung an landständischen Verhandlungen, hauptsächlich jedoch wohl dadurch veranlaßt worden, daß er sich selbst nie genug thun konnte. Späterhin aber wurde, was für den Druck bestimmt war, zu Vorlesungen verwendet. [3]

[1] Vergl. Briefwechsel zwischen Joseph Freiherrn von Laßberg und Ludwig Uhland, herausgegeben von Franz Pfeiffer. Wien 1870. 8. S. 36. 37.

[2] Vergl. Briefwechsel S. 44. 67. 91. 103. 107. 151.

[3] Vergl. Ludwig Uhland, eine Gabe für Freunde, S. 229. 230.

Für die jetzt von mir veranstaltete Ausgabe hat mir das von Uhland eigenhändig mit deutschen Buchstaben in Folio geschriebene Manuscript und eine, wohl für die Druckerei in Uhlands Auftrage angefertigte, Abschrift vorgelegen. Eine in dem Autograph befindliche Lücke habe ich nach eben dieser Reinschrift ergänzt.

In den vielen Jahren, seitdem Uhland seine Abhandlung über den Minnesang niedergeschrieben, ist die lyrische Dichtung des deutschen Mittelalters Gegenstand eifriger Forschungen gewesen; zahlreiche Ausgaben von Texten, sprachliche und metrische Erörterungen, Untersuchungen über die Lebensverhältnisse der Sänger, über die Beziehungen des deutschen Minneliedes zu dem der Franzosen, der Provenzalen und der Italiäner haben die Kenntnis des in Rede stehenden Gebietes beträchtlich gefördert. Nichts desto weniger wird Uhlands Darstellung ein eigenthümlicher Werth gesichert bleiben. Man wird alsbald erkennen, daß seine mit hingebender Liebe ausgeführte Schilderung auf dem fleißigsten, auf einem erschöpfenden Studium der damals verfügbaren Hilfsmittel, insbesondere der bodmerischen Ausgabe der Minnesinger, beruht. Nirgends ist meines Wissens das Charakteristische des deutschen Minnesanges klarer herausgestellt, nirgends die Abwechslung und das Manigfaltige unter der scheinbaren Eintönigkeit und Gleichförmigkeit deutlicher aufgezeigt worden. Und die lange Beschäftigung mit seiner Aufgabe hat den Verfasser nicht zu einseitiger Bewunderung des Gegenstandes derselben verleitet; er hat die die fraglichen Dichtungen auszeichnenden Vorzüge mit voller Anerkennung hervorgehoben, ebenso aber auch ihre Mängel rückhaltlos nachgewiesen. Wohl mit Recht hat Laßberg seinem Freunde gelegentlich einer Aufforderung zur Vollendung der angefangenen Arbeit über Heldensage und Minnesang vorhergesagt, daß Meister und Gesellen sich daran erfreuen werden. [1]

Daß die Abhandlung über den Minnesang vielfach zu überaus anziehenden Vergleichungen jener älteren Gedichte mit Uhlands

[1] Vergl. Briefwechsel S. 107.

eigener Poesie Veranlassung bietet, das möge wenigstens mit einem Worte angedeutet werden!

Die kleine in Uhlands Handschrift erhaltene Erörterung, welcher ich selbst den Titel „Über die Aufgabe einer Gesellschaft für deutsche Sprache" gegeben habe, rührt aus dem Jahre 1817 her und zwar ist sie, wie es scheint, vom 8 bis 10 Januar niedergeschrieben worden. Sie war vielleicht der berlinischen Gesellschaft für deutsche Sprache bestimmt, welche einen Abdruck ihrer Gesetzurkunde, mit dem Wunsche, solchen als Einladung zur Mitgliedschaft zu betrachten, unter dem 29 Merz 1816 an Uhland überschickt hatte.

Der Aufsatz „Zur Geschichte der Freischießen" ist bekanntlich schon früher als Einleitung zu „Johann Fischarts, genannt Mentzer, glückhaftes Schiff von Zürich, in einem treuen Abdruck herausgegeben und erläutert durch Karl Halling. Tübingen, bei C. F. Osiander. 1828." erschienen. Uhland schreibt darüber den 20 Merz 1828 an Laßberg[1]: „Ein junger Theologe in Tübingen, Namens Halling, der sich den deutschen Schriftstellern des 16 und 17 Jahrhunderts mit Eifer widmet, hat über das auf hiesiger Bibliothek vorhandene Exemplar von Fischarts glückhaftem Schifflein eine solche Freude empfunden, daß er von dem seltenen Büchlein einen Abdruck, mit Notizen über Fischart, veranstalten will. Der Verleger wollte sich nur unter der Bedingung zur Übernahme verstehen, wenn ich eine kleine Zugabe dazu stiftete, und ich habe keinen Anstand gefunden, darauf einzugehen." Die gegenwärtige Ausgabe des fraglichen Aufsatzes ist kein ganz unveränderter Abdruck der ersten; sie hat vielmehr einige Bereicherung durch Aufnahme von Zusätzen erfahren, die Uhland in sein Handexemplar eingetragen, nach welchem ich auch einige Fehler verbessert habe.

Die Inauguralrede über Herzog Ernst habe ich nach Uhlands eigenhändigem Manuscripte mitgetheilt. Uhland hatte seine Antrittsrede an der Universität lange verschoben, der endliche Vortrag

[1] Vergl. Briefwechsel S. 97.

derselben aber ist, eine eigene Ironie des Zufalls, die letzte akademische Thätigkeit des Verfassers gewesen. [1]

Die Abhandlung über den Minnesang und die eben besprochene Antrittsrede hatte Pfeiffer herausgeben wollen und er hatte in dem Manuscripte der ersteren bereits einige Bemerkungen eingetragen, welche ich denn auch als von ihm herrührende bezeichnet habe. Die Zusätze von Professor von Keller und meine eigenen sind, wie in den früheren Bänden, so auch in diesem mit den Anfangsbuchstaben unserer Namen versehen worden.

Tübingen 15 April 1870.

Wilhelm Ludwig Holland.

[1] Vergl. Ludwig Uhland, eine Gabe für Freunde, S. 238. 239. Briefwechsel mit Laßberg S. 200. 208. 209. 215. 216.

Inhalt.

Walther von der Vogelweide,

ein altdeutscher Dichter,

geschildert

von

Ludwig Uhland.

Herr Walther von der Vogelweide,
Wer des vergäße, thät' mir leide.

Der Renner.

―――

[Gedruckt Stuttgart und Tübingen, in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. 1822.]

[III] Vorrede.

Der Dichter, dessen Leben und Charakter darzustellen ich unternommen habe, schien mir vorzüglich geeignet, diejenige Richtung für das Erforschen der altdeutschen Poesie zu bezeichnen, welche, nach meinem Dafürhalten, noch mit besondrem Eifer zu verfolgen ist, wenn ein lebendiges und vollständiges Bild von dem dichterischen Treiben jenes Zeitalters hervortreten soll.

Neben den gründlichen Bemühungen, welche der Sprachkenntnis, als der ersten Bedingung des Verständnisses, zugewendet worden sind, hat vornehmlich die Erforschung des Gemeinsamen, des poetischen Gesammteigenthums in Sage, Bild und Wort, bedeutende Fortschritte gemacht. Mit weniger Liebe und Erfolg ist das Besondre behandelt worden, wie es aus der Eigenthümlichkeit von Zeit und Ort, aus der persönlichen Anlage und Neigung des Dichters, hervorgeht.

[IV] Beiderlei Richtungen sind aber gleich nothwendig. So wenig der allgemeine Zusammenhang aller Poesie zu miskennen ist, eben so wenig kann die Schöpferkraft, die stets im Einzelnen Neues wirkt, geläugnet werden. Es giebt eine Überlieferung von Geschlecht zu Geschlecht; es giebt eine freie Dichtung begabter Geister. Beides muß die Geschichte der Poesie zu würdigen wissen.

Die sorgfältige Beachtung dieses Besondern darf am wenigsten versäumt werden, wenn in jene reichhaltigen Liedersammlungen aus dem deutschen Mittelalter, welche noch als verworrene Masse vor uns liegen, Licht und Ordnung kommen soll. Diese Sammlungen enthalten, bei allem Gemeinsamen in Form und Gegenstand der Dichtung, gleichwohl eine große Manigfaltigkeit von Dichtercharakteren, eigenthümlichen Verhältnissen und Stimmungen, persönlichen und geschichtlichen Beziehungen. Gerade diejenigen Lieder, welche sich mehr im Allgemeinen halten und darum auch am leichtesten verstanden werden, sind

vorzugsweise bekannt geworden und musten denn auch dieser ganzen Liederdichtung den Vorwurf der Eintönigkeit und Gedankenarmuth zuziehen. Diejenigen dagegen, deren Beziehungen eigenthümlicher und tiefer sind, blieben so ziemlich ihrem Schicksal überlassen.

[V] Davon will ich hier nicht ausführlicher sprechen, wie die Zeitgeschichte überhaupt, das merkwürdige Zeitalter der Hohenstaufen, das uns Jahrbücher und Urkunden nur in politischer Starrheit darstellen, wie dieses erst die rechte Farbe und Lebenswärme gewinnt, wenn wir es in der Einbildungskraft und dem Gemüthe der Dichter abgespiegelt sehen.

Vom Thunersee bis zur Insel Rügen, vom adriatischen Meere bis nach Brabant ziehen sich die Straßen des altdeutschen Gesanges. Überall Fürstenhöfe und Ritterburgen, Städte und Klöster, wo Sänger und Sangesfreunde hausen oder herbergen. Es ließe sich eine reiche Landkarte des poetischen Deutschlands im Mittelalter entwerfen. Von keinem aber aus der Zahl dieser Sänger dürfte die Forschung zweckmäßiger ausgehen, als von Walther von der Vogelweide, der auf seinen vielfachen Wanderungen allwärts Berührungen anknüpft und dessen langes, liederreiches Leben einen für die Poesie so merkwürdigen Zeitraum umfaßt.

Wenn ich den Werth dieses Dichters hervorhebe, so berühre ich nicht etwas Neues und bisher Unbeachtetes. Von Bodmer (Proben der alten schwäbischen Poesie. Zürich 1748. Vorbericht S. 33 ff.) bis auf die neueste Zeit haben manche Litteratoren die dichterische Kraft und die Vielsei[VI]tigkeit desselben, so wie seine Bedeutung für die Zeitgeschichte, mit mehr oder weniger tiefem Verständnis, erkannt und angerühmt [1]. Von Gleim (Gedichte nach Walther von der Vogelweide,

[1] Das Treffendste, was mir bekannt ist, hat über ihn ein Gelehrter gesprochen, dem man sonst die Überschätzung der Dichterwerke des Mittelalters nicht vorwirft, Bouterwek, in seiner Geschichte der Poesie und Beredsamkeit, B. IX, S. 107 ff.: „Einer der vorzüglichsten unter diesen ersten und unter allen deutschen Minnesingern ist Walther von der Vogelweide aus einer adeligen Familie im Thurgau. Aus seinen volltönenden, kräftigen und lieblichen Gesängen spricht ein wahrhaft lyrisches Genie. Selbst religiöse Gegenstände behandelt er glücklicher, als die meisten seiner Zeitgenossen. Auch war er reicher an Gedanken, als sie. Ihm schwebte, wie jedem großen Dichter, auch ohne philosophische Meditation, das Ganze des menschlichen Lebens vor. Gewöhnlich haben seine Darstellungen etwas Mahlerisches. Einige seiner Gesänge in langen Zeilen nähern sich dem metrischen Charakter des Sonetts. Einige nehmen einen

1779) bis auf Tieck (Minnelieder. Berlin 1803) und Spätere ist manches seiner [VII] Lieder durch Bearbeitung oder Übertragung in die neuere Sprache den Zeitgenossen näher gerückt worden. Gleichwohl fehlt es noch an einer umfassenderen Darstellung seines Lebens und Wesens.

Man wird behaupten, durch eine kritische, mit den verschiedenen Lesarten und den nöthigen Erklärungen ausgestattete, das Unechte vom Echten ausscheidende und den vielfach gestörten Rhythmus in seiner Reinheit herstellende Ausgabe seiner Lieder würde das Beste für den alten Dichter geschehen. Weit entfernt, das Verdienstliche und die Wichtigkeit eines solchen Unternehmens zu miskennen [1], bin ich doch der Meinung, daß nur dann jedes Einzelne sein rechtes und [VIII] volles Licht erhalten könne, wenn erst der Geist und Zusammenhang des Ganzen gehörig erkannt ist. Für eine Ausgabe der Lieder aber würde nicht die Zusammenstellung nach der Zeitfolge, welche bei einem großen Theile derselben ohnehin nicht bestimmbar ist, oder nach der Verwandtschaft der Gegenstände, sondern vielmehr die Anordnung nach den Tönen die schicklichste sein.

Weil übrigens der Dichter doch nur aus seinen Liedern vollständig begriffen wird und weil Walthers Lieder gerade die Hauptquelle sind, woraus wir über seine Lebensumstände Aufschluß erhalten, so habe ich überall die Gedichte selbst oder doch bezeichnende Stellen aus denselben in die Darstellung verwoben.

Die Form, in der ich diese Gedichte liefre, muste durch den Zweck der ganzen Arbeit bestimmt werden. Sie musten vor Allem verständlich sein. Es war hier nicht sowohl um die sprachliche Beziehung, als

hohen feierlichen Schwung; andere gehen den leichten, raschen Schritt des muntern Volksliedes; noch andere sind mit einer fast epigrammatischen Feinheit ausgeführt. Weinerliche Klage war nicht dieses Dichters Sache; aber im Preise der Frauen ist er unerschöpflich. Doch das poetische Verdienst des trefflichen Walthers von der Vogelweide ist einer ausführlichen Analyse werth, zu der sich hier kein Raum findet. Noch verdient sein Vaterlandsgefühl bemerkt zu werden. Einige seiner Gedichte haben das öffentliche Wohl Deutschlands zum Gegenstande. Im Volkstone hat er das Lob des deutschen Namens gesungen."

[1] Eine neue Ausgabe sämmtlicher Gedichte Walthers hat Köpke, der Herausgeber von Barlaam und Josaphat, zugesagt. S. Büschings Wöchentl. Nachrichten B. IV, 1819, S. 12. Vorarbeiten hat auch Lachmann in seiner Auswahl aus den hochdeutschen Dichtern des 13ten Jahrhunderts, Berlin 1820, S. 178 bis 203 geliefert.

um die Aufklärung über Schicksal und Charakter des Dichters zu thun. Darum wählte ich den Weg der Übertragung aus der älteren Mund- und Schreibart in die neuere.

Nicht unbekannt ist mir, wie wenig dieses Verfahren bei gründlichen Kennern des deutschen Alterthums empfohlen ist. Es gehen dabei manche Feinheiten der alten Sprache verloren und nicht geringere Schwierig- [IX]keit, als die gänzlich veralteten Formen und Worte, bieten häufig diejenigen dar, welche, noch jetzt gangbar, ihre Bedeutung mehr oder weniger verändert haben und dadurch zum bloßen Scheinverständnisse verleiten können, wie solches besonders in Beneckes trefflichem Wörterbuche zum Wigalois gezeigt ist. Auf der andern Seite ist Manchen auch die leichteste Abweichung vom gegenwärtigen Sprachgebrauche unerträglich.

So wenig ich nun hoffen durfte, zwischen diesen Klippen ohne Anstoß hindurch zu schiffen, so konnte ich doch jene Behandlungsweise nicht umgehen. Die Gedichte selbst in die Darstellung aufzunehmen, war mir wesentlich; mit der alten Schreibart aufgenommen, würden sie aber umständliche, den lebendigen Zusammenhang allzu sehr störende Erläuterungen erfordert haben. Um jedoch überall die Vergleichung zu erleichtern, ist bei jedem ganz oder theilweise ausgehobenen Liede nachgewiesen, wo dasselbe in der Urschrift zu lesen sei.

Bei jener Übertragung war es auch keineswegs auf eine Umarbeitung, am wenigsten auf anmaßliche Verschönerung, angelegt. Überall habe ich das Alterthümliche zu erhalten gesucht. Nur wenige, ganz veraltete Formen sind umgangen worden. Veraltete Worte habe [X] ich vorzüglich dann vermieden, wenn sie den Eindruck des Ganzen zu stören drohten. Andre, besonders solche, die sich zur Wiedereinführung empfehlen, habe ich lieber erklärt, als mit neueren vertauscht. Manchen Lesern mag noch jetzt Mehreres zu fremdartig lauten. Es gehört jedoch keine sehr große Entäußerung dazu, hin und wider einmal Arebeit, Gelaube, Pabest, unde, sicherlichen, meh, sach u. s. w. statt Arbeit, Glaube, Pabst, und, sicherlich, mehr, sah u. s. w. zu lesen oder auch einige unvollständige Reime zu dulden, z. B. schöne auf Krone, die sich aber in der alten Sprache vollkommen ausgleichen.

Absichtlich wurden meist solche Stücke ausgehoben, welche an sich leichter verständlich sind, was glücklicher Weise gerade bei den besten gröstentheils der Fall ist. Von andern sind Auszüge oder auch nur eine

kurze Andeutung ihres Inhalts gegeben. Dabei darf ich nicht verhehlen, daß einige Stücke, auch nach Einsicht der verschiedenen Handschriften, mir noch räthselhaft geblieben sind. Die beigefügten Wort- und Sacherklärungen habe ich meist nur auf das Nöthigste beschränkt und mein Augenmerk darauf gerichtet, daß jedes Gedicht, so viel möglich, schon durch den Zusammenhang, in den es gestellt ist, seine Erläuterung erhalte.

Im Verlaufe meiner Darstellung muste ich auf [XI] Verschiedenes stoßen, was noch sehr einer genaueren Untersuchung bedarf, wie z. B. der Krieg zu Wartburg, Nithart u. s. w. Aber eben weil diesen Gegenständen noch eigene, weitgreifende Forschung gewidmet werden muß, habe ich mich auf dieselben nur so weit eingelassen, als sie den meinigen unmittelbar berühren. Man wird sich ihnen noch von mehreren Seiten nähern müssen, bevor man sich ihrer völlig bemächtigt.

Hauptquellen, die ich benützt habe, sind:

1) Die manessische Sammlung, nach Bodmers Ausgabe, welche im ersten Theil von S. 101 bis 142 den reichsten Schatz von Gedichten Walthers enthält. Sie ist im Folgenden durch Man. bezeichnet und, weil sie am meisten zugänglich ist, auch da angeführt, wo Lesarten aus andern Handschriften gewählt wurden.

2) Die Weingartner Handschrift von Minnesängern (mit W. Hds. von mir bezeichnet), wahrscheinlich älter als die manessische, jetzt in der königlichen Privatbibliothek zu Stuttgart befindlich. Sie enthält von S. 140 bis 170 112 Strophen unsres Dichters.

3) Die Pfälzer Handschrift Nr. 357 (Pf. Hds. 357), aus dem Vatikan nach Heidelberg zurückgebracht. Von Bl. 5 b bis 13 b giebt sie unter Walthers Namen 151 Strophen. Weiterhin, von [XII] Bl. 40 an, folgt, von andrer Hand geschrieben, noch mehreres diesem Dichter Angehörige.

4) Die Pfälzer Handschrift Nr. 350 (Pf. Hds. 350), mit 18 Strophen.

Vermißt habe ich vorzüglich die Würzburger Liederhandschrift, jetzt zu Landshut, und die (verschollene [1]?) Kolmarer, in welchen gleichfalls Gedichte von Walther enthalten sind.

Gegenwärtiger Versuch ist eine Vorarbeit zu einer größeren Darstellung in diesem Fache. Um so erwünschter wird mir sein, was dazu beiträgt, den Gegenstand desselben vollständiger aufzuklären.

[1] [Jetzt in München. Vgl. Bartsch in der Bibliothek des litterarischen Vereins in Stuttgart 68, 1. K.]

[3] Erster Abschnitt.

Einleitung. Des Dichters Herkunft. Die Sänger des Thurgaus. Friedrich von Österreich. Des Dichters Jugend.

Walther von der Vogelweide ist einer von den Meistern deutschen Gesangs, die einst, wie die Sage meldet, auf der Wartburg wettgesungen. Ebenso ist er Einer der Zwölfe, von denen spät noch die Singschule gefabelt, daß sie in den Tagen Ottos des Großen gleichzeitig und doch Keiner vom Andern wissend, gleichsam durch göttliche Schickung, die edle Singkunst erfunden und gestiftet haben.

Wenn einige, die auf ähnliche Weise mit ihm genannt werden, im Halbdunkel solcher Überlieferung zurückgeblieben sind und höchstens durch Vermuthung mit noch vorhandenen Dichterwerken in Verbindung gesetzt werden können, so ist dagegen kaum einer von den Dichtern des Mittelalters so mit seinem eigensten Leben in unsre Zeit herüber getreten, als eben dieser Walther von der Vogelweide.

[4] Nicht als ob die Geschichte seinen Wandel auf Erden in ihre Jahrbücher aufgenommen hätte oder als ob alte Urkunden von seinen Handlungen Zeugnis gäben, wie dieß bei andern seiner Kunstgenossen der Fall ist; seine zahlreichen Lieder sind es, die sein Andenken und, mehr als dieß, ein klares Bild seines äußern und innern Lebens auf uns gebracht haben.

Er hat nicht seine Persönlichkeit in der alten Heldensage des deutschen Volkes untergehen lassen, noch hat er seine Kunst den Ritter- und Zaubermähren vom heiligen Gral, von der Tafelrunde u. s. w. zugewendet, sondern er hat die Gegenwart ergriffen. Und hiebei hat er wieder nicht bloß den Mai und die Minne gesungen, vielmehr ist er gerade der vielseitigste und umfassendste unsrer älteren Liederdichter, er behandelt die verschiedensten Richtungen und Zustände der menschlichen

Seele, er betrachtet die Welt, er spiegelt in seinem besondern Leben das öffentliche, er knüpft seine eigenen Schicksale, wenn auch in sehr untergeordnetem Verhältnis, an die wichtigsten Personen und Ereignisse seiner Zeit.

Diese Zeit war eine bedeutende, vielfach und stürmisch bewegte. Die Verwirrung des Reichs nach dem Tode Heinrichs VI, der verderbliche Streit der Gegenkönige Philipp und Otto, Friedrichs II heranwachsende Größe, dessen Kämpfe gegen die päbstliche Allmacht, der Kreuzzüge wogendes Gedräng!

Unscheinbar allerdings ist das Auftreten unsres Dichters auf der Bühne dieser Weltbegebenheiten. Schon [5] darüber könnten wir verlegen sein, wie wir ihn zuerst in die Welt einführen, denn sein Ursprung ist bis jetzt nicht mit Sicherheit erhoben.

Im obern Thurgau stand, nach Stumpfs Schweizerchronik, ein altes Schloß Vogelweide. Im benachbarten Sankt Gallen hat das patrizische Geschlecht der Vogelweider geblüht. Mit diesem Geschlecht und jenem Schlosse wird Walther von der Vogelweide in Beziehung gesetzt [1].

In keinem deutschen Lande finden wir auch die rit[6]terlichen Sänger so gedrängt beisammen, als in jenen nachbarlichen Gebirgsthälern, die von der Thur, der Sitter, der Steinach durchrauscht werden, und dort, wo der Rhein dem Bodensee zueilt. Der Truchseß von Singenberg, der Schenk Kunrad von Landegg, Göli, Graf Kraft

[1] Stumpf, der gegen die Mitte des 16ten Jahrhunderts schrieb, erwähnt im 5ten Buche seiner Chronik eines sankt-gallischen Bürgers, Hans Vogelweider, und fügt das Wappen dieser Vogelweider bei. Hierauf folgt in der vierzig Jahre nach des Verfassers Tod erschienenen Ausgabe von 1606 (Bl. 373 b) nachstehender Beisatz, welcher in der ersten Ausgabe von 1548 (II, Bl. 31 b) noch nicht befindlich ist: „Sonst ist Vogelweide ein alt Schloß geweßt im oberen Turgow gelegen: davon berümpte Leut kommen, an der Herzogen in Schwaben Hof bekannt. Walther von der Vogelweide war ein frommer biderber, nothaffter Ritter, an Keysers Philippi Hof: wie sölchs bezeuget sein selbst eigen Lied in einem uralten Buch [sicherlich die manessische Handschrift], under Keyser Heinrich und König Cunraden dem jungen geschrieben: darinnen auch sein Wappen abgemalet, hat aber nichts mit diesem geleichs.“ Dieses ist ohne Zweifel die Hauptstelle, nach welcher Bodmer und nachher viele Andre den Ursprung des Dichters in das obere Thurgau setzen.

von Toggenburg, Heinrich und Eberhard von Sax, Friedrich von Husen, Kunrad von Altstetten, Walther von Klingen, Heinrich von Frauenberg, Wernher von Tüfen, Heinrich von Rugge, der von Wengen, der Hardegger, der Taler, Rudolf von Ems u. A. m., von denen allen noch Lieder vorhanden sind, gehören theils mit Gewißheit, theils mit größerer oder geringerer Wahrscheinlichkeit, jener Gegend an [1].

[7] Mitten in jenen sangreichen Gauen lag das Stift Sankt Gallen, von dem der Anbau der Gegend und die Bildung ihrer Bewohner ausgegangen. Die dortigen Klosterbrüder waren im 9ten und 10ten Jahrhundert gepriesene Tonkünstler. Ihre geistlichen Lieder, wozu sie selbst die Singweise setzten, giengen in den allgemeinen Kirchengesang über. Eben so frühe wurde zu St. Gallen in deutscher Sprache gedichtet, und hinwieder das deutsche Heldenlied (Walther und Hiltegund) in lateinische Verse übertragen. Namentlich aber waren diese Mönche beschäftigt, die Söhne des benachbarten Adels überhaupt sowohl, als insbesondre in der Tonkunst, zu unterrichten [2]. Und eben in diesen Verhält[8]nissen

[1] Von Singenberg, Landegg und Göli wird weiterhin die Rede sein. Kraft von Toggenburg ist in der Geschichte dortiger Gegend hinlänglich bekannt. Die von Sax, ein ausgestorbenes Geschlecht im Rheinthal, nach welchem noch die Landschaft genannt wird. Über die Geschlechter von Husen und von Thal s. v. Arx, Geschichte des Kantons St. Gallen (2 Bde. St. Gallen 1810. 11.) I, 493. 498. Unter den Dienstleuten des Gotteshauses St. Gallen um 1300 zählt ein altes Verzeichnis die von Altstetten, von' Hardegg, von Husen auf. Ebd. 1, 482. Der Minnesänger Friedrich von Husen, ein Kreuzfahrer, bezeichnet sich selbst als um den Rhein einheimisch. Man. I, 92 b. 94 a. (Im Elsaß sucht ihn Oberlin, de poetis Alsatiæ eroticis S. 10.) Ein Walther von Klingen kömmt um 1271 urkundlich vor, Arx I, 395 (nach Docen, Mus. I, 144 schon 1251), ein H. (Heinricus) miles de Frouunberch 1257, ebd. I, 544, ein Cuno miles de Tüfin 1279, ebd. I, 506. Die Ruggen erscheinen noch um die Mitte des 15ten Jahrhunderts als sankt-gallische Junker. Ebd. II, 296. Der von Wengen richtet ein Lied an die Thurgäuer. Man. II, 99 a. Anziehend und anschaulich hat v. Laßberg in der Zueignung des 1ten Bands seines Liedersaals (1820) an die Sänger dortiger Gegend erinnert.

[2] Alles Obige hat v. Arx in seinem äußerst lehrreichen Geschichtwerke umständlich ausgeführt und belegt. Von dem Mönche Tutilo (st. 912) sagt Ekkehard. jun. de casib. monast. St. Galli cap. III: „filios nobilium in loco ab abbate destinato fidibus edocuit."

mochten Keime liegen, welche nachher im ritterlichen Gesang zur Blüthe gekommen sind.

Der von Singenberg war des Abtes zu St. Gallen Truchseß, der von Landegg dessen Schenk, Göli (jedoch nur muthmaßlich) dessen Kämmerer, und also sehen wir diesen fürstlichen Abt von einem singenden Hofstaat umgeben. Auch die andern adelichen Geschlechter, aus denen zuvor eine Reihe von Minnesängern namhaft gemacht wurde, sind gröstentheils als Lehens- und Dienstleute des Klosters bekannt [1]. Selbst das meldet Hugo von Trimberg in seinem Renner (um 1300), daß ein Abt von St. Gallen schöne Taglieder gesungen, d. h. Lieder, in welchen der Wächter verstohlene Minne warnt, daß sie nicht vom Tageslicht überrascht werde.

Unsern Dichter von da ausgehen zu lassen, wo der Gesang so heimisch war, wo vielleicht der eigentliche Quell der schwäbischen Liederkunst zu suchen ist, hat an sich etwas Gefälliges. Auch darf nicht un[9]beachtet bleiben, daß jener sankt-gallische Truchseß von Singenberg sich besonders viel mit Walthern zu schaffen macht. Er rühmt denselben als Sangesmeister, betrauert dessen Tod, ahmt seine Lieder nach, und wir finden auf diese Weise im Thurgau wenigstens einen Widerhall von Walthers Gesange.

Gleichwohl bleibt der Ursprung des Dichters in jener Gegend noch immer zweifelhaft. Das vormalige Dasein einer Burg Vogelweide scheint lediglich auf der Angabe der vorgenannten Chronik zu beruhen, und die Urkunden des Stiftes St. Gallen, welche nicht leicht einen Weiler, einen Thurm der Umgegend unberührt lassen, enthalten, so viel man bis jetzt weiß, keine Spur von dem fraglichen Stammschloß [2]. Das

[1] Über die sankt-gallischen Erbämter s. Arx I, 320. Konrad, Schenk von Landegg, kömmt von 1281 (oder schon 1271, I, 528) bis 1304 in den Urkunden vor. Ebd. I, 476. Die Kämmerer hießen Giele. „Rudolf Gielo, noster camerarius," ebd. I, 320. Vgl. Mus. I, 162. Der Dichter Göli (Man. II, 57 a) singt:

Bei dem Rheine grünen Werde und Auen.

Über die andern Geschlechter s. oben S. 10, Anm. 1.

[2] Die oftangeführte Geschichte des Kantons St. Gallen giebt eine umständliche geschichtliche Ortsbeschreibung dortiger Gegend, auf die reichhaltigen, in hohes Alterthum hinaufreichenden Urkundensammlungen des sankt-gallischen

aus[10]gestorbene sankt-gallische Geschlecht der Vogelweider kömmt erst im 15ten Jahrhundert unter denjenigen vor, welche als Gerichtsherrn den Junkertitel führen konnten, und es mag seinen Namen eher von einer Bedienung, als von einer Burg, entnommen haben[1]. Rühmliche [11] Erwähnung des Dichters aber und vertraute Bekanntschaft mit seinen Liedern findet sich nicht bloß bei dem Truchseß von Singenberg, sondern auch bei andern gleichzeitigen und spätern Sängern, welche nicht dem Thurgau angehören.

Ein Meistergesang über die zwölf Stifter der Kunst nennt Walthern

Archivs gegründet. Nirgends aber erwähnt sie einer Burg Vogelweide. Um desto sichrer zu gehen, habe ich an Herrn von Arx selbst mich schriftlich gewendet und von ihm die Bestätigung erhalten, daß ihm von einem Schlosse dieses Namens nie eine Meldung aufgestoßen sei. Möglich wäre eine Verwechslung mit Vögelinsberg oder Vögelisecf. In dem sankt-gallischen Jahrszeitenbuche (Goldast, Script. Rer. Alem. Tom. I), das 1272 geschrieben wurde, kömmt ein Ruodolfus dispensator de Vögillinsberc vor. Notker III, Vorsteher der sankt-gallischen Klosterschulen, gestorben 1022, hatte bei Speicher, in der Gegend, wo jetzt das weitausschauende Vögelisecf steht, ein Gehege (vivarium), worin er Wild und seltene Vögel, die er am meisten liebte, verwahren und füttern ließ. Es ist vermuthet worden, daß hier die Heimath des Geschlechtes von der Vogelweide zu suchen sei, welcher Name im Munde des Volks in Vögelisecf umgewandelt worden sein möchte. Man überzeugt sich leicht, wie sehr es hiebei an einem sichern Halt gebreche.

[1] Über die sankt-gallischen Vogelweider s. Arx II, 196. Leu, Allgemeines Helvet. Lexicon, Th. 18, S. 676. Sie kommen zuerst 1430 vor. Das Schreiben des Herrn von Arx besagt darüber Folgendes: „Ich bezweifle es sehr, ob Walther Vogelweider von St. Gallen her sei. Denn nie kömmt dieses Geschlecht in ältern Zeiten, sondern erst im 15ten Jahrhundert da vor, wo von allen Orten her Leute sich in St. Gallen ansiedelten, oder wieder abzogen. Mir scheint Vogelweider eher eine Bedienung ausgedrückt zu haben und von dieser in einen Geschlechtsnamen übergegangen zu sein. Nämlich so wie Kuchimeister einen Proviantmeister, und Füller (impletor), Spiser, andre Verrichtungen anzeigten, und nachhin zu (sankt-gallischen) Familiengeschlechtern wurden, so war Vogelweider ohne Zweifel ein Mann, der sich mit dem Fangen, Füttern, Abrichten der Vögel eines Großen abzugeben hatte, denn Fogilweida hieß eben das, was Aviarium, Glossar. sec. 10 in. ab Ekhart., und ohne solches Vogelbehältnis und einen Wärter desselben konnte der Falkenjagd wegen und des Finkenfangs kein Fürst oder Graf sein. Es muste darum aller Orte Vogelweider geben.“ Im Württembergischen ist der Name Vogelwaid nicht selten.

einen Landherrn aus Böhmen [1]. Anderwärts wird er dem sächsischen Adelsgeschlechte von der Heide beigezählt [2]. Beides ohne ersichtlichen [12] Grund. Neuerlich ist seine Geburtsstätte in Würzburg gesucht worden, wo er begraben liegt und wo vormals ein Hof „zu der Vogelweide" genannt war [3]. Und nach Allem bleibt noch die Frage übrig, ob nicht der Name ein dichterisch angenommener oder umgewandelter sei, wovon man auch sonst in jener Zeit Beispiele findet.

Die Sprache von Walthers Gedichten leitet auf keine nähere Spur seiner Herkunft, da sie in der weit verbreiteten oberdeutschen Mundart verfaßt sind, in welcher die meisten Dichter des 13ten Jahrhunderts gesungen haben.

Der Dichter selbst, dessen Ausspruch entscheiden würde, gedenkt nur einmal des Landes, wo er geboren ist, aber ohne es zu benennen. Er hat, als er in späteren Jahren dorthin zurückgekommen, Alles fremd gefunden, was ihm einst kundig war, wie eine Hand der andern, das Feld angebaut, den Wald verhauen und nur das Wasser noch fließend, wie es weiland floß (Man. I, 141 f.). Auch sonst ist in seinen Liedern nirgends eine Beziehung auf die Gegend des Thurgaus, ob er gleich von den Orten seines Aufenthalts und von seinen Wanderungen vielfältig Rechenschaft giebt. Die erste bestimmtere Ortsbezeichnung ist es, wenn er meldet:

Zu Österreich lernte ich singen und sagen. (Ebd. I, 132 a.)

[13] Aus diesen Worten ist übrigens noch keineswegs zu schließen, daß er auch in Österreich geboren sei, eher das Gegentheil; denn sie bezeichnen gerade nur das Land seiner Bildung zur Kunst. In Österreich, wo die Kunst des Gesanges unter den Fürsten aus babenbergi-

[1] Bei Wagenseil, Von der Meistersänger holdseligen Kunst u. s. w. S. 506:
Der Fünft Herr Walter hieß,
War ein Landherr aus Böhmen gewiß [?]
Von der Vogelweid u. s. w.

In einem andern Meisterliede (Görres, Altteutsche Volks- und Meisterlieder, Frankfurt 1817, S. 224) heißt er Herr Walther von der Wid, der Ziervogel. (Vgl. Man. II, 2 b.) [Vgl. Grimm, Reinhart Fuchs, S. 104, 18.]

[2] S. König, Genealogische Adelshistorie Th. II, S. 543.

[3] Oberthür, die Minne- und Meistersänger aus Franken, Würzburg 1818, S. 30.

schem Stamme so schön gepflegt wurde, konnten die Lehrlinge derselben gute Schule finden. Auch Reinmar von Zweter, der um die Mitte des 13ten Jahrhunderts dichtete, berichtet von sich:

Von Rheine so bin ich geboren,
In Österreiche erwachsen. (Man. II, 146 b.)

Nach allen Anzeigen war Walther von adelicher Abkunft. Mit dem Titel „Herr", dem Zeichen ritterbürtigen Standes, redet er selbst sich an, und so wird er auch von Zeitgenossen benannt. Spätere nennen ihn Ritter [1]. Daß er ein Reichslehen erhalten hat, werden wir nachher sehen.

Dem Bilde, welches sich in der Weingartner Handschrift vor seinen Liedern befindet, ist weder Helm [14] noch Schild beigegeben. Nur das Schwert ist seitwärts angelehnt. In der manessischen Handschrift sind Helm und Schild hinzugekommen; das Wappenzeichen auf beiden ist ein Falke oder andrer Jagdvogel im Käfig, also gänzlich verschieden von dem bei Stumpf abgezeichneten Wappen der Vogelweider, welches drei Sterne enthält.

Ansehnlich muß das adeliche Geschlecht des Dichters in keinem Falle gewesen sein. Er sagt einmal: „Wie nieder ich sei, so bin ich doch der Werthen einer" (Man. I, 122 b). Über seine Armuth klagt er öfters, und eben sie mag ihn bewogen haben, aus der Kunst des Gesanges, die von Andern aus freier Lust geübt ward, ein Gewerbe zu machen.

„Zu Österreich lernte ich singen und sagen."

Mit diesen Worten des Dichters treten wir zuerst aus dem Gebiete der Fabel und der Vermuthung auf einen festeren Boden. Doch müssen wir häufig diesen wieder verlassen und uns darauf beschränken, einzelne sichere Punkte zu bezeichnen, welchen wir dann dasjenige, was den Stempel von Ort und Zeit weniger bestimmt an sich trägt, nach Wahr-

[1] So wird er genannt im Leben der h. Elisabeth (Mencken, Script. Rer. Germ. B. II) und in dem Meisterliede bei Görres S. 224. In der Nachricht, welche die Würzburger Handschrift von seiner Grabstätte giebt, heißt er Miles. Doch ist es zweifelhaft, ob er die Ritterwürde selbst erlangt habe, indem er sich in einem seiner Gedichte mit den Rittern in Gegensatz zu stellen scheint. (Man. I, 142 a:

„Daran gedenket, Ritter! es ist euer Ding.")

scheinlichkeit und nach Verwandtschaft der Gegenstände anreihen. Wo sich der Faden der Geschichte verliert, da giebt das innere Leben des Dichters Stoff genug, die Lücke auszufüllen.

Es lassen sich zweierlei Zeiträume bestimmt unterscheiden, in welchen der Dichter am Hofe der Fürsten von Österreich aus babenbergischem Stamme gelebt [15] hat. Er befand sich dort unter Friedrich, von den Spätern der Katholische genannt, der von 1193 bis 1198 am Herzogthume war, und kam dorthin zurück unter Leopold VII, dem Glorreichen, vor dem Jahre 1217.

Diese beiden Fürsten waren Söhne Leopolds VI, des Tugendreichen, Herzogs von Österreich und Steier, der zu Anfang des Jahres 1193 gestorben war. Friedrich, der ältere Sohn, ließ sich 1195 mit dem Kreuze zeichnen, reiste 1197 nach Palästina ab und starb 1198 auf der Kreuzfahrt [1].

Mit ihm muß dem Dichter Vieles zu Grabe gegangen sein. In einem geraume Zeit nachher gedichteten Liede rechnet er den Anfang seines unsteten und mühseligen Lebens eben von dem Tode Friedrichs an. Lebendig genug schildert er in demselben Liede seine Trauer um den fürstlichen Gönner: „Da Friedrich aus Österreich also warb, daß er an der Seele genas und ihm der Leib erstarb, da drückt' ich meine Kraniche (Schnabelschuhe) tief in die Erde, da gieng ich schleichend, wie ein Pfau [2], das Haupt hängt' ich nieder bis auf meine Kniee."

Zwar fällt in Walthers Zeit noch ein andrer Friedrich von Österreich, Friedrich der Streitbare, des Obigen Neffe, der 1230 seinem Vater, Leopold VII, [16] nachfolgte und 1246 in der Ungarnschlacht an der Leitta umkam. Es sind aber hinreichende Gründe vorhanden, das angeführte Gedicht nicht auf den Neffen, sondern auf den Oheim, zu beziehen. Das Genesen an der Seele bei dem Ersterben des Leibes ist bezeichnend für den Tod auf der Kreuzfahrt, welchen der Dichter auch sonst für einen segenreichen erklärt. Und wenn wir auch annehmen wollten, daß Walther, der, wie sich zeigen wird, schon 1198 in sehr männlichem Geiste gedichtet, noch um 1246 gelebt und gesungen

[1] Chron. Claustro-Neoburg. (bei Pez, Script. Rerum Austriac. B. I) ad ann. 1195, 1197, 1198.

[2] [Man. II, 252: mit pfawen schriten. Monum. Boic. B. XXXIII, S. 304: Hainrichen den Pfawentritte.]

habe, so wird doch aus dem natürlichen Zusammenhange, worin jenes Lied späterhin erscheint, sich ergeben, daß solches in den ersteren Jahren der Regierung Kaiser Friedrichs II, also gar lange vor dem Tode Friedrichs des Streitbaren, entstanden sei.

Wenn uns gleich der Dichter, außer dem Wenigen, was angeführt wurde, von den Schicksalen seiner früheren Lebenszeit keine bestimmtere Nachricht giebt, so ist uns doch, bevor wir ihm weiter folgen, ein verweilender Blick in seine Jugend gestattet. Er zeigt uns den Zeitraum, worein solche gefallen, im Widerscheine seiner späteren Lieder.

„Hievor war die Welt so schön," ruft er klagend aus. Inniglich thut es ihm wehe, wenn er gedenkt, wie man weiland in der Welt gelebt. O weh! daß er nicht vergessen kann, wie recht froh die Leute waren. Soll das nimmermehr geschehen, so kränket ihn, daß er's je gesehen. Jetzt trauern selbst die Jungen, [17] die doch vor Freude sollten in den Lüften schweben. (I, 129 a. 140 b. 114 b [1].)

Dieses unfrohe Wesen rügt er an mehreren Stellen. Es gilt ihm, wie andern Dichtern der Zeit, für ein sittliches Gebrechen, so wie umgekehrt die Freude für eine Tugend. „Niemand, sagt er, taugt ohne Freude" (I, 110 b). Und allerdings ist es nicht selten die sittliche Beschaffenheit des Gemüths, hier des wohlgeordneten, dort des in sich zerfallenen, woraus Frohsinn oder Mismuth entspringen.

Ob Walther außer dem Unterricht in der Kunst des Gesanges irgend einer Art von gelehrter Bildung genossen, ist nicht ersichtlich. Einige Hinweisungen auf Stellen der Schrift und zwei lateinische Segenssprüche, die er scherzhaft anbringt, können nichts entscheiden. Von den Helden, welche dazumal in romantischen Gedichten verherrlicht wurden, kömmt bei ihm bloß Alexander vor [2]. Richard Löwenherz und Saladin, deren er erwähnt, waren durch nahe Überlieferung noch in frischem Angedenken. Nirgends eine sichre Spur, ob er des Lesens und Schreibens kundig war. Das Leben hat ihn erzogen, er hat [18]

[1] [Vgl. Rubin, Man. I, 166 b, 1. 168 a, 1. b, 2. 169 b, 3. 170 a, 3. 171 a, 1. 172 a, 4.]

[2] Auf die deutsche Heldensage findet sich nirgends eine Beziehung, man müßte es denn für eine Anspielung auf Walther und Hiltegund ansehen, wenn auch er, der Sänger Walther, seine Geliebte Hiltegund nennt. I, 136 b.

gelernt, was er mit Augen sah; das Treiben der Menschen, die Ereignisse der Zeit waren seine Wissenschaft.

Manches Lied, das über seine Lebensgeschichte vollständigeres Licht verbreiten könnte, mag verloren gegangen sein. In denjenigen, die auf uns gekommen sind, erscheint er als ein Mann von gereiftem Alter, und in mehreren zeigt er sich am Ziel seiner Tage. Seine Gedichte tragen im Allgemeinen das Gepräge der Welterfahrenheit, des Ernstes, der Betrachtung. Bis zur eigenen Qual fühlt er sich zum Nachdenken hingezogen und er spricht das bedeutsame Wort:

Ließen mich Gedanken frei,
So wüste ich nicht um Ungemach. (I, 114 a 1.)

Er stellt sich uns in einem seiner Lieder dar, auf einem Steine sitzend, Bein über Bein geschlagen, den Ellenbogen darauf gestützt, Kinn und Wange in die Hand geschmiegt, und so über die Welt nachdenkend. Damit bezeichnet er treffend das Wesen seiner Dichtung, und sinnreich ist er in zwei Handschriften vor seinen Liedern in dieser Stellung abgebildet.

[1] [Vgl. Man. I, 70 b, 3: Nie wart grőʒer ungemach, danne eʒ ist der mit gedanken umbegat. II, 46 a, 5. I, 146 b, 2.]

[19] Zweiter Abschnitt.

Philipp von Schwaben. Deutschlands Zwiespalt und Zerfall. Walther als Vaterlandsdichter.

Das Jahr 1198, in welchem der Dichter seinen fürstlichen Gönner in Österreich verlor, war auch ein Wendepunkt in der Geschichte der Zeit. In diesem Jahre wich der Friede, der in den letztern Jahren Kaiser Friedrichs I und während der Regierung Heinrichs VI in Deutschland geherrscht hatte, den langwierigen und verderblichen Kämpfen der Gegenkönige.

Heinrich VI war im Herbst 1197 zu Messina gestorben, sein dreijähriger Sohn Friedrich blieb, unter Vormundschaft des Pabstes, als König in Sicilien. Die deutschen Fürsten hatten ihn noch bei Lebzeiten seines Vaters als Nachfolger auf dem deutschen Throne anerkannt. Aber Innocenz III, der kurz nach des Kaisers Hintritt, im kräftigsten Alter, zum Oberhaupt der Kirche gewählt worden, wollte nicht wieder die Vereinigung der deutschen Krone mit der sicilischen dulden. Er [20] fand diese Vereinigung gefährlich für die Kirche, und erklärte, da Friedrich noch nicht getauft gewesen, als man ihn zum römischen König erwählt, so brauche man sich hieran nicht zu kehren. Den Deutschen war nicht mit einem Kinde geholfen. In den sechsten Monat war das Reich verwaist.

Philipp von Schwaben, des verstorbenen Heinrichs Bruder, hatte anfangs versucht, seinem unmündigen Neffen die Thronfolge zu erhalten, bald richtete er selbst sein Absehen auf die Krone. Auch diesem Hohenstaufen arbeitete der Pabst entgegen. Mit Berthold von Zähringen und Bernhard von Sachsen wurde von den Fürsten um das Reich unterhandelt. Nachher ordneten der Erzbischof von Köln und andre, mehrentheils geistliche Fürsten, von päbstlichem Einfluß geleitet, eine

Gesandtschaft an Otto von Braunschweig ab, um ihn zum Throne zu berufen. Die Reichskleinode, auf deren Besitz man damals großen Werth legte, waren in Philipps Händen.

Schon früher war ein falsches Gerücht von Kaiser Heinrichs Tode das Zeichen zu allgemeiner Auflösung der gesellschaftlichen Ordnung gewesen. Jetzt, nach des Kaisers wirklichem Hintritt, erreichte die Verwirrung den höchsten Grad. „Als ich aus Tuscien nach Deutschland zurückgekommen, schreibt Philipp an Innocenz III [1], fand ich das ganze Land in nicht ge[21]ringerer Verwirrung, als irgend das Meer von allen Winden zerwühlt werden könnte."

Die ersten Lieder unsres Dichters, denen wir den Zeitpunkt ihrer Entstehung bestimmter nachweisen können, beziehen sich auf diese Ereignisse. Ernstes Nachdenken über die Zerrüttung des Vaterlands, Anklage des Pabstes, dessen Umtriebe den Zwiespalt herbeigeführt, Aufruf an Philipp, der Verwirrung ein Ende zu machen.

Ich saß auf einem Steine [2],
Da deckte ich Bein mit Beine,
Darauf setzte ich den Ellenbogen,
Ich hatte in meine Hand [3] geschmogen
Das Kinn und eine Wange;
Da dachte ich mir viel bange,
Wie man zur Welte sollte leben.
Keinen Rath konnte ich mir geben,
Wie man drei Ding' erwürbe,
Der keines nicht verdürbe:
Die zwei sind Ehre und fahrend Gut,
Der jedes dem andern Schaden thut,
Das dritte ist Gottes Hulde,

[1] Registr. Innocent. III. ep. 136. S. 147.

[2] Diese Strophe ist nachgeahmt von Boppo (Man. II, 235): Ich saß auf einer Grüne u. s. w. [Vgl. Ruolandesliet S. 12, 33 f. Rother 442. K.]

[3] [Vgl. Wigalois Z. 6022 bis 6027. Chevalier au cygne I, 119, 2879: „sa main a son menton." Gui de Bourgogne S. 29: „Sa main a sa maissele, comme voir dolans hon." [Ausgabe von Guessard und Michelant. Paris 1858. Sodann im Lay d'Aristote in Méons Fabliaux 3, 108: Lez un vergier, lez une fontenelle Siet fille a roi, sa main a sa maisselle, En souspirant son douz ami apele. K.]

Der zweien Übergulde;
Die wollte ich gerne in einen Schrein.
Ja leider! möchte das nicht sein,
Daß Gut und weltlich' Ehre
Und Gottes Huld je mehre
[22] Zusammen in ein Herze kommen.
Steige und Wege sind eingenommen,
Untreue ist in der Saße,
Gewalt fährt auf der Straße,
Friede und Recht sind beide wund,
Die drei haben Geleites nicht, die zwei werden denn eh' gesund.

geschmogen] geschmiegt. — Übergulde] was mehr als jene gilt. — In der Saße] seßhaft. [Ulrichs von Turheim Tristan 558. Alt Meister-Gesangbuch S. 48. DCXII: saze. Suchenwirt II. 41.] [Saße = Hinterhalt. K.] — Die drei] nemlich Gut (Reichthum), weltliche Ehre und Gottes Huld, haben kein sicheres Geleit, um zusammen zu kommen, bevor nicht die zwei, Friede und Recht, wiedergenesen sind und die Straße frei machen.

Ich sah mit meinen Augen
Der Menschen Thun und Taugen.
Da ich nun hörte, da ich sach,
Was Jedes that, was Jedes sprach:
Zu Rome hörte ich lügen
Und zweene Könige trügen.
Davon hub sich der meiste Streit,
Der eh' ward oder immer seit.
Da sich begannen zweien
Die Pfaffen und die Laien,
Das war eine Noth vor aller Noth,
Leib und Seele lag da todt.
Die Pfaffen stritten sehre,
Doch ward der Laien mehre;
Das Schwert legten sie da nieder
Und griffen zu der Stole wieder,
Sie bannten, die sie wollten,
Und nicht den sie sollten.
Da störte man manch Gotteshaus,
Da hörte ich ferne in einer Klaus
[23] Viel starker Ungebäre;

Da weinte ein Klausenere,
Er klagete Gott sein bittres Leid:
„O weh! der Pabest ist zu jung; hilf, Herre, deiner Christenheit!"

seit] seitdem, nachher. — zweien] entzweien. — Pfaffen und Laien] geistliche und weltliche Fürsten, in der streitigen Königswahl. — Ungebäre] ungebärdige Wehklage. — Klausenere] der klagende Klausner, welcher mehrmals vorkömmt, bedeutet die vormalige strenge Frömmigkeit im Gegensatze zu der nunmehrigen Ausartung des geistlichen Standes. [Vgl. über den Klausner Pfeiffers 2te Ausgabe S. 184. K.]

Ich hörte die Wasser dießen
Und sah die Fische fließen,
Ich sah was in der Welte was,
Wald, Feld, Laub, Rohr und Gras.
Was kriechet oder flieget [1],
Oder Beine zur Erde bieget,
Das sah ich und sage euch das:
Der keines lebet ohne Haß;
Das Wild und das Gewürme,
Die streiten starke Stürme,
Also thun die Vögel unter ihn'n,
Nur daß sie haben einen Sinn [2]
(Sie wären anders zu nichte):
Sie schaffen gut Gerichte,
Sie setzen Könige und Recht
Und schaffen Herren und Knecht.
O weh dir, deutsche Zunge,
Wie steht deine Ordenunge!
Daß nun die Mück' ihren König hat [3]
Und daß deine Ehre also zergat!
[24] Bekehre dich, bekehre!
Die Kirchen sind zu hehre,

1 [Gotfrieds von Straßburg Werke II, S. 105. Str. 14. S. 107. Str. 28 f.]

2 [Soltaus historische Volkslieder S. 86: Die fürsten hatten einen mutt.]

3 Die Mücken haben König unter ihnen,
Die Bienen einen Weissel, dem sie folgen,
Kein' Creature lebet ohne Meisterschaft u. s. w.
Der Mysnere (bei Müller DXCIII.)

Die armen Könige drängen dich.
Philippe! setze den Waisen auf und heiße sie treten hinter sich!
(Man. I, 102.)

dießen] tosen, rauschen. — fließen] schwimmen. — was] war. — Was kriechet] vgl. Wernhers Maria S. 28. 52. — unter ihn'n] unter sich. — deutsche Zunge] Land deutscher Sprache. — zergat] zergeht. — die Kirchen] die Geistlichkeit. [Ducange B. I, S. 996 [Paris 1842. II, 362. K.] f.: „(Circulus) Circulus aureus, Coronæ simplicioris species, quæ Patriciatus insigne erat apud Romanos, sub Imperatoribus Occidentalibus. Leo Ost. lib. 2, cap. 79: Eidem Henrico IV, Patriciatus honorem Romani contribuunt, eumque præter imperialem coronam aureo circulo uti decernunt. Petrus Diac. lib. 4 Chron. Casin. cap. 119 de Lothario imp.: Ipse vero in civitate coronam circuli patricialis accepturus remansit. Acerbus Morena in Histor. Rerum Laudensium pag. 117 de Friderico I Imp.: Sequenti igitur proximo die Dominico prædictus Papa Paschalis cum suis Cardinalibus in ipsa Ecclesia S. Petri Missam honorifice et cum magno gaudio celebravit, ipsoque die in capite Imperatori circulum aureum tantummodo imposuit. Sequenti vero die Martis, in quo fuit festum S. Petri ad Vincula, prædictus Dom. Papa Paschalis Dom. Federicum Imperatorem et serenissimam Augustam Beatricem conjugem suam ex coronis auro purissimo, et multis pretiosissimis gemmis decoratis coronavit in ipsa Ecclesia S. Petri. Circulum etiam, non coronam, Regibus tribuit Chronicon Montis-Sereni ann. 1134: Imperator celebrat Pascha Halverstat, ubi quidam de Principibus Danorum Magnus nomine, hominium ei faciens, regnum Daniæ ab ipso suscepit, et postquam præstitit juramentum, Imperatori ad Ecclesiam procedenti, circulo decoratus aureo, gladium præportavit. An. 1152 de Friderico Imp: Qui proximum Pentecoste Merseburg celebrans, Sueno Regi Daciæ Circulum Regium concessit. Et an. 1158: Dux Bohemiæ concesso sibi ab Imperatore Circulo nominatur. Circulis aureis Augustæ apud Occidentales usæ etiam leguntur, non coronis. Arnoldus Lubec. lib. 6, cap. 2 de uxore Philippi Suevi Imp.: Ibi quoque Regina, regio diademate, non tamen coronata, sed circulata processit. Vide Corona Ducalis. Le Roman de Garin: El fu vestu d'un paille Alexandrin, Et en son chef un chapelet d'or fin. Alibi: Le cercle d'or li ert el chief asis." Tristan 10862. 10981. Chronik des Franciscaner Lesemeisters Detmar, nach der Urschrift und mit Ergänzungen aus andern Chroniken herausgegeben von Dr F. H. Grautoff. 1ter Theil. Hamburg 1829. S. 82. J. 1204: De koningh Philippus hadde ok enen groten hof to Megdebborch, dar he ghecronet ghink mit sime wive. Maßmanns Eraclius S. 213 b.] — zu hehre] zu

gewaltig. [Beneckes Beiträge S. 255, 3.] — die armen Könige] die mittellosen Thronbewerber. — den Waisen] das Reichskleinod, den Edelstein der Kaiserkrone, welchen Herzog Ernst aus dem hohlen Berge mitgenommen haben soll.

Noch im Frühjahr 1198 ward dem Dichter die Freude, Philippen gekrönt zu sehen. Das hochschwebende Lied, worin er seinen Jubel ausspricht, läßt kaum bezweifeln, daß er selbst der Krönung zu Mainz anwohnte.

Die Krone ist älter, denn der König Philippe sei;
Da möget ihr alle schauen wohl ein Wunder bei,
Wie sie ihme der Schmid so eben recht gemachet.
Sein kaiserliches Haupt geziemet ihr also wohl,
Daß sie zu Rechte niemand scheiden soll;
Jedwedes nicht des andern Tugend schwachet.
Sie lachen beide einander an,
Das edel Gesteine und der junge süße Mann;
Die Augenweide sehen die Fürsten gerne.
Wer nun des Reiches irre geh',
[25] Der schaue, wem der Waise ob seinem Nacken steh'!
Der Stein ist aller Fürsten Leitesterne. (I, 127 b.)

zu Rechte] mit Recht. — Tugend] Werth. — schwachet] schwächet, verringert.

Das angenehme Bild, das Walther von seinem Könige giebt, bestätigen die Worte des Geschichtschreibers. Nach der Beschreibung der urspergischen Jahrbücher war Philipp ein Mann von schöner und edler Gesichtsbildung, blondem Haar, mittlerer Größe, zartem, fast schwächlichem Körperbau [1].

Der Dichter begnügt sich nicht, Philippen zum Throne berufen und auf demselben begrüßt zu haben. Er giebt dem neuen Könige noch das Mittel an, seine Herrschaft zu befestigen und auszubreiten. Dieses Mittel findet er in der Milde, der dankbaren Freigebigkeit gegen Diejenigen, die sich dem Könige versöhnt und verpflichtet haben, der rückhaltlosen Ausspendung von Gaben und Ehre.

Philippe, König hehre!
Sie geben dir alle Heiles Wort

[1] Chron. Abb. Ursperg: „Erat autem Philippus animo lenis, mente mitis, eloquio affabilis, erga homines benignus, largus satis et discretus, debilis quidem corpore, sed satis virilis, in quantum confidere poterat de viribus suorum, facie venusta et decora, capillo flavo, statura mediocri, magis tenui quam grossa."

Und wollten Lieb nach Leide.
Nun hast du Gut und Ehre,
[26] Das ist wohl zweier Könige Hort,
Die gieb der Milde beide!
Die Milde lohnet, wie die Saat,
Von der man wohl zurück empfaht,
Darnach man ausgeworfen hat;
Wirf von dir mildigliche!
Welch' König der Milde geben kann,
Sie giebt ihm, das er nie gewann,
Wie Alexander sich versann:
Der gab und gab, da gab sie ihm alle Reiche. (I, 113 a.) [1]

Das ist wohl u. s. w.] (Lesart der Pf. Hds. 357) Reichthum und Ehre, jedes für sich schon, ist der Hort, Schatz, eines Königs. (Vgl. I, 135 b: „zwei Kaisers Ellen" d. h. Stärke, Kraft.) — sich versann] inne ward.

Die Geschichte beweist, daß Philipp wirklich in diesem Sinne gehandelt. Wie er überhaupt die gelinden Wege den gewaltsamen vorzog, so suchte er besonders durch reiche Gaben an Geld und Ländereien Feinde zu beseitigen und Anhänger zu gewinnen. Seinem gefährlichsten Mitbewerber um die Krone, dem Herzog Berthold von Zähringen, hatte er für dessen Rücktritt 11000 Mark bezahlt. Seine Freigebigkeit war so groß, daß er damit nicht, wie Alexander, alle Reiche gewann, sondern selbst die anererbten Lande nur noch dem Namen nach behielt. „Als er, so erzählen die urspergischen Jahrbücher, kein Geld hatte, um seinen Kriegsleuten Sold zu bezahlen, fieng er zuerst an, die Ländereien zu veräußern, die sein Vater, Kaiser Friedrich, [27] weit umher in Deutschland erworben hatte, so daß er jedem Freiherrn oder Dienstmann Dörfer oder angrenzende Kirchen versetzte. Und also geschah es, daß ihm nichts übrig blieb, außer dem leeren Namen des Landesherrn und denjenigen Städten und Dörfern, worin Märkte gehalten werden, nebst wenigen Schlössern des Landes."

Dessen unerachtet vermochte er es nicht Allen zu Danke zu machen, und selbst Walther wirft ihm in einem andern Liede vor, daß er sich nicht so recht im Geben gefalle. Er erinnert Philippen an den milden

[1] [Vgl. Raynouard, Choix des poésies originales des Troubadours B. 5, S. 196. Anc non crec u. s. w. S. 320. Per dar conquis u. s. w.]

Saladin [1], welcher gesagt, Königes Hände sollten durchlöchert sein, und an den König von Engelland (Richard Löwenherz), den man seiner Mildthätigkeit wegen so theuer ausgelöst (I, 127 b.) [2].

Auch hatte Philipp mit all seiner Freigebigkeit nicht verhindern können, daß gleich nach seiner Krönung Otto [28] von Braunschweig als Gegenkönig aufgestellt wurde, mit dem er bis an seinen Tod zu kämpfen hatte. Wie einst in den Vätern, Friedrich dem Rothbart und Heinrich dem Löwen, so standen jetzt in den Söhnen, Philipp und Otto, Gibelinen und Welfen sich drohend gegenüber.

Wir haben zuvor gesehen, in welch heiterem Lichte unsrem Dichter seine frühere Lebenszeit erscheint. Mit stets düsterern Farben malt er die Gegenwart. Er klagt um die alte Ehre, um die alten getreuen Sitten. Treue und Wahrheit sind viel gar bescholten. Leer stehen die Stühle, wo Weisheit, Adel und Alter saßen ehe. Recht hinket, Zucht trauert und Scham siechet. Die Sonne hat ihren Schein verkehret, Untreue ihren Samen ausgestreut auf allen Wegen, der Vater findet Untreue bei dem Kinde, der Bruder lügt dem Bruder, geistlicher Orden selber trüget, der uns doch zum Himmel leiten sollte. Der Dichter erkennt hierin die schreckbaren Zeichen des nahenden Weltgerichts (I, 121 a. 107 b. 112 a. 128 a).

Mit tiefem Kummer hält er dem politischen und sittlichen Verfalle seines Vaterlands dessen früheren Glanz entgegen: „O weh! was Ehren sich frembet von deutschen Landen! Witz und Mannheit, dazu Silber und Gold!" (I, 103 b.) „Ich sah hievor einmal den Tag, da unser

[1] [Bruder Wernher, Alt Meister-Gesangbuch S. 3. LXI: des milten Salannes hant gesete um ere nye so witen scatz. Friberg, Tristan V. 4515. Docen, Misc. I, 98. VII. Vgl. Turnei von Nanteiz in Maßmanns Denkmälern I, 138.]

[2] Richard war zu Ende des Jahres 1192, als er auf der Rückkehr aus dem heiligen Lande durch das Gebiet Leopolds VI von Österreich, den er in Palästina beleidigt hatte, verkleidet reisen wollte, erkannt und festgesetzt worden. Leopold überließ seinen Gefangenen um 60000 Mark Silbers an Kaiser Heinrich, der Richarden wegen dessen Verbindung mit Tankred von Sicilien übel wollte. Nun wurde Richard vom Kaiser in harter Gefangenschaft gehalten, und erst zu Anfang des Jahres 1194 gegen ein Lösegeld von 100000 Mark, das die Engländer mit großer Anstrengung zusammengebracht hatten, in Freiheit gesetzt.

Lob war gemein allen Zungen, wo kein Land uns nahe lag, es begehrte Sühne oder es war bezwungen. Reicher Gott! wie wir nach Ehren da rungen!" (I, 106 a.)

[29] Er rügt hiebei die Entartung und Zuchtlosigkeit des jüngeren Geschlechts. Vormals riethen die Alten und thaten die Jungen. Jetzt haben die Jungen die Alten verdrungen und spotten ihrer. Junge Altherren [1] sieht man und alte Jungherren. Und wenn gleich Walther einmal behauptet, Niemand könne mit Gerten Kindeszucht behärten, wen man zu Ehren bringen möge, dem sei ein Wort als ein Schlag, so tadelt er doch anderswo die Väter, daß sie Salomons Lehre brechen, nach welcher den Sohn versäume, wer den Besen spare. (I, 106. 126 b. 129 a.)

Unrecht würde dem Dichter geschehen, wenn wir in seinem Lobe der Vergangenheit und Tadel der Gegenwart die bloße Vorliebe für verlebte Jugendzeit erblicken wollten. Die gleichzeitigen Geschichtschreiber sind in vollkommener Übereinstimmung mit seiner Schilderung des Zustandes, in welchen Deutschland durch die doppelte Königswahl versetzt wurde.

„Damals, sagt der Abt von Ursperg, fiengen die Übel an, sich auf der Erde zu vervielfältigen. Denn es entstand unter den Menschen Feindschaft, Trug, Untreue, Verrath, womit sie sich gegenseitig in Tod und Untergang hingeben, Raub, Plünderung, Verheerung, Landesverwüstung, Brand, Aufruhr, Krieg. Jedermann ist jetzt meineidig und in die vorbesagten Frevel verstrickt. Wie das Volk, so auch die Priesterschaft. Die Verfolgung ist so groß, daß [30] Niemand mit Sicherheit von seinem Wohnort ausgehen kann, auch nur in den nächsten Ort."

In dem allgemeinen Zwiespalt nahmen auch die Sänger verschiedene Wege. Wenn Walther von der Vogelweide Philipps Krönung feierte, so geleitet Wolfram von Eschenbach den Gegenkönig Otto zu seiner Weihe [2].

Zu den Anhängern Philipps gehörten der Herzog Bernhard von Sachsen, früher selbst Bewerber um den Thron, und der Erzbischof von

[1] [Alt Meister-Gesangbuch S. 40. DLIX: alt herren.]

[2] Oranse S. 176 b. Vgl. Titurel Cap. 27. Str. 4096.

Magdeburg [1]. Nach dem thüringischen Feldzug im Jahr 1204, der sich mit der Unterwerfung des Landgrafen Hermann endigte, oder als im Jahr 1207 Philipp, mit Otto unterhandelnd, sich in jener Gegend befand [2], mag es geschehen sein, daß er die Weihnachten zu Magdeburg feierte. Walther war bei dieser Feier anwesend; in einem farbenhellen Gemälde, den altdeutschen auf Goldgrund ähnlich, zeigt er uns den Kirchgang des Königs mit [31] seiner Gemahlin, der griechischen Irene, und dem Gefolge der Thüringer und Sachsen.

Es gieng eins Tages, als unser Herre ward geborn
Von einer Magd, die er sich zur Mutter hat erkorn,
Zu Magdeburg der König Philippe schöne.
Da gieng eins Kaisers Bruder und eins Kaisers Kind
In éiner Wat, wie auch der Namen zweene sind;
Er trug des Reiches Zepter und die Krone.
Er trat viel leise, ihm war nicht jach:
Ihm schlich eine hochgeborne Königinne nach,
Rose ohne Dorn, eine Taube sonder Gallen.
Di'e Zucht war nirgend anderswo,
Die Thüringer und die Sachsen dienten da also,
Daß es den Weisen muste wohl gefallen. (I, 127 b.)

Magd] Jungfrau. — eins Kaisers Bruder] Philipp war Bruder Kaiser Heinrichs VI und Sohn Kaiser Friedrichs I. — Wat] Gewand. [Walther Man. I, 122 a, 3: Fründin und frowen in einer wete Wolde ich an in einer gerne sehen. H. Georg 1 bis 4. — schlich] Vgl. Trist. 10894 f. 11013. 11084.] — Rose ohne Dorn, Taube sonder Galle] Beinamen, die sonst auch der heiligen Jungfrau gegeben werden. — Zucht] Hofzucht, Hofdienst. — den Weisen] den Kennern.

Dem königlichen Paare, das uns hier im Glanze der Macht und des Glückes erscheint, sind finstre Geschicke bereitet. Kurze Zeit nachher, 1208, fällt Philipp durch Mörderhand, und Irene, die Rose ohne Dorn, verwelkt am Kummer über seinen Tod.

Wir haben die schmerzliche Klage des Dichters über den Verfall

[1] „De Ssxonia quidem habuit [Philippus] ducem Bernhardum, marchionem Mœsiæ et alios principes sæculares potentissimos, insuper archiepiscopos magdeburgensem et bremensem et suffraganeos eorumdem." Chron. Ursp.

[2] Diese Zeit vermuthet Köpke a. a. O. S. 16.

von Deutschland vernommen. Es hat uns daraus eine seiner schönsten Eigenschaften angesprochen, die Vaterlandsliebe. Dieses edle Gefühl ist die Seele eines bedeutenden Theils seiner Dichtungen. [32] Überall erregt es ihn zu der lebhaftesten Theilnahme an den öffentlichen Angelegenheiten. Ihm gebührt unter den altdeutschen Sängern vorzugsweise der Name des vaterländischen. Keiner hat, wie er, die Eigenthümlichkeit seines Volkes erkannt und empfunden. Wie bitter wir ihn vorhin klagen und tadeln hörten, mit stolzer Begeisterung singt er anderswo den Preis des deutschen Landes, vor allen andern, deren er viele durchwandert:

Ihr sollt sprechen: willekommen!
Der euch Mähre bringet, das bin ich.
Alles, das ihr habet vernommen,
Das ist gar ein Wind, nun fraget mi'ch!
Ich will aber Miethe,
Wird mein Lohn halb gut,
Ich mag leichtlich sagen, das euch sanfte thut;
Seht, was man mir Ehren biete!

Ich will deutschen Frauen sagen
Solche Mähre, daß sie desto baß
Sollen aller Welt behagen;
Ohne große Miethe thu' ich das.
Was wollt' ich zu Lohne?
Sie sind mir zu hehr.
Drum bin ich gefüge und bitte sie keines mehr,
Als daß sie mich grüßen schöne.

Ich hab' Lande viel gesehen
Und der besten nahm ich gerne wahr.
Übel müsse mir geschehen,
Könnt' ich je mein Herze bringen dar,
[33] Daß ihm wohl gefallen
Wollte fremde Sitte!
Was denn hülfe mich, ob ich mit Unrecht stritte?
Deutsche Zucht geht doch vor allen.

Von der Elbe bis an den Rhein
Und herwider bis in Ungerland,

Da mögen wohl die besten sein,
Die ich irgend in der Welt gekannt.
Kann ich rechte schauen
Gut Geläß und (schönen) Leib
So mir Gott! so schwüre ich wohl, daß da die Weib
Besser sind, denn anderswo die Frauen.

Deutsche Mann sind wohlgezogen,
Gleich den Engeln sind die Weib gethan;
Wer sie schilt, der ist betrogen,
Anders könnt' ich nimmer sein verstahn.
Tugend und reine Minne,
Wer die suchen will,
Der soll kommen in unser Land, da ist Wonne viel;
Lange müsse ich leben darinne! (I, 119 b.)

Mähre] Nachricht, Botschaft. — ein Wind] ein Nichts. — Miethe] Bezahlung, Botenlohn. — sanfte thut] wohl thut. — Sie sind mir u. s. w.] Vgl. Nibel. V. 2240. — dar] dahin. — Kann ich rechte schauen] das Benehmen (Gelässe) und die Schönheit der Frauen als Kenner zu beurtheilen, galt für eine schätzbare Eigenschaft. Vgl. Nibel. V. 2385. Ulr. v. Lichtenst. Frauend. S. 20. Man. II, 24 a. 36 a. — die Weib] die Weiber, ebenso Mann, Männer. — [Weib, Frauen] Vgl. Man. I, 49 b, 5.] — gethan] beschaffen. — betrogen] falsch berichtet.

[34] Dritter Abschnitt.

Walthers Wanderleben. Der Hof zu Thüringen. Die Hofsänger. Des Dichters Ansichten von Fürsten und Fürstenräthen, von Geburt, Freundschaft, Manneswerth. Blicke in sein Inneres.

Die Sänger jener Zeit waren nothwendig wandernde. Mochten auch die Herren, welche sich im Liede zur Kurzweil übten, auf ihren Burgen daheim bleiben, Diejenigen, welche den Gesang zu ihrem Berufe gemacht, musten sich auf den Weg begeben. Um Unterhalt und Lohn zu finden, musten sie den Höfen und Festlichkeiten gesangliebender Fürsten nachziehn. War doch der Hof des Kaisers selbst ein wandernder, bald in dieser, bald in jener Stadt des Reiches sich niederlassend. Krönungstage, Fürstenversammlungen, Hochzeitfeste, das waren die Anlässe, bei welchen die Kunst- oder Prunkliebe der Großen sich am freigebigsten äußerte. War dazumal das gewöhnliche und häus[35]liche Leben einfach, so waren dagegen festliche und öffentliche Zusammenkünfte desto glanzvoller.

Auch vom äußern Lohne abgesehen, muste der Dichter wandern, wenn er mit den Angelegenheiten der Zeit bekannt werden, wenn er, bei noch sehr unvollkommenen Mitteln der Verbreitung geistiger Erzeugnisse, sich selbst Anerkennung, seinem Liede Wirksamkeit verschaffen wollte. Darum war es den alten Meistern allerdings zu thun. Reinbot von Dorn, der die Legende vom h. Georg in Gedicht gebracht hat, spricht die Hoffnung aus (V. 56 bis 63), daß sein Werk über alle deutsche Lande, von Tirol bis nach Bremen und von Preßburg bis nach Metz, werde bekannt werden. Auf der andern Seite wird im Titurel (Cap. 4. Str. 542) die Besorgnis geäußert, daß der Schreiber das Rechte unrichtig machen möchte. Am sichersten aber wurde die Fälschung vermieden, wenn der Dichter selbst vortrug. Wollte er versichert sein, daß seine

Tonweise richtig gesungen werde, wollte er seine eigene Fertigkeit im Gesange geltend machen, so war ohnehin sein persönliches Erscheinen erforderlich.

So war denn auch Walthers Leben das eines fahrenden Sängers. Er reist zu Pferde, vermuthlich die Geige mit sich führend [1]. Daß er seine Lieder selbst [36] vorgetragen, ist aus einigen derselben noch hörbar [2]. Zu Hof und an der Straße läßt er sie ertönen (I, 136 b). In einem Morgengebet empfiehlt er sich unter Gottes Obhut, wohin des Landes er heute reiten möge (I, 129 a). Er beruhigt seine Geliebte über seine Abwesenheit:

Meiner Frauen darf nicht werden leid,
Daß ich reite und frage in fremde Land'
Nach den Weiben, die mit Würdigkeit
Leben (der ist viel manche mir bekannt)
Und die schöne sind dazu;
Doch ist ihrer keine,
Weder groß noch kleine,
Der Versagen mir jemals wehe thu'! (I, 118 b.)

Er hat der Lande viel gesehen, wie wir zuvor ihn singen hörten. Von der Elbe bis an den Rhein und wider bis in Ungerland hat er sich umgesehen, von der Seine bis an die Mur, von dem Po bis an die Drave hat er der Menschen Weise erkannt (I, 131 b). Am Hofe von Österreich haben wir ihn zuerst getroffen, am Hofe von Thüringen finden wir ihn jetzt wieder.

[37] Hermann, Landgraf in Thüringen (von 1195 bis 1215), den sich Philipp in dem vorerwähnten Feldzuge von 1204 unterworfen [3],

[1] „Wohlauf! wer tanzen wolle nach der Geigen." (W. Hds. S. 170.) Daß Walther sich der Harfe bedient, ist aus der Stelle (I, 112) vermuthet worden, wo er von der alten Lehre spricht, daß man nicht in der Mühle harpfen solle. Der Ausdruck ist aber, wie der Dichter selbst andeutet, sprichwörtlich zu verstehen.

[2] In den Anreden: „Ja, Herre!" (I, 109 b. 124 b.) „Herren und Freund'!" (I, 136 b.) [Der Ausdruck „ja, herre" kommt im Tristan häufig als bloßer Ausruf vor, z. B. 10804. Vgl. 10107. Aber auch als Anrede, 12092.]

[3] Das politische Gedicht: „Nu soll der Kaiser hehre" u. s. w. (I, 136 a) ist auf diese Begebenheit bezogen worden. Es ist jedoch zu bemerken, daß

behauptet eine ausgezeichnete Stelle unter den fürstlichen Freunden der Dichtkunst. Er setzte schon den Meister Heinrich von Veldecke in den Stand, seine Äneide, die ihm neun Jahre lang entwendet war, zu Ende zu führen (Eneit V. 13268 ff.). Auf seinen Anlaß bearbeitete Wolfram von Eschenbach den Wilhelm von Oranse (H. Georg V. 34 ff.) und für ihn verdeutschte Albrecht von Halberstadt die Verwandlungen Ovids [1]. Vornehmlich aber ist er durch den Wettstreit der Sänger an seinem Hofe zu Wartburg berühmt geworden.

Auch in dem Leben und den Liedern unsres Dich[38]ters spielt er eine bedeutende Rolle. Vor 1198 fanden wir diesen in Österreich. Alsdann folgen seine Lieder auf Philipp von Schwaben und es ist nicht anzunehmen, daß er sich an dem Hofe des Landgrafen werde aufgehalten haben, so lange dieser Philipps Gegner war. Im Sommer des Jahres 1204 unterwarf sich der Landgraf. Es ist daher ganz nicht unwahrscheinlich, daß Walthers Aufenthalt an dessen Hofe um das Jahr 1207 stattgefunden, in welches der Krieg auf Wartburg, worin Walther auftritt, von den thüringischen Chroniken gesetzt wird.

Dieser Wettstreit, den das vielbesprochene Gedicht in der manessischen Sammlung (II, 1 bis 16 [2]) in Wechselgesang, mit untermengter Erzählung, darstellt, hat zunächst das Lob milder Fürsten zum Gegenstand. Heinrich von Ofterdingen erhebt den Herzog von Österreich, ihm treten Wolfram von Eschenbach und Andre entgegen, die den Landgrafen von Thüringen verherrlichen. Walther von der Vogelweide zeigt sich anfangs ungehalten auf Österreich und giebt dem Könige von Frankreich vor allen Fürsten den Preis. Nachher bereut er, daß er sich von dem Österreicher losgesagt, den er jetzt der Sonne vergleicht; allein über die Sonne noch

Philipp niemals Kaiser war, daß Walther ihn sonst überall König nennt und beiderlei Titel sehr wohl unterscheidet, z. B. in dem Liede:

> Herre Kaiser! ihr seid willekommen,
> Des Königes Name ist euch benommen u. s. w. (I, 103 b.)

Bei dem damaligen Wechsel der Parteiung kann jenem Gedichte leicht ein späteres Ereignis zu Grunde liegen.

1 S. den Prolog Albrechts vor Wickrams Umarbeitung seiner Verdeutschung. Frankfurt 1581. [Bartsch, Albrecht von Halberstadt, Quedlinburg 1861. S. CXXIX. CXXXII. K.]

2 [Vgl. Der Wartburgkrieg, herausgegeben, geordnet, übersetzt und erläutert von K. Simrock. Stuttgart und Augsburg, Cotta, 1858. K.]

stellt er den Tag, Hermann von Thüringen. Von sich selbst meldet er, wie er zu Paris gute Schule gefunden, zu Konstantinopel, zu Baldach, zu Babylon Kunst und Weisheit erlernt habe. Hieraus ist wenigstens ersichtlich, daß Walther dem Ver[39]fasser des Gedichts für einen weitgereisten und in die Tiefen der Kunst eingeweihten Meister gegolten habe. Das Gedicht, so wie es vorliegt, hat aber wohl nicht den Wolfram von Eschenbach, dem man es zugeschrieben, sondern einen spätern mainzischen Meister zum Verfasser, wenn gleich Überlieferung und ältere Lieder zu Grunde liegen.

Wenden wir uns zu Walthers eigenen Äußerungen über sein Ver- Verhältnis zu dem Hofe von Thüringen, so ist dasjenige seiner Lieder zuerst auszuheben, mit welchem er sich dem Landgrafen erst zu nähern scheint. Er fodert Jeden auf, der an des edeln Landgrafen Rathe sei, Dienstmann oder Freier, den jungen Fürsten um Eines zu mahnen und zwar so, daß er, der Dichter, den Erfolg davon spüre. Drei Tugenden werden an dem Landgrafen gerühmt, er sei milde, stet und wohlgezogen. Aber eine vierte noch würde ihm wohl anstehen, die nemlich, daß er nicht säumig sei (I, 106 a). Der Dichter mochte damit den Wunsch ausdrücken, baldmöglich von dem Landgrafen beschenkt oder in dessen Dienst aufgenommen zu werden.

In einem weiteren Liede (I, 133 b) finden wir ihn dieses Wunsches gewährt. Er freuet sich, des milden Landgrafen Ingesinde zu sein. Es ist seine Sitte, daß man ihn immer bei den Theuresten finde. Die andern Fürsten alle sind anfangs milde, aber sie bleiben es nicht so stetiglich. Der Landgraf war es ehe und ist es noch, darum kann er besser, denn sie, der [40] Milde pflegen. Das Lied schließt mit den schönen Worten:

> Wer heuer schallet und ist hin zu Jahre böse, als eh,
> Des Lob grünet und falbet, wie der Klee.
> Der Thüringer Blume scheinet durch den Schnee,
> Sommer und Winter blühet sein Lob, wie in den ersten Jahren [1].

schallet] pochet, pranget. — hin zu Jahre] über's Jahr. — als eh] wie vorher.

[1] Im Titurel, wo des Landgrafen Hermann mehrmals rühmliche Erwähnung geschieht, heißt es von ihm (Cap. 7):

> Hermann von Thüringen Ehre
> Pflag weiland, die muß immer Preises walten.

Wünschenswerth allerdings mag das Leben an des Landgrafen Hofe gewesen sein. Der Dichter giebt eine sehr anschauliche Schilderung von diesem Hofhalt, woraus zu entnehmen ist, daß man dort wenig von der schlimmen Zeit verspürte:

Wer in den Ohren siech, wer krank im Haupte sei,
Das ist mein Rath, der lasse den Hof zu Thüringen frei;
Kommt er dahin, fürwahr er wird erthöret.
Ich habe gedrungen, bis ich nicht mehr dringen mag;
Eine Schaar fährt aus, die andre ein, so Nacht als Tag,
Groß Wunder ist, daß Jemand da noch höret.
Der Landgrafe ist so gemuth,
Daß er mit stolzen Helden seine Habe verthut,
Der jeglicher viel wohl ein Kämpfe wäre.
Mir ist seine hohe Art wohl kund,
[41] Und gälte ein Fuder gutes Weines tausend Pfund,
Da stünde doch nimmer Ritters Becher leere. (W. Hdſ. S. 170)

erthöret] betäubt. — Kämpfe] Kämpe, ein Solcher, der besonders aufgestellt ist, eine Sache im Zweikampf auszufechten, also ein auserwählter, vorzüglicher Streiter.

Manch unnützen Gesellen muste die Gastfreiheit dieses Hofes anziehen. Eschenbach rügt dieses in seinem Parcifal V. 8856 ff. [1], mit Beziehung auf ein nicht mehr vorhandenes Lied unsres Dichters:

Von Thüringen Fürste Hermann!
Etlich dein Ingesinde ich maß,
Das Ausgesinde hieße baß.
Dir wär' auch eines Kaien noth,
Seit wahre Milde dir gebot
So manigfalten Anehang,
Hier ein schmählich Gedrang
Und dort ein werthes Dringen.
Drum muß Herr Walther singen:
„Guten Tag, Böse und Gut!"
Wo man solchen Sang nun thut,
Des sind die Falschen geehret.
Kaie hatt's ihn nicht gelehret,
Noch Herr Heinrich von Rispach u. s. w.

[1] Aus demselben Gedichte V. 19097 f. erhellt, daß damals Thüringen auch für das Vaterland neuer Tanzmusik galt.

Kaie ist des Königs Artus strenger und mürrischer Seneschall, der solchem Unwesen, nach Eschenbachs Ausdruck, schärfer war, denn der Biene Stachel. — Gedrang] Gedränge, Zudrang. — Die Falschen] die Schlechten. — [42] Heinrich von Rispach] vielleicht der tugendhafte Schreiber, der im Wartburger Kriege auftritt und dessen Gedichte Man. II, 101 ff. aufbewahrt sind, der Henricus Notarius, H. Scriptor, welcher in thüringischen Urkunden von 1208 bis 1228 vorkömmt. Mus. I, 173.

Ein wunderlicher Mann, mit Namen Gerhard Atze [1], scheint der freudigen Gesellschaft am thüringischen Hofe zur Zielscheibe ihres Witzes gedient zu haben. Ihm hat Walther zwei Gedichte gewidmet. Das eine (I, 105 a) ist durch persönliche Anspielungen räthselhaft. Das andre (I, 113 a) betrifft einen scherzhaften Rechtsstreit. Der merkwürdige Fall ist dieser: Herr Gerhard Atze hat dem Dichter zu Eisenach ein Pferd erschossen. Walther klagt auf Entschädigung: das Pferd war wohl dreier Marke werth. Gerhard Atze weicht aber damit aus, daß er behauptet, das getödtete Pferd sei dem Rosse blutsverwandt, das einst ihm, dem Beklagten, den Finger zu Schanden gebissen. Dagegen erbietet sich Walther, mit beiden Händen zu beschwören, daß die Pferde einander nicht befreundet waren, und er ruft auf, wer ihm staben, d. h. den Eid abnehmen wolle.

Ein Kampfgenosse des Landgrafen Hermann in dessen Fehde mit König Philipp war der Graf von Katzenellenbogen, Wilhelm II, zugenannt der Reiche [2]. Derselbe mag es sein, von dem unser Dichter

[1] [Johannes Rohtes Chronicon Thuringiæ in Menckenii Scriptor. rer. german. Th. II, S. 1736: Lantgrafe Henrich der romischir Kounig starb do ane libis erbin, also man schreib noch Cristus gebort 1248 jar, unde darvone so entstunt groz obil in Doringin unde in Hessin lande, wan etzliche mitwillige erbarluthe, dy tadin also dy nachthunde, dy enpundin werdin, unde woldin nymandis frunde syn, do sy nicht herrin obir sich hattin, Also hubin undir en an Herwig von Horsilgow unde Hans Atzce mit erin helffern, Dy slugin daz vihe an vor Ysenache vor zcwen torin unde vor allin dorffin, dy darumme gelegin warin, unde trebin daz dy Horsil uff. Do volgetin dy von Isenache unde von Cruczeborg, unde tadin botschaft dem vogete von Tenneberg, der sammente daz volg vor dem walde, unde die viende hattin en vorhaldin by deme Horsilberge, unde ez geschach eyn große nedirlage, Wan der von Ysenache wart vele gesangin mit en den voyt von Teneberg.]

[2] Dilich, Hessische Chronik. 1606. Th. I, S. 33.

singt. Walther ist dem Bogener hold, ganz oh[43]ne Gabe und ohne Sold (I, 127 a). Doch der Graf versteht, er beschenkt den Sänger mit einem Diamant. Dafür preist ihn dieser als der schönsten Ritter einen. Nicht nach dem Scheine lobt er die Schönheit; milder Mann ist schön und wohlgezogen, man soll die innre Tugend nach außen kehren, dann ist das äußre Lob nach Ehren, wie des von Katzenellenbogen. (Ebd.)

So wird gewöhnlich der Fürst, dem der Dichter sich nähern will, zuerst mit einem Liede ausgeforscht. Ist der Erfolg entsprechend, dann ertönt auch das vollere Lob.

Von einer großen, zarter oder unzarter sich äußernden Begehrlichkeit können die Hofsänger damaliger Zeit nicht freigesprochen werden. Sie versäumen keinen Anlaß, sich zu milder Gabe zu empfehlen. Ihre zahlreichen Lobgedichte sind überall darauf berechnet. Die Milde d. h. die Freigebigkeit ist ihnen der Fürsten erste Tugend [1]. Wo ihnen nicht willfahrt wird, machen sie ihr Lied zur Waffe des Tadels und des [44] Spottes. Sie werfen dem unmilden Herrn einen Stein in den Garten und eine Klette in den Bart [2].

Noch ziemlich gelinde scherzt der Unsrige über die unwirthliche Aufnahme, die er in der bairischen Abtei Tegernsee gefunden. Es war ihm viel von dieses Hauses Ehre gesagt worden. Deshalb ritt er einst, um

[1] Das Gedicht vom Kriege auf Wartburg erhebt diese fürstliche Tugend zum vorzüglichen Gegenstande des Wettgesangs. Der Tanhuser, um die Mitte des 13ten Jahrhunderts, mustert in einem besondern Gedichte (Man. II, 64) die Fürsten seiner und der nächst vorhergegangenen Zeit nach eben dieser Beziehung.

[2] Damit droht der Mysner (DXCVI). Mit dem Verfalle der Kunst nimmt die Gemeinheit zu. Sie werden trotziger und niederträchtiger zugleich. Dem Kargen, der sich selbst bedürftig stellt, wünscht der Unverzagte (III), daß seine Hand eines fremden Mannes Kleid auf seines Weibes Bette finden möge. Der Urenheimer (CCVI) sagt gerade heraus: „also man den Meister lohnet, also wischet er das Schwert." Rumelant von Schwaben (CCCLXXXI) verhehlt nicht, daß er mit seinen Lobliedern gelogen habe. Doch hat ihm ein weiser Prediger gesagt, daß hübsche Lüge nicht große Sünde sei. Der Unverzagte (XIX) äußert noch: „Man soll gnädige Heilige fern in fremden Landen suchen, so such' ich werthe Leute, die ihr Gut mit Ehren zehren. Welcher Herr mir Gnade thut, der soll mein Lob hinnehmen. Sie sind heilig, die mir geben um Gottes und der Ehre willen. Die lebenden Heiligen müssen selig sein!"

dahin zu kommen, mehr denn eine Meile abseits der Straße. Aber vergeblich war seine Hoffnung auf einen guten Klostertrunk:

Ich nahm da Wasser,
Also nasser
Must' ich von des Mönches Tische scheiden. (I, 113 a.)

[45] Geld, Auslösung der für Zehrung versetzten Pfänder, Pferde, Kleider, waren der Lohn, der den Sängern von ihren Gönnern zu Theil wurde. Walther sagt von einer schönen Frau, sie habe ein werthes Kleid angezogen, ihren reinen Leib. Sie sei ein wohlgekleidet Weib. Getragene Kleider hab' er nie genommen [1], dieses nähm' er für sein Leben gerne. Der Kaiser würde dieser Frau Spielmann um so reiche Gabe (I, 121 b).

Wenn übrigens auch unser Dichter in diesem Werben um Gunst und Gabe der Fürsten dem Gebrauche der Zeit und dem äußern Bedürfnisse gefolgt ist, so muß doch auf der andern Seite anerkannt werden, nicht bloß daß er jene Tugend der Milde auf wahrhaft dichterische Weise gepriesen, sondern auch, daß er darüber das Höhere nicht aus den Augen gesetzt, vielmehr mitten im Getrieb der Höfe sich einen freien [46] Blick und einen würdigen Sinn erhalten. Es erscheint angemessen, jetzt auch diese edlere Seite herauszuheben.

Nicht die bloße Freigebigkeit ist es, darum er die Fürsten in Anspruch nimmt, weit umfassender hat er den Kreis ihrer Pflichten erkannt:

Ihr Fürsten [2] tugnet eure Sinne mit reiner Güte,
Seid gegen Freunde sanfte, gegen Feinde traget Hochgemüthe,
Stärket Recht und danket Gott der großen Ehren,
Daß mancher Mensch seinen Leib, sein Gut muß euch zu Dienste kehren!
Seid milde, friedebar, laßt euch in Würde schauen!
So loben euch die reinen süßen Frauen.

[1] So sagt auch der von Buwenburg (II, 181 a):

Wer getragener Kleider gehrt,
Der ist nicht Minnesanges werth.

Herrn Geltar dagegen (oder Gedrut, Pf. Hds. 357, Bl. 24 b) ist es noth nach alter Wat (II, 119 b). Auch der Chanzler zeigt sich lüstern nach reicher Herren alter Wat (II, 246 b).

[2] [Vgl. der Unverzagte XVI bei Myller, Alt Meister-Gesangbuch S. 35.]

Scham, Treue, ehrebringende Zucht sollt ihr gerne tragen!
Minnet Gott und richtet, was die Armen klagen!
Glaubt nicht, was euch die Lügenere sagen,
Und folget gutem Rathe, so möget ihr im Himmelreiche bauen!
(I, 132 b.)

tugnet] machet tüchtig, veredlet. — minnet] liebet. Minne ist Liebe in jeder Bedeutung. — bauen] wohnen, dereinst Bürger des Himmelreichs werden.

Noch in andern Liedern warnt er die Fürsten vor falschem Rathe. Er will sie lehren, wie sie jeglichen Rath wohl mögen erkennen. Der guten Räthe sind drei, drei böse stehen zur linken Hand dabei. Frommen, Gottes Huld und weltliche Ehre, das sind die guten. Wohl ihm, der diese lehret! den möchte ein Kaiser nehmen an seinen höchsten Rath. Die drei bösen heißen: Schade, Sünde und Schande (I, 105 b).

[47] Besonders wird Derjenige, wes Standes er sei, für einen Schalk erklärt, der seinen Herren lehre, zu lügen oder das Angelobte nachher zu versagen, und der so die Biedern schamlos mache:

Erlahmen müssen ihm die Beine, so er sich zu dem Rathe biege!
Sei aber er so hehr, daß er dazu sitze,
So wünsche ich, daß sein ungetreue Zunge müsse erlahmen [1]. (I, 130 b.)

Die Herren selbst, welche so durch glänzende Versprechungen täuschen, vergleicht Walther den Gauklern, die unter dem Hute jetzt einen wilden Falken, jetzt einen stolzen Pfau, jetzt gar ein Meerwunder vorweisen; am Ende aber ist es weiter nichts, als eine Krähe. Wär ich dir stark genug, ruft er solchem Gaukler zu, ich schlüge dir die falsche Gaukelbüchse an dein Haupt (I, 132 b).

Der Umgang mit den Mächtigen hat das Urtheil des Dichters über die wahren Vorzüge der Menschen keineswegs getrübt. Er sucht diese nicht in der Geburt. Kräftig spricht er sich über den Ursprung aller Sterblichen aus gleichem Lehm und über ihre Gleichheit vor dem höchsten Herrn aus:

Wer ohne Furcht, o Herr Gott,
Will sprechen deine zehn Gebot
Und brichet die, das ist nicht wahre Minne.
Dich heißet Vater Mancher viel,
Der mich zum Bruder doch nicht will [2];

[1] [Vgl. Müller Th. II, der Unvurzaghete, S. 34. XI.]
[2] [Bertholds Predigten S. 77. 155.]

[48] Der spricht die starken Wort aus schwachem Sinne.
Wir wachsen all' aus gleichem Dinge,
Speise frommet uns. sie wird ringe,
So sie durch den Mund hin fährt.
Wer kann den Herren von dem Knechte scheiden [1],
Der ihr Gebeine bloßes fünde
(Hatt' er gleich der Lebenden Kunde),
So Gewürme das Fleisch verzehrt?
Ihm dienen Christen, Juden und Heiden,
Der alle lebende Wunder nährt. (I, 128 b.)

Der Teufel, wenn er sichtbar daher käme, sagt Walther ein andermal, wäre mir nicht so verwünscht, als des Bösen böser Sohn. Von der Geburt kommt uns weder Frommen noch Ehre (I, 129 a).

Die erworbenen, selbstverdienten Freunde zieht er den angebornen, den Magen, vor:

Mann, hochgemagt, an Freunden krank,
Das ist ein schwacher Habedank;
Baß hilfet Freundschaft ohne Sippe.
Laß Einen sein geborn von Königes Rippe,
Er habe denn Freunde, was hilfet das?
Magschaft ist selbstgewachsne Ehre,
So muß man Freunde verdienen sehre.
Mag' hilfet wohl, Freund vieles baß. (I, 126 b.)

hochgemagt] der hohe Magen, Blutsverwandte, hat. — krank] schwach, arm. — Habedank] Entgelt, Ersatz. — So] den Gegensatz bezeichnend. — verdienen] durch Dienst, mühsam erwerben.

Den wahren Werth des Mannes begründen ihm drei Eigenschaften: Kühnheit, Milde, besonders [49] aber Treue. An Weibes Lobe, meint er, stehet wohl, daß man sie schön heiße. Manne stehet es übel, es ist zu weich und oft zum Hohne. Kühn und mild und daß er dazu stete sei, so ist er viel gar gelobt. Ihr müsset i'n die Leute sehen, wollt ihr sie erkennen; Niemand soll außen nach der Farbe loben (I, 134 a). Gewissen Freund, versuchtes Schwert soll man zu Nöthen sehen (I, 131 b) [2].

[1] [Laßbergs Liedersaal III, 574.]

[2] Die Pf. Hds. 357, Bl. 20 hat das Lied, welches mit diesem Satze schließt, unter denen des Truchseßen von St. Gallen. „Getreuer Freund,

Ihm grauset, wenn ihn die Lächler anlachen, denen die Zunge honiget und das Herz Galle hat. Freundes Lächeln soll sein ohne Missethat, lauter wie das Abendroth, das liebe Mähre kündet. Wes Mund mich trügen will, der habe sein Lachen hin! Von dem nähme ich ein wahres Nein für zwei gelogene Ja (I, 131 a).

[50] Gott, der ein rechter Richter heißet in der Schrift, sollte das geruhen, daß er die Getreuen von den Falschen schiede; hienieden noch, denn jenseits werden sie wohl gesondert. Gerne sehe ich an ihrer Etlichem ein Schandenmal, der sich dem Manne windet aus der Hand, recht wie ein Aal. O weh! daß Gott nicht zorniglich an denen wundert! Wer mit mir fährt von Hause, der fahr' auch mit mir heim! Des Mannes Muth soll fest sein, als ein Stein, an Treue grad und eben, wie der Stab am Pfeile (W. Hdſ. S. 151).

So streng der Dichter hier und anderwärts gegen Alles eifert, was er für schlecht erkannt hat, so scharf er auch zu spotten versteht, so erscheint dennoch sein Innerstes ungemein weich und milde. In sittlicher Beziehung zeichnet ihn das Zartgefühl, ja die Ängstlichkeit aus, womit er vorzubeugen sucht, daß sein Straflied nicht mit dem Schuldigen zugleich den Unschuldigen verletze (z. B. I, 107 b, 6. 120 b, 3). Er ist den Bösen versöhnlich, wenn sie sich bessern wollen (I, 115 b, 4). Er duldet manche Unfuge, obwohl er sich rächen könnte (I, 121 b, 2). Denen, die im Winter ihm Freude benommen, wünscht er doch, daß die Sommerzeit ihnen wohl bekommen möge. Er kann nicht fluchen, als das üble Wort: unselig! das wär' aber allzuviel (I, 136 b, 3).

Seine gedrückte Lage, seine Abhängigkeit von der Gunst oder Ungunst Andrer, hat ihn eingeschüchtert und er lebt sein wahrstes Leben nur in der Einsamkeit [51] und Heimlichkeit des Gemüths. Er hütet sich, daß nicht die Leute sein verdrieße, mit den Frohen ist er froh,

versuchtes Schwert, die zweene sind in Nöthen gut!" sagt auch Bruder Werner (LVIII). Die Rede ist sprichwörtlich, wie jenes Lied selbst andeutet. Walther läßt zuweilen ein Sprichwort (ein alt gesprochen Wort, wie Ulrich von Winterstetten sich ausdrückt, Beneckes Ergänz. S. 220. Vgl. Fragm. de bell. Carol. M. contr. Sarac. Z. 1011) einfließen, als: „In der Mühle harpfen" (I, 122. Vgl. Freigedank, V. 1559 f.). „Guter Mann ist guter Seiden werth (I, 115 a). „Sind je doch Gedanken frei" (I, 121 b). Vgl. Dietmar von Ast: „Gedanken, die sind ledig frei" (I, 40 a). [Fribergs Tristan V. 2188 ff. 4847 ff.]

und lacht ungerne, wo man weinet (I, 117 a, 1). Er ist unschädlich froh, daß man ihm wohl zu leben gönne. Heimlich steht sein Herze hoch (I, 114 a, 3). Er scheut sich froh zu sein, wenn es nicht Andre mit ihm sind, damit er nicht ihr Fingerzeigen leide (I, 140 a, 1 v. u.). So verhehlt er auch sein Leid und stellt sich freudenreich (I, 140 b, 2 v. u.); damit hat er oft sich selbst betrogen und um der Welt willen manche Freude erlogen, dieß Lügen war aber löblich (I, 139 b, 2).

Seiner selbst mächtig zu sein, gilt ihm für eine vorzügliche Tugend:

Wer schlägt den Löwen? wer schlägt den Riesen?
Wer überwindet jenen und diesen?
Das thut Jener, der sich selber zwinget [1]. (I, 127 a.)

[1] [1 Sam. 17, 34 bis 37. Sir. 47, 3 f.]

[52] Vierter Abschnitt.

Otto IV und Friedrich II. Walther empfängt ein Reichslehen. Der Truchseß von Singenberg.

Nach dem Tode Philipps von Schwaben wurde Otto von Braunschweig allgemein als König anerkannt. Um sich der Anhänger des hohenstaufischen Hauses zu versichern, beschloß er, sich mit Philipps verwaister Tochter Beatrix zu verloben. Auf der Fürstenversammlung zu Würzburg, 1209, empfieng Beatrix, von den Herzogen Leopold von Österreich und Ludwig von Baiern eingeführt, des Königs Kuss und Ring. Das Hindernis der Verwandtschaft hatte der Pabst, auf den hohenstaufischen Friedrich in Sicilien argwöhnisch, gerne gehoben. Doch blieb die Vermählung ausgesetzt. Otto trat den Römerzug an und wurde im Weinmond 1209 von Innocenz III als Kaiser gekrönt. Die Ansprüche der päbstlichen und der kaiserlichen Gewalt, der Platte und der Krone [1], waren sich aber zu [53] sehr entgegengesetzt, als daß jemals ein gutes Vernehmen in die Dauer bestanden hätte. Die von Otto vorgenommene Herstellung der Reichsrechte in Italien war der Anlaß, daß sein bisheriges Einverständnis mit Innocenz sich in heftige Zwistigkeiten auflöste. Weil Otto befürchten muste, daß der Pabst ihm in dem jungen Friedrich von Sicilien einen Gegenkönig aufstellen würde, brach er mit Heeresmacht in Apulien ein. Dagegen warf Innocenz auf ihn den Bannstral und erweckte in Deutschland durch den Erzbischof von Mainz eine Partei für den sicilischen Friedrich. Der König von Böhmen, die Herzoge von Österreich und von Baiern, der Landgraf von Thüringen und viele Andre erklärten den für den rechten König, dem man einst Treue geschworen, als er noch in der Wiege lag. Es wurden Boten abgeschickt, um Friedrichen nach Deutschland einzuladen.

[1] So bezeichnet Reinmar der alte (Man. I, 80 b) die geistliche und die weltliche Macht.

Otto, der in Apulien große Fortschritte gemacht hatte, sah sich jetzt genöthigt, nach Deutschland zurückzukehren. Er beschleunigte seine Vermählung mit Beatrix, aber diese starb am vierten Tage nach der Hochzeit, und nun verließen auch die schwäbischen und bairischen Vasallen sein Heer.

Während er in Thüringen den Landgrafen, seinen vormaligen Anhänger, bekriegte, im Sommer 1212, kam Friedrich, jetzt fünfzehn Jahre alt, vom Segen des Pabstes begleitet, nach Überstehung großer Gefahren und Mühseligkeiten, über das unwegsamste [54] Alpgebirge zu Chur in Rhätien an. Der dortige Bischof und der Abt von Sankt Gallen geleiteten ihn nach Konstanz. Zu gleicher Zeit erschien am andern Ufer des Sees, zu Überlingen, Otto mit seinem Heer. Aber von Vielen verlassen, konnte dieser sich nicht mit seinem Gegner messen. Friedrich begab sich nach Basel, unter dem Beistand des Grafen von Kiburg und Andrer, denen er freigebig Lehen ertheilte. Von da zog er mit stets wachsendem Anhang den Rhein hinab. Otto muste nach Sachsen entweichen und Friedrich empfieng auf dem Hoftage zu Mainz die Huldigung der Fürsten. Zu Frankfurt traf der Landgraf Hermann von Thüringen zu ihm. Friedrich ritt diesem Fürsten mit großem Gefolg entgegen, umarmte ihn, nannte ihn seinen Vater und führte ihn auf das ehrenvollste in die Stadt.

Auf welchem Wege Walther von der Vogelweide dem neuen Könige nahe gekommen sein mag, wir treffen ihn jetzt, wie er in zwei Liedern zwischen Friedrich und Otto Vergleichung anstellt.

In dem einen versichert er spottweise, Herr Otte werde ihn noch reich machen. Ein Vater hat weiland seinem Sohne die Lehre gegeben, dem bösesten Manne zu dienen, damit der beste ihm lohne. Walther ist der Sohn, Otto ist der böseste Mann, denn so recht bösen Herrn hat der Dichter nie gehabt, König Friedrich aber ist der beste, der nun lohnen wird (I, 130 a). [55] Es erhellt aus diesem Liede, daß Walther zuvor auch Ottos Dienste nachgezogen.

Otto IV, stolz und kriegerisch, dabei allzu sehr von Geld entblößt, war freilich nicht der Mann nach dem Sinne der begehrlichen Sänger [1].

[1] Auf ihn und seine Sparsamkeit zielt vielleicht auch das weitere Spottgedicht Walthers: „Der König, mein Herre“ u. s. w. (I, 130 a.)

Auch finden wir ihn nirgends unter den Beförderern des Gesanges aufgeführt. Friedrich II, dessen Vortheil es mit sich brachte, gefällig und freigebig aufzutreten, muste unsrem Dichter um so mehr zusagen, als sich dieser vorher schon als einen Freund des hohenstaufischen Hauses gezeigt hatte.

Noch anschaulicher, als in dem vorerwähnten Liede, mißt Walther in dem nachstehenden die beiden Könige mit dem Maßstab der Milde gegen einander ab und zeigt, wie der junge Friedrich seinem Gegner über das Haupt gewachsen sei. Zum Verständnis dieses Gedichts muß bemerkt werden, daß Otto durch hohen Wuchs ausgezeichnet war. Der Abt von Ursperg führt sogar Ottos Stärke und hohe Gestalt als einen Grund an, der die Fürsten bewogen habe, ihn zum Throne zu berufen [1].

[56] Ich wollte Herrn Otten Milde nach der Länge messen,
Da hatt' ich mich an der Maße ein Theil vergessen,
Wär' er so mild, als lange, er hätte der Tugend viel besessen.
Viel schiere maß ich ab den Leib nach seiner Ehre,
Da ward er viel gar zu kurz, wie ein verschroten Werk,
Mildes Muthes minder viel, denn ein Gezwerg,
Und ist doch von den Jahren, daß er nicht wachset mehre.
Da ich dem Könige brachte das Maß, wie er aufschoß!
Sein junger Leib ward beides, stark und groß.
Nun seht, was er noch wachse erst jetzo über ihn wohl riesengroß!
(I, 130 a.)

schiere] bald, schleunig. — verschroten] verhauen. — Werk] irgend eine Kunstarbeit, eine Waffe u. s. w. [Der Ausdruck „verschroten werc" wird erläutert durch eine Stelle im Gedichte des Konrad von Fußesbronnen: Die [Holzstücke] da geschroten waren Die soltent lenger sin gelan u. s. w. Die ganze Erzählung paßt hieher. H. v. d. Hagen Minnesinger 3, 108, 12.]

Dießmal aber ist es dem Dichter nicht um bloße Hofgunst, nicht um ein Geschenk an Geld oder Kleidern zu thun. Er ist des irren Lebens müde, ein Heimwesen soll ihm die Huld des Königs begründen. Lange genug ist er Gast gewesen, er sehnt sich darnach, Wirth zu heißen. Ein Reichslehen, wie wir bald sehen werden, ist es, worauf er abzielt:

[1] „pro eo, quod superbus et stultus, sed fortis videbatur viribus, et statura procerus." Chron. Ursp. Der Verfasser dieser Chronik ist ein eifriger Anhänger der hohenstaufischen Partei.

„Seid willekommen, Herre Wirth!" dem Gruße muß ich schweigen.
„Seid willekommen, Herre Gast!" da muß ich sprechen oder neigen.
„Wirth" und „heim" sind zween unschämeliche Namen.
„Gast" und „Herberge" muß man sich viel ofte schamen.
Noch müsse ich erleben, daß ich den Gast auch grüße,
So daß er mir, dem Wirthe, danken müsse!
[57] „Seid heutnacht hie, seid morgen dort!" was Gaukelfuhre ist das!
„Ich bin heim oder ich will heim," das tröstet baß.
„Gast" und „Schach" kommt selten ohne Haß:
Herre! büßet mir des Gastes, daß euch Gott des Schaches büße!
(I, 131 b.)

Wirth] Hausherr, Bewirther. — da muß ich sprechen u. s. w.] auf solchen Gruß muß ich antworten oder mich dankend verneigen. — unschämeliche] deren man sich nicht zu schämen hat. — schamen] schämen. — Gaukelfuhre] Gaukelwesen, Gaukelei. — Schach] das Schachbieten. Das Gegenüberstehn der beiden Könige, Friedrich und Otto, wird dem Schachspiele (worauf Walther auch sonst anspielt, I, 137 a. 138 b) verglichen. Der Dichter wünscht dem Erstern, daß ihn der Letztere nicht in Schach setze. [Vgl. Heinrichs von Friberg Tristan V. 4158.] — kommt selten ohne Haß] wird selten gerne gehört. — büßet mir] erlöset mich.

Noch dringender spricht der Dichter sein Anliegen mit Folgendem aus:

Von Rome Vogt, von Pulle König! laßt euch erbarmen,
Daß man bei reicher Kunst mich lässet also armen [1]!
Gerne wollte ich, möchte es sein, bei eigenem Feuer erwarmen [2].
Ahi! wie ich dann sänge von den Vögeleinen,
Von der Heide und von den Blumen, wie ich weiland sang!
Welch schönes Weib mir gäbe dann ihr Habedank,
Der ließe ich Lilien und Rosen aus den Wänglein scheinen.
[58] Nun reite ich früh und komme nicht heim; Gast, weh dir, weh!
So mag der Wirth wohl singen von dem grünen Klee.
Die Noth bedenket, milder König, daß eure Noth zergeh!" (I, 131 a.)

Von Rome Vogt] häufig vorkommende Benennung der römischen Kaiser oder Könige. — Pulle] Apulien, das jetzige Königreich Neapel. — Heide] Aue.

[1] „Soll ich so bei reicher Kunst verarmen und verderben!" Der Mysnere (DXCIV).

[2] [Nithart (Benecke S. 397, 4): Wê, wiez mir erbarmet, daz ir vuoz bî vremdem viur erwarmet!]

Die Lieder rühren des Königes Herz. Der Wunsch ist erfüllt. Hören wir des Dichters Freude!

Ich hab' mein Lehen, all die Welt! ich hab' mein Lehen!
Nun fürchte ich nicht den Hornung an die Zehen
Und will alle böse Herren desto minder flehen.
Der edle König, der milde König, hat mich berathen,
Daß ich den Sommer möge Luft, den Winter Hitze han.
Nun dünke ich meinen Nachbarn vieles baß gethan,
Sie sehen mich nicht mehr an in Unholds Weise, wie sie weiland thaten.
Ich bin zu lange arm gewesen ohne meinen Dank,
Ich war so voller Scheltens, daß mein Athem stank,
Den hat der König gemachet rein und dazu meinen Sang.
(I, 130 b.)

den Hornung] die Winterkälte, das Erfrieren der Zehen. — baß gethan] Comparativ von wohl-gethan, wohlgemacht, schön. — ohne meinen Dank] wider meinen Willen. — Ich war so u. s. w.] Der Dichter drückt aus, wie anhaltendes Ungemach ihn menschenfeindlich gemacht und sein Lied verbittert. Die frohere Stimmung wird jetzt auch seinen Gesang freundlicher machen.

Noch ein andres Lied, dessen wir früher schon zu erwähnen hatten, feiert den glücklichen Wechsel des [59] Schicksals. Wir sehen hier den Sänger mit der Geige, eine Tanzweise aufspielend:

Da Friedrich aus Österreiche also warb,
Daß er an der Seele genas und ihm der Leib erstarb,
Da führt' er meiner Kraniche Tritt in die Erde.
Da gieng ich schleichend wie ein Pfau, wohin ich gieng.
Das Haupt mir nieder bis auf meine Kniee hieng:
Nun richt ich es auf nach vollem Werthe.
Ich bin wohl zu Feuer kommen,
Mich hat das Reich und auch die Kron an sich genommen.
Wohlauf! wer tanzen wolle nach der Geigen!
Mir ist meiner Schwere Buß,
Erst will ich eben setzen meinen Fuß
Und wieder in ein Hochgemüthe steigen. (W. Hdf. S. 170.)

Da führt' er] da macht' er, daß ich meine Kraniche, Schnabelschuhe, nachdenklich in die Erde drückte. — nach vollem Werthe] mit vollem Rechte. — meiner Schwere Buß] meiner Noth Erleichterung. — eben setzen] das Gegentheil des vorigen in die Erde führen.

Diese Liederreihe dürfen wir nicht verlassen, ohne ein Gedicht des sankt-gallischen Truchsessen von Singenberg [1] anzuführen, das einem der vorstehen[60]den nachgebildet ist und sich auf dasselbe bezieht. Wie dort Walther den Vogt von Rom und König von Apulien anruft, so hier der Truchseß den Vogt der Welt und König des Himmels. Der Truchseß stellt dem mißlichen Loose Walthers sein eigenes behagliches und unabhängiges Leben gegenüber und bittet Gott, ihm dieses zu erhalten:

Der Welte Vogt, des Himmels König! ich lob euch gerne,
Daß ihr mich habt erlassen, daß ich nicht lerne,
Wie Dieser und Der an fremder Statt zu meinem Gesange scherne.
Mein Meister klaget so sehre von der Vogelweide,
Ihn zwinge [2] dieß, ihn zwinge das, das mich noch nie bezwang;
Das machet, daß ich mich so kaume von dem Meinen scheide,
Mir geben denn hohe Herren und ein schönes Weib ihr Habedank.
So reite ich spät und komme doch heim; mir ist nicht zu weh,
[61] Da singe ich von der Heide und von dem grünen Klee.
Das stetet ihr mir, milder Gott, daß es mir nicht zergeh!
(W. Hds. S. 149.) [3]

an fremder Statt] an fremdem Orte. — scherne] blicke, drein schaue, urtheile. — zwinge] quäle. — so kaume u. s. w.] nicht leicht mein Heimwesen verlasse. — stetet] erhaltet, festigt.

[1] Ein Truchseß Ulrich von Singenberg erscheint in sankt-gallischen Urkunden von 1219 und 1228 v. Arx I, 458. 459. Ulrich hieß auch, nach Tschudy, der Letzte des Geschlechts, der um 1267 starb. „Obitus Rudolfi Dapiferi militis de Eggon inter Blidegge et Singinberc“ kömmt in dem 1272 geschriebenen Necrolog. Tuifburg. (Goldast, Script. Rer. Alam. B. I, S. 100) vor. In dem scherzhaften Gespräche zwischen Vater und Sohn, welches sich unter den Liedern des Truchsessen von St. Gallen (Pf. Hds. Nr. 357, Bl. 18 b) findet, wird der Sohn „Rüdelin“ angeredet.

[2] [Vgl. Bertholds Predigten S. 10: ir enwiſſent nit, waz die liute twinget.]

[3] In der manessischen Sammlung I, 154 a ist die Reimstellung des Lieds auf die Form des Gedichts von Walther zurückgeführt, welchem jenes nachgebildet ist.

[62] Fünfter Abschnitt.

Walthers Minnesang.

Walther hat den König versichert, wenn er seines Wunsches gewährt, wenn ihm eine Heimath geschaffen würde, dann wollte er singen von Vögelein, von der Heide, von Blumen und von schönen Frauen. Er bezeichnet damit die Bestandtheile des Minnesangs und giebt uns Anlaß, nunmehr seine eigentlichen Minnelieder zu betrachten.

Wir finden denn auch bei ihm jene bekannten Gattungen und Formen des Minnelieds: spielende Wonne und sehnendes Leid in Sommer und Winter, dienstliches Werben, Gespräch zwischen Ritter und Frau, Meldung des Boten, Trennung der Liebenden, wenn der Tag durch die Wolken scheint, Hülfruf an Frau Minne, Klage über die Merker, ein verhaßtes Geschlecht, das die Freuden der Liebe belauert und stört.

[63] Gerne jedoch würden wir selbst den Merker spielen, wenn wir hoffen könnten, auch hier etwas Geschichtliches aus dem Leben des Dichters zu erspähen. Aber er ist behutsam, er führt uns irre und verspottet uns.

Mancher fragt ihn, wer die Liebe sei, der er diene und bis daher gedient. Wenn ihn dieses verdrießt, so spricht er: „ihrer sind drei, denen ich diene, und nach der vierten habe ich Wunsch.“ Doch weiß es sie alleine wohl, der er vor ihnen allen dienen soll (I, 110 b).

Ein andermal fertigt er die Neugierigen so ab:

> Sie fragen und fragen aber allzuviel
> Von meiner Frauen, wer sie sei.
> Das mühet mich so, daß ich sie ihnen nennen will,
> So lassen sie mich doch darnach frei.
> Genade und Ungenade, diese zweene Namen

Hat meine Fraue beide, die sind ungeleich:
Der eine ist arm, der andre reich.
Der mich des reichen irre, der müsse sich des armen schamen!
(I, 122 a.)

Genade] Gnade, Liebesgunst, Erhörung. — ungeleich] ungleich. — irre] hinderlich sei. — schamen] zu schämen haben.

Dennoch scheinen die Merker auf eine Spur gekommen zu sein. Man wirft ihm vor, daß er seinen Sang so nieder wende. Er muß sich und die Geliebte vertheidigen. Die, sagt er, traf die Minne nie, die nach dem Gute und nach der Schöne minnen. Doch du bist schön und hast genug. Was sie reden, ich [64] bin dir hold und nähme dein gläsen Fingerlein [1] (Fingerring) lieber, als einer Königin Gold (I, 117 a).

Auch ein Name [2] wird genannt:

Meines Herzens tiefe Wunde,
Die muß immer offen stehn,
Sie werde denn heil von Hiltegunde [3]. (I, 136 b.)

Von sich selbsten gesteht Walther, daß er nicht aller Männer schönster sei; sein Haupt sei nicht allzu wohlgethan. Es nimmt ihn Wunder, was ein Weib an ihm ersehen. Sie hat doch Augen; hat ihr Jemand von ihm gelogen, so beschaue sie ihn baß! Wo sie wohnt, da wohnen wohl tausend Männer, die viel schöner sind. Nur daß er auf Fuge (Sitte, auch Kunst) sich ein weniges versteht. Will sie aber Fuge für die Schönheit nehmen, so ist sie viel wohlgemuth (I, 139 a).

Im Allgemeinen hat er von der Minne allerdings einen hohen Begriff. Der verlieret seine Tage, dem nie von rechter Liebe ward weder wohl noch weh. Minne ist ein Hort aller Tugenden, ohne Minne wird nimmer ein Herz recht froh. Ja, ohne Minne kann Niemand Gottes Huld erwerben (I, 104 a. 127 a).

[65] Er ermahnt die Jugend, nach Herzeliebe zu werben (1, 108 a). Wer Würde und Freude erwerben will, der diene um gutes Weibes

[1] Ein gläsen Fingerlein bezeichnet auch im Tristan (Grootes Ausgabe V. 16883) eine Sache von sehr geringem Werth. [Maßmanns Denkmäler I, 112, 220: ain glesein vingerlein.]

[2] [I, 121 b, 4: Der Name Guote?]

[3] [Waltharius (ed. Grimm) 1408: veniens quæ saucia quæque ligavit.] [Vgl. oben S. 17. Pfeiffers Walther, 2te Ausgabe, S. 69. K.]

Gruß (I, 109 b)! Wer gutes Weibes Minne hat, der schämt sich aller Missethat. Was hat die Welt zu geben Lieberes, denn ein Weib? (I, 108 b.) Den Fürsten hält er als Lohn ihrer Tugenden vor, von den reinen, süßen Frauen gelobt zu werden (I, 133 a). Er verwahrt sich gegen die Anschuldigung, als hätte er in seinem Sange guter Frauen übel gedacht, und er ruft männiglich zu Zeugen auf, ob deutschen Weiben Jemand je besser gesprochen. Daß er die Guten von den Bösen scheide, das nur erzeuge den Haß (I, 120 b). Sein begeistertes Lob deutscher Frauen, worauf er sich hier beziehen mag, ist zuvor ausgehoben worden. Man soll alle Weiber ehren, aber doch die besten baß, behauptet er anderswo (I, 110 b). Die Regeln der Weisheit und Ehre, die er in einem seiner Lieder giebt, schließt er mit den Worten: „Willt du das Alles übergülden, so sprich wohl den Weiben!“ (I, 133 b.) Von der Frau seines Herzens sagt er, sie entfremde ihm alle andre, nur daß er um ihretwillen alle ehren müsse (I, 124 a). Der Gedanke an gute Frauen ist ihm ein Trost in böser Zeit:

Wer verhohlne Sorge trage,
Der gedenke an gute Weib, er wird erlost,
Und gedenke an lichte Tage!
Die Gedanken waren stets mein bester Trost.
[66] Gegen den finstern Tagen hab' ich Noth,
Nur daß ich mich richte nach der Heide,
Die sich schämt vor Leide,
So sie den Wald sieht grünen, so wird sie immer roth.
(I, 114 b.)

erlost] erlöst. — gegen] vor. — hab' ich Noth] bauget mir.

Gleichwohl ist es nicht die tiefere und anhaltende Leidenschaft, die zärtliche Innigkeit, das Versinken in einem Gefühle, was Walthers Minnelieder auszeichnet, zumal wenn sie in dieser Beziehung mit den Liedern andrer vorzüglichen Minnesänger, z. B. Reinmars des Alten oder Heinrichs von Morunge, verglichen werden. Es ist sogar nicht zu läugnen, daß mehrere an einer gewissen Trockenheit leiden. Das Selbstbewustsein, die Überlegung ist in manchen sehr vorherrschend. Einige Male gibt er der Geliebten zu verstehen, wenn sie ihm nicht hold sein wolle, so werde er sich anderwärts zu helfen wissen. Sie möge aber bedenken, daß nicht leicht Jemand besser, denn er, sie loben könne

(I, 123 b). Doch drückt er dieses noch zärtlich genug aus, wenn er sagt: Ihr Leben hat meines Lebens Ehre; tödtet sie mich, so ist sie todt (I, 124 b). Er vermißt sich sogar, um die schönen Tage zu klagen, die er an ihr versäumt habe. Noth und Ungemach um der Liebe willen zu leiden, würde ihn nicht so sehr bekümmern, als verlorene Zeit (I, 118 a). Ja er sagt einmal, Minne habe von ihm in der Woche je nur den siebenten Tag (I, 120 a.)

[67] Hiebei darf nun aber nicht übersehen werden, daß er den Minnesang bis in ein sehr vorgerücktes Alter fortgesetzt. Auch in der Minne vermisst er eine verschwundene bessere Zeit; hievor, da man so recht minnigliche warb, da waren meine Sprüche auch freudenreich; seit daß die minnigliche Minne also verdarb, seit sang auch ich ein Theil unminniglich (I, 116 b). Er klagt, daß Falschheit überhandgenommen. Seit man falscher Minne mit so süßen Worten gehrt, kann ein Weib nicht wissen, wer sie meine. Der die Weiber allererst betrog, der hat an Männern und Weibern missefahren (I, 104 a). Aber auch die Frauen erkennt der Dichter schuldig; daß die Männer so übel thun, das ist gar der Weiber Schuld. Hievor stand der Frauen Muth auf Ehre; jetzt sieht man wohl, daß man ihre Minne mit Unfuge erwerben soll (I, 107 b). Das thut uns Männern den meisten Schaden, daß wir den Weibern gleich lieb sind, wir seien übel oder gut. Unterschieden sie uns, wie vormals, und ließen auch sich unterscheiden, das frommte uns vieles mehr, Männern und Weibern beiden (I, 116 b).

Walther bedauert ein schönes Weib, daß ihr die Schönheit nichts nütze, seit man nicht mehr gewohnt sei, innern Werth bei Schönheit zu finden:

> Ich will Einer helfen klagen,
> Der doch Freude ziemte wohl,
> Daß in also falschen Tagen
> Schönheit Tugend verlieren soll.
> [68] Hievevor wär' ein Land erfreuet über ein so schönes Weib:
> Was soll Dér nun schöner Leib? (I, 140 a.)

Aber nicht bloß in diesem Rückblick auf verlebte Zeiten zeigt sich uns der Dichter als einen bejahrten Mann. Er giebt es noch näher. Minne, sagt er, hat einen Brauch, damit sie Manchen beschwert, den sie nicht beschweren sollte. Ihr sind vier und zwanzig Jahr viel lieber,

denn ihr vierzig sind; sie stellet sich viel übel, sieht sie irgend graues Haar [1]. Minne war so ganz die Meine, daß ich wohl wuste all ihr Geheimnis. Nun ist mir so geschehen: kommt ein Junger jetzo her, so werde ich mit zwerchen Augen schielend angesehen. Armes Weib! wes mühet sie sich? Weiß Gott! ob sie auch Thoren trüget, sie ist doch älter viel, denn ich (I, 120 a).

Noch mehr! Walther versichert, wohl vierzig Jahre und drüber habe er von Minne gesungen (I, 122 b). Darum auch kein Wunder, wenn manche seiner Lieder nicht mehr die Frische jugendlichen Lebens athmen! Er sagt sich am Ende feierlich von der Minne los; sein Minnesang möge nun Andern dienen und ihre Huld werde dafür sein Theil. Er segnet sich, daß [69] er auf der Welt so Manche froh [2] gemacht, Mann und Weib. Aber von der vergänglichen Minne, die nichts weiter ist, als vom Fische der Grat [3], wendet er sich jetzt zu der steten, ewigen [4] (I, 123 a).

Wir müssen jedoch zurückkehren, um nun auch die Lichtseite seines Minnesanges darzulegen. Wenn dieser Dichter nicht in derjenigen Gattung von Minneliedern voransteht, deren Seele die innigste Empfindung ist, so ergreift er dagegen auch hier durch die sinnliche Kraft seiner Darstellung, durch die Anschaulichkeit und den Farbenglanz seiner Lebensbilder; Vorzüge, die er uns schon anderwärts bewährt hat. Es sind in dieser Beziehung einige etwas muthwillige Lieder nicht minder auszuheben, als andre von würdiger und hoher Art.

Zuerst eine Tanzweise, ein Reigen:

„Nehmet, Fraue, diesen Kranz!"
Also sprach ich zu einer wohlgethanen Magd.
„So zieret ihr den Tanz
Mit den schönen Blumen, so ihr's auf euch tragt.
Hätt' ich viel edel Gesteine,
Das müst' auf euer Haupt,

[1] „Die Weiber hassen graues Haar", führt schon Heinrich von Veldecke (Man. I, 20 a) als ein altes Sprichwort an.

[2] [Vgl. Man. I, 170 b, 5.]

[3] [Gotfrids von Straßburg Werke II, 106, Str. 22: Du bist ein visch unz uf den grat.]

[4] [Ulrichs von Turheim Tristan Z. 250.]

Ob ihr mir es glaubt.
Seht meine Treue, daß ich es meine!"

„Fraue, ihr seid so wohlgethan,
Daß ich euch mein Schapel gerne geben will,
Das allerbeste, das ich kann.
Weißer und rother Blumen weiß ich viel;
[70] Die stehn so ferne in jener Heide,
Da sie schön entsprangen
Und die kleinen Vögel sangen,
Da solln wir sie brechen Beide."

Sie nahm, das ich ihr bot,
Einem Kinde viel geleich, dem Ehr' geschieht.
Ihre Wangen wurden roth,
Wie die Rose, da man sie bei Lilien sieht;
Des musten die lichten Augen sich schämen.
Da neigte sie mir viel schöne,
Das ward mir zu Lohne;
Wird mir noch mehr, das will ich schweigend nehmen.
(I, 125 a.)

seht meine Treue] man denke sich hiebei die Bewegung des Schwörens oder des Handschlags! — meine] ernstlich meine. — Schapel] Kranz, Kopfschmuck. — geleich] gleich.

Wie es mit dem Blumenbrechen [1] gemeint sei, verräth ein weiteres Lied, an dem der hörbare Wohllaut der Singweise zu bewundern ist:

[1] Anderswo singt Walther:
Müste ich noch erleben, daß ich die Rosen
Mit der Minniglichen sollte lesen,
So wollt' ich mich so mit ihr erkosen,
Daß wir immer Freunde müsten wesen. (I, 137 b.)
Ein andrer Dichter wendet sich so an ihn:
Hör' an, Walther, wie es mir staht,
Mein traut Geselle von der Vogelweide!
Hülfe suche ich und Rath,
Die Wohlgethane thut mir viel zu Leide.
Könnten wir ersingen beide,
Daß ich mit ihr müste brechen Blumen an der lichten Heide!
(I, 140 a.)

Unter der Linden, an der Heide,
Da unser Zweier Bette was,
Da möget ihr noch finden, schöne beide,
Gebrochen Blumen unde Gras,
[71] Vor dem Walde, in einem Thal,
Tandaradai!
Schöne sang die Nachtigall.

Ich kam gegangen zu der Aue,
Da war mein Friedel kommen eh'.
Da ward ich empfangen, hehre Fraue,
Daß ich bin selig immermeh.
Er küsste mich wohl tausendstund,
Tandaradai!
Seht, wie roth mir ist der Mund!

Da hatt' er gemachet, also reiche,
Von Blumen eine Bettestatt.
Des wird noch gelachet, inniglìche,
Kommt Jemand an denselben Pfad;
Bei den Rosen er wohl mag
Tandaradai
Merken, wo das Haupt mir lag.

[72] Daß wir da lagen, wüßt' es Jemand,
Das hüte Gott! so schämt' ich mich.
Wes wir da pflagen, nimmer Niemand
Befinde das, denn er und ich
Und ein kleines Vögelein!
Tandaradai!
Das mag wohl getreue sein. (I, 113 b.)

was] war. — schöne beide] Beiwort des nachfolgenden: Blumen und Gras. — Friedel] Liebster. — hehre Fraue] wohl nicht Anrede an eine Vertraute, sondern Ausruf zu Marien. — immermeh] immermehr, immerfort. — tausendstund] tausendmal. — getreue] verschwiegen.

Vgl. Reinmar I, 81 b. Nithart II, 81 a. Hadloub II, 194 b. 195 b. Schön sagt König Wenzel von Beheim, I, 2 b:
Ich brach der Rosen nicht und hatt' ihr doch Gewalt.

Wir lassen noch einige der kleineren Liebeslieder folgen:

Mich däuchte, daß mir immer
Lieber würde, denne mir zu Muthe was.
Die Blumen fielen immer
Von dem Baume bei uns nieder in das Gras.
Seht! da muste ich vor Freuden lachen.
Da ich so innigliche
War im Traume reiche,
Da taget' es und must' ich wachen. (I, 137 a.)

Daß ich dich so selten grüße,
Das ist ohn' alle arge Missethat.
Ich will wohl, daß zürnen müsse
Lieb mit Liebe, wo es von Freundes Herzen gaht.
Trauren und werden froh,
Sanfte zürnen, sehre sühnen [1]:
Das ist der Minne Recht, die Herzeliebe will also. (I, 123 b.)

[73] In einem zweifelichen Wahn
War ich gesessen und gedachte,
Ich wollte von ihrem Dienste gahn,
Nur daß ein Trost mich widerbrachte.
Trost mag es doch nicht heißen, es
Ist viel kaum ein Tröstelein [2],
So kleine, wenn ich euch das sage, ihr spottet mein;
Doch freuet sich selten Jemand, der nicht wisse, wes.

Mich hat ein Halm gemachet froh;
Er sagt, ich solle Gnade finden.
Ich maß dasselbe kleine Stroh,
Wie ich zuvor gesehn bei Kinden.
Höret und merket, ob sie's denne thu'!
Sie thut nicht, sie thut; sie thut nicht, sie thut; sie thut nicht, sie thut [3].
Wie oft ich also maß, war stets das Ende gut.
Da gehört auch Glaube zu. (I, 142.)

[1] [Vgl. Man. I, 168 b, 4. Tristan 13047 ff.]

[2] [Beneckes Beiträge S. 246, 4: tröidelin. Wiener Jahrbücher der Litteratur B. 64. 1833. Anzeigeblatt S. 23. In einer testamentarischen Urkunde Friedrichs des Streitbaren: simul cum Trostelino.]

[3] [Vgl. Alt Meister-Gesangbuch S. 43. DLXXXVI.]

Einen höheren Schwung nimmt das nachfolgende Mailied:

So die Blumen aus dem Grase dringen,
Gleich als lachten sie gegen der spielnden Sonnen,
In einem Maien, an dem Morgen fruh,
Und die kleinen Vögelein wohl singen
In der besten Weise, die sie können,
Was Wonne kann sich da vergleichen zu?
Es ist wohl halb ein Himmelreiche;
Nun sprechet Alle, was sich dem vergleiche!
So sage ich, was mir ofte baß
In meinen Augen hat gethan und thäte auch noch, ersähe ich das:

[74] Wo eine edele Fraue, schöne, reine,
Wohl bekleidt und dazu wohl gebunden,
Um Kurzeweile zu viel Leuten geht,
Höfelichen, hochgemuth, nicht eine,
Um sich sehend ein wenig unterstunden,
Gleich wie die Sonne gegen den Sternen steht.
Der Maie bringe uns all sein Wunder!
Was ist denn da so Wonnigliches unter,
Als ihr viel minniglicher Leib?
Wir lassen alle Blumen stehn und gaffen an das werthe Weib.

Nun wohlauf! wollt ihr die Wahrheit schauen,
Gehn wir zu des Maien Hochgezeite!
Der ist mit aller seiner Wonne kommen.
Seht an ihn und seht an schöne Frauen!
Welches hie das Andre überstreite?
Das beßre Spiel, ob ich das habe genommen?
Wer mich hie Eines wählen hieße,
Daß ich das Eine um das Andre ließe,
Ahi! wie schnell ich danne köre!
Herr Mai, ihr müßtet Märze sein, eh' ich meine Fraue da verlöre.

(I, 116 a.)

wohl gebunden] mit schönem Gebände, Kopfband. — zu viel Leuten] unter die Leute, zu einer festlichen Versammlung. — nicht eine] nicht allein, mit Begleitung. — unterstunden] zuweilen. — Hochgezeite] Fest. — köre] wählte.

Die Reihe der Minnelieder schließen wir mit zwei Gesätzen, welche, ganz ihrem Inhalt gemäß, in einer von jenen volltönenden

Weisen gedichtet sind, womit sonst der Dichter die Könige zu begrüßen pflegt:

[75] Durchsüßet und geblümet sind die reinen Frauen,
Es ward nie nichts so wonnigliches anzuschauen
In Lüften, auf Erden, noch in allen grünen Auen.
Lilien, Rosenblumen, wo die leuchten
Im Maienthaue durch das Gras, und kleiner Vögelein Sang,
Das ist gegen solcher wonnereicher Freude krank.
Wo man ein' schöne Fraue sieht, das kann trüben Muth erfeuchten
Und löschet alles Trauren an derselben Stund'.
So lieblich lachet in Liebe ihr süßer rother Mund,
Und Strale aus spielnden Augen schießen in Mannes Herzensgrund.
(I, 130 a.)

krank] schwach. — erfeuchten] erfrischen. — Strale] Pfeile.

Viel süße Fraue, hochgelobt mit reiner Güte,
Dein keuscher Leib giebt schwellend Hochgemüthe.
Dein Mund ist röther, denn die lichte Rose in Thaues Blüthe.
Gott hat gehöhet und gehehret reine Frauen,
Daß man ihnn wohl soll sprechen und dienen zu aller Zeit.
Der Welte Hort mit wonniglichen Freuden leit
An ihnen. Ihr Lob ist lauter und klar. Man soll sie schauen;
Für Trauren und für Ungemüthe ist nichts so gut,
Als anzusehn ein' schöne Fraue, wohlgemuth,
Wenn sie aus Herzensgrund ihrem Freunde ein lieblich Lachen thut.
(I, 130 b.)

wohl sprechen] Gutes von ihnen sprechen. — leit] liegt. — Ungemüthe] Unmuth.

[76] Ein Überblick über diese Minnelieder giebt uns den Eindruck, daß in denselben der Dichter nicht von seinem Gegenstande beherrscht sei, sondern diesen mit Freiheit außer sich stelle. Zumal in den ausgehobenen Gedichten höheren Stils betrachtet er die Schönheit und den Werth der Frauen, fast ohne eigenen Anspruch, als eine glänzende Erscheinung, die er in das Ganze seiner Weltanschauung aufnimmt.

[77] Sechster Abschnitt.

Der Hof zu Wien. Leopold VII. Der Kärnthner. Der Patriarch. Ulrich von Lichtenstein.

In welcher Gegend [1] das Lehen gelegen, das Friedrich II dem Dichter ertheilte, darüber giebt dieser keinen Aufschluß. Auch die Zeit der Belehnung ist ungewiss. Geraume Zeit nach Friedrichs Ankunft in Deutschland läßt Walther sich wieder am Hofe von Österreich treffen.

Es mag sein, daß er am Hofe Leopolds VII, der seinem Bruder Friedrich, dem Gönner des Dichters, im Herzogthum nachgefolgt war, mehrmals und zu sehr verschiedenen Zeiten sich aufhielt. In Ermangelung bestimmterer Anzeigen müssen wir uns jedoch begnügen, die Gedichte, welche den Hof zu Wien betreffen, um den einen Zeitpunkt zu sammeln, der mit einiger Sicherheit angegeben werden kann. Diejenigen, welche sich auf den benachbarten Hof von Kärn[78]then beziehen, stehen mit erstern in genauem Zusammenhang.

Leopold VII (der Glorreiche), Herzog von Österreich und Steier, ist derjenige, den im Kriege auf Wartburg Heinrich von Ofterdingen vor allen Fürsten preist. Er legt Leopolds Tugend auf die Wage und fodert die andern Sänger auf, solche mit dreier Fürsten Milde aufzuwägen. Der von Österreich wünsche sich vier Hände, damit, während er mit zweien gegen die Feinde kämpfe, zwei andre den gehrenden Leuten Gabe spenden können. Als er gegen den König von Ungarn den Schild an den Arm genommen, habe er zugleich zu seinem Kämmerer gesprochen: Nun schaffe, daß den Gehrenden ihre Pfänder gelöst werden! (Man. II, 1 a. 4 a.)

[1] [In dem österreichischen Privilegium vom Jahr 1156 heißt es: „Imperium quoque nullum feodum habere debet Austriæ in ducatu.“ Eichhorn, Deutsche Staats- und Rechtsgeschichte, 2te Abtheilung, S. 528.]

Drei Sorgen hat unser Dichter sich genommen, dreierlei Dinge möcht' er gewinnen. Das eine ist Gottes Huld, das andre seiner Frauen Minne, das dritte, das sich mit Unrecht manchen Tag seiner erwehrt, ist der wonnigliche Hof zu Wien. Er will nimmer rasten, bis er diesen verdient. Dort sah man Leopolds Hand geben, ohne daß sie des erschrack (I, 105 b).

Näher rückt er mit folgendem Liede:

Mir ist versperrt des Heiles Thor,
Da steh' ich als ein Waise vor,
Mich hilfet nicht, was ich daran auch klopfe.
[79] Wie möcht' ein Wunder größer sein?
Es regnet beidenthalben mein,
Daß mir des alles nimmer wird ein Tropfe.
Des Fürsten Milde aus Österreich
Freuet, dem süßen Regen gleich,
Beide, Leute und auch das Land.
Er ist eine schöne wohlgezierte Heide,
Darab man Blumen brichet wunder.
Und bräche mir ein Blatt da herunter
Seine viel milde, reiche Hand,
So möchte ich loben die viel süße Augenweide.
Hiemit sei er an mich gemahnt! (I, 128 a.)

beidenthalben mein] zu meinen beiden Seiten. — wunder] wunderviel.

Es ist wahrscheinlich, daß Walther einmal von Kärnthen aus gegen Wien angedrungen. In Kärnthen war Bernhard, aus dem Geschlechte der Grafen von Lavantthal, von 1202 bis 1256 am Herzogthum [1]. In ihm finden wir den Kärnthner unsres Dichters, den fürstlichen Freund des Gesanges, auf welchen auch im Titurel angespielt wird [2]. Der Aufenthalt am Hofe dieses Fürsten wurde Walthern, [80] wie es scheint, durch Hofränke und Kunstneid verleitet. Er hat des Kärnthners Gabe oft empfangen, aber einmal geschah es, daß ihm die Kleider nicht gegeben wurden, die ihm der Fürst bestimmt hatte. Daraus ent-

[1] Frölich, Specimen Archontologiæ Carinthiæ. Wien 1758. S. 4.

[2] „Ob mir ein Fürst aus Kärnthen giebt die Miethe." Titurel Cap. 15. Freilich kann der Titurel in seiner jetzigen Gestalt nur mit Vorsicht gebraucht werden.

standen Misverständnisse, deren Erzählung der Dichter mit den Worten schließt:

Dieser Zorn ist ohn' alle Schulde, weiß Gott, unser beider.

(I, 132 a.)

Ein andermal beklagt er sich, daß man am Hofe seinen Sang verkehre [1]. Er eifert gegen solche Schälke, zeigt sich zum weitern Gefechte gerüstet, bittet jedoch den Fürsten, selbst die Sache zu untersuchen:

Frage, was ich habe gesungen, und erfahr' uns, wer's verkehre!

(Ebd.)

Die Gegner scheinen aber gesiegt zu haben und hieher kann es bezogen werden, wenn der Dichter sich jetzt an den Herzog von Österreich wendet:

In nominė domini! ich will beginnen, sprechet: Amen!
Das ist gut für Ungelücke und für des Teufels Samen.
Daß ich nun singen müsse in dieser Weise also,
[81] Wer höfischen Sang und Freude störe, daß der werde unfroh!
Ich habe wohl und hofelich daher gesungen,
Mit der Höfischheit bin ich nun verdrungen,
Daß die Unhöfischen nun zu Hofe werther sind, denn ich.
Das mich ehren sollte, das unehret mich.
Herzog aus Österreiche, Fürste, nun sprich!
Du wendest es alleine, sonst verkehre ich meine Zungen.

(I, 131 b.)

verkehre ich] d. h. singe auch ich unhofelich.

In einem ähnlichen Liede droht er, sich jetzt auch des scharfen Sanges befleißen zu wollen:

Da ich stets mit Furchten bat, da will ich nun gebieten,
Ich sehe wohl, daß man Herrengut und Weibesgruß
Gewaltiglich und ungezogenlich erwerben muß.

Er beschwert sich weiter, wenn er seinen höfischen Sang singe, so klagen sie es Stollen, vermuthlich einem von den unhöfischen Verkehrern

[1] Über das Verkehren des Gesanges, d. h. das Misdeuten, Entstellen, wohl auch Parodieren desselben, hat auch der Hardegger zu klagen:

Wer mir verkehret, das ich heure von dem Kaiser sang u. s. w.

(Man. II, 121 b.)

Vgl. v. Singenberg (I, 156 b, 3).

seines Gesangs. Der Schluß des Liedes geht wieder auf den Herzog Leopold:

> Zu Österreiche lernte ich singen und sagen,
> Da will ich mich allererst beklagen.
> Finde ich an Lüpold höfischen Trost, so ist mir mein Muth entschwollen.
> (I, 131 f.)

Mehrere Lieder zeigen uns nun den Dichter wirklich an dem ersehnten Hofe zu Wien. Einige derselben gestatten eine ungefähre Zeitbestimmung, nament[82]lich beziehen sich zwei davon auf den Kreuzzug des Herzogs.

Leopold VII ließ sich schon 1208 mit mehreren Edeln des Landes zu Neuenburg mit dem Kreuze zeichnen. Im Jahr 1213 begab er sich mit großem Gefolge nach Spanien, um die Mauren zu bekriegen. Sodann im Jahr 1217 fuhr er mit dem Könige von Ungarn und vielen Andern nach dem heiligen Lande. Dort betrieb er die Belagerung von Damiata, kehrte aber, bevor noch diese Stadt eingenommen war, im Jahr 1219 nach Österreich zurück[1]. Walther feiert des Herzogs glückliche Heimkehr. Ihr seid wohl werth, sagt er, daß wir die Glocken gegen euch läuten, dringen und schauen, als ob ein Wunder kommen sei; ihr kommet uns sünden- und schandenfrei, drum sollen wir Männer euch loben und die Frauen sollen euch kosen. Im Übrigen geht das Lied darauf hinaus, daß der ehrenvolle Empfang den Herzog für den Vorwurf entschädigen solle, als hätte es seiner Ehre angestanden, noch länger über Meer zu bleiben (I, 135).

Nach der Rückkehr des Herzogs ist ein Lied gedichtet, worin die Kargheit des österreichischen Adels gerügt wird. Als Leopold spart' auf die Gottesfahrt, da sparten sie alle, als wagten sie nicht zu geben. [83] Das war billig, daß sie ihn an Milde nicht überhöhen wollten; man soll immer nach dem Hofe leben. Die Helden aus Österreich hatten stets gehofeten Muth. Sie behielten ihm zu Ehren, das war gut. Nun gebet ihm zu Ehren, wie er nun thut, und lebet nach dem Hofe! so ist eure Zucht unbescholten. (I, 132 b.)

In einem andern Gedichte lehnt Walther es ab, den Herzog nach dem Walde zu begleiten. Zu Felde folgt er ihm gern, zu Walde nicht.

[1] Chron. Claustro-Neoburg. ad ann. 1208. 1219.



Zu Walde will ihn der Herzog, Walther hat stets bei Leuten gelebt. Selig sei der Wald und die Heide, da möge Leopold mit Freuden leben! Zieh' er dahin, Walthern lass' er bei Leuten! so haben sie Wonne beide (I, 132 b).

Äußerst wohl ergeht es dem Dichter um diese Zeit. Er benennt dreier Fürsten Höfe; so lang er diese weiß, braucht er nicht um Herberge fern zu streichen, sein Wein ist gelesen und seine Pfanne sauset. Die drei Fürsten sind: der biderbe Patriarch; zuhand dabei Leopold, der Fürst zu Steier und Österreich, dem Niemand lebender zu vergleichen; der dritte: des vorigen Vetter, der wie der milde Welf gemuth ist, des Lob nach dem Tode besteht (I, 133 b).

Den Herzog Leopold kennen wir. Sein Vetter ist wohl niemand anders, als seines Vaters einziger Bruder, Heinrich, der bis in das Jahr 1223 [84] lebte [1]. Der biderbe Patriarch aber ist uns der Patriarch von Aquileja, Berthold, aus dem Geschlechte der Grafen von Andechs, der von 1218 an diese geistliche Würde bekleidete und erst 1251 starb [2].

Ein Blick in das Leben eines andern Dichters kann diese Verhältnisse erläutern. Ulrich von Lichtenstein, aus dem steirischen Geschlechte, das jetzt gefürstet ist, einer der liederreichsten Minnesänger, hat bekanntlich selbst sein ritterliches Leben in dem Buche „Frauendienst" [3] beschrieben. Dieses Buch, dem geschichtliche Grundlage nicht abzusprechen ist, giebt die merkwürdigsten Aufschlüsse über die Sitten damaliger Zeit, über Minnedienst und Minnesang, besonders über das Leben und Treiben der Fürsten und des Adels in Österreich, Steiermark, Kärnthen und Istrien. Eben diese Gegenden, wo wir Walthern zuletzt getroffen, hat Ulrich von Lichtenstein, bald als [85] Königin Venus, bald als der

[1] Chron. cit. ad ann. 1223. Wer der milde Welf sei, mit welchem Leopolds Vetter verglichen wird, getraue ich mir nicht zu bestimmen. Auch der Tanhuser (Man. II, 64 a) gedenkt eines Welf von Schwaben unter den verstorbenen Fürsten, welche manchem Mann viel reicher Kleider gaben.

[2] Frölich l. c. Tab. IV.

[3] Frauendienst u. s. w. Nach einer alten Handschrift bearbeitet und herausgegeben von Ludwig Tieck. Stuttgart und Tübingen 1811. Ein Abdruck der Urschrift dieses wichtigen Denkmals wird noch immer vermißt. [Ausgabe von Lachmann und G. v. Karajan. Berlin 1841. K.]

aus dem Paradies zurückgekommene König Artus verkleidet, auf Ritterfahrt durchzogen. Eben die Fürsten, an deren Hofe Walther gesungen, hat auch Ulrich gekannt und mit einigen derselben sich im Ritterspiele getummelt. Ulrich ist jünger, als Walther, und keiner gedenkt ausdrücklich des andern, aber sie sind Zeitgenossen und gerade in dem Zeitabschnitte, bei dem wir jetzt verweilen, begegnen sich ihre Bahnen; auch möchte sich aus Ulrichs Liedern nachweisen lassen, daß Walthers Gedichte auf ihn eingewirkt haben.

Den Herzog Leopold, Walthers Beschützer, finden wir im Buche Ulrichs von Lichtenstein [1], wenn dieser (Cap. II) erzählt:

„Darauf ward ich Ritter, zu Wien bei einer Hochgezeit, die ich seitdem nimmer so schön gesehen habe: da war großes Ungemach von Gedränge. Der Fürst Leupold aus Österreich gab seine minnigliche Tochter einem Fürsten von Sachsen zum Gemahl. Der edle Fürst gab dritthalb hundert Knap[86]pen Schwert; den Grafen, Freien, Dienstmann, wohl tausend Rittern, gab der edle Fürst Gold, Silber, Rofs und Kleider. Fünf tausend Ritter aßen da des werthen Fürsten Brod, da war viel Buhurt (eine Art des Turniers) und Tanzes und manches Ritterspiel, da waren die reiche Herzogin und ihre minnigliche Tochter und manche gute Fraue."

Das Hochzeitfest, welches Ulrich beschreibt, hatte nach den Geschichtschreibern im Jahr 1222 statt [2]. Ein ähnliches Fest, wenn nicht dasselbe, hat Walther vor Augen, wenn er so anstimmt:

Ob Jemand spreche, der nun lebe,
Daß er gesehn je größre Gebe,
Als wir zu Wien durch Ehre haben empfangen?
Man sah den jungen Fürsten geben,
Als wollt' er nicht mehr länger leben [3],

[1] Auch den vorerwähnten Vetter Leopolds würden wir in dem Markgrafen Heinrich von Österreich erkennen, bei welchem Ulrich von Lichtenstein Lehrling war und von dem er so viel Schönes zu rühmen weiß. Frauendienst Cap. I, S. 3. 4. Es ist aber zweifelhaft, ob hier nicht Isterreich statt Österreich zu lesen sei, denn späterhin tritt der Markgraf Heinrich von Isterreich auf.

[2] „Solemnitas magna in Wienna fit duce auctore Liupoldo, cujus etiam filia duci Saxonum nuptiali thalamo est copulata." Chron. Cl. Neoburg. ad ann. 1222.

[3] [Vgl. Laßbergs Liedersaal III, 569, 79 ff.]

Da ward mit Gute Wunders viel begangen.
Man gab da nicht bei dreißig Pfunden,
Nein! Silber, gleich als wär's gefunden,
Gab man hin und reiche Wat.
Auch hieß der Fürste durch der Gehrnden Hulde
Die Mallen von den Stellen leeren.
Ross, als ob es Lämmer wären,
Viel Mancher weggeführet hat.
Es galt da Niemand seiner alten Schulde.
Das war ein minniglicher Rath. (I, 120 b.)

[87] Gebe] Ausspendung. — Als wollt' er] Vgl. Nibelungenlied V. 171. — durch der Gehrnden Hulde] zum Besten der Gehrenden, der Sänger und andrer begehrlichen Leute, die sich bei solchen Festlichkeiten zudrängten. — Mallen] Koffer. — Stellen] Gerüste, worauf die Mallen standen. — galt] bezahlte; man pflegte bei solchen Anlässen den Gehrenden die Pfänder auszulösen.

Im Verfolg seiner Geschichte (Cap. VI) meldet Ulrich von Lichtenstein von einer Fürstensprache, die zu Freisach stattgefunden. Der Markgraf Heinrich von Isterreich [1] wollte den Fürsten von Kärnthen angreifen. Als aber Leopold von Österreich dieses vernahm, sprach er: „Das gestatte ich nicht, sondern ich will es versühnen und in kurzem einen Tag machen.“ Diese Gelegenheit benützten Ulrich und sein Bruder, auf einem Anger bei der Stadt Freisach Ritterspiele zu veranstalten, woran die Fürsten selbst Theil nahmen und über welchen man mehrere Tage lang nicht zum Hauptgeschäfte kam. Am Ende ward jedoch die Aussöhnung vermittelt. Unter den weltlichen Fürsten, die für dieses Geschäft versammelt waren, erscheinen Leopold von Österreich und Bernhard von Kärnthenland, unter den geistlichen der Patriarch von Aquileja. [88] Wir sehen also hier drei von den Gönnern unsres Dichters zu Ernst und Spiel vereinigt, der Verkehr zwischen ihren Höfen ist eröffnet, es sind belebte Pfade, worauf der Sänger wandelt.

So melden auch die Geschichtbücher, daß noch im Jahr 1229 der

[1] Dieser Markgraf Heinrich, aus dem Hause Andechs, ein Bruder des Patriarchen Berthold, war des Antheils an der Ermordung König Philipps verdächtig und wurde deshalb 1209 seiner Würden, Lehen und Einkünfte verlustig erklärt. Das Haus Andechs behauptete aber seine Ansprüche auf die Markgrafschaft. Heinrich starb um 1228.

Patriarch von Aquileja, Leopold von Österreich und der Herzog von Isterreich nach Italien hinunter ritten, um den Kaiser Friedrich mit dem Pabste auszusöhnen. Leopold starb 1230 zu St. Germano in Campanien und nur seine Gebeine kamen nach Österreich zurück [1].

Wie heimisch Walther von der Vogelweide in jenen östlichen Gegenden war, giebt er deutlich zu erkennen. Wenn er sagt, von der Seine bis an die Mur, vom Po bis an die Drave hab' er der Menschen Weise gemerket (I, 131 b), so hat'er offenbar seinen Standpunkt in der Steiermark, die von Mur und Drave durchströmt wird. Dahin zieht er seine Linien von der Seine aus, als der nordwestlichen, vom Po, als der südlichen Gränze seiner Wanderungen. In einem andern Liede (I, 105 b, 4) scheint er die Fürsten von Österreich, im Gegensatze zu andern Herren, die auf einem Hoftage zu Nürnberg waren, die heimlichen (heimischen) zu nennen.

Hinwieder zeigt eine Stelle im Frauendienst [89] S. 119, wie gangbar Walthers Gesang eben in jenen Gegenden war. Als Ulrich von Lichtenstein auf der Ritterfahrt, die er als Königin Venus unternommen, gen Wien reitet, begegnet ihm einer seiner Knechte, der ihm erfreuliche Botschaft von der Frau seines Herzens zu melden hat. Der Bote darf den verkleideten Herrn nicht anreden, er reitet daher bloß hinter demselben her und singt ein Lied, wodurch er kund giebt, daß er gute Botschaft bringe. Dieses Lied ist die erste Strophe eines Gedichts von Walther, welches oben geliefert worden:

> Ihr sollt sprechen: willekommen!
> Der euch Mähre bringet, das bin ich u. s. w.

„Das Lied, sagt Ulrich, klang mir in mein Herze und that mir inniglich wohl [2]."

Noch hören wir Walthern den Verfall des Hofes zu Wien beklagen. Die Ursache dieses Wechsels aber giebt er nicht an. Ob solche in dem 1230 erfolgten Tode Leopolds und in dem kriegerischen Geiste seines Nachfolgers, Friedrichs des Streitbaren, zu suchen sei, lassen wir dahingestellt sein. Daß Friedrich dem Gesange nicht abhold war, ergiebt sich

[1] Chron. Ursp. ad ann. 1229. Chron. Cl. Neoburg. ad ann. 1230.

[2] [Auch in dem Liede vom edeln Möringer wird eine Hofweise Walthers gesungen. Vgl. Grimm, deutsche Sagen II, 255.]

aus dem, was Nithart, Tanhuser, Pfeffel und Bruder Werner von ihm sagen. Sang er doch selbst den Frauen den Reigen, und der Tanhuser mit (Man. II, 59 b)! Soviel meldet übrigens die Geschichte, daß nach Leopolds Tode fast alle seine Dienstleute sich gegen seinen Sohn Friedrich verschworen, diesen des vä[90]terlichen Erbes beraubten und nachher beinahe ganz Österreich mit Raub und Brand verwüsteten [1].

Reinmar der Alte giebt ein Trauerlied auf den Tod Leopolds, der darin der Herr aller Freuden genannt wird (I, 68 a); Walther hinwider betrauert den Tod Reinmars (I, 105 a) und hätte hiernach, wenn in jenem Klageliede wirklich Leopold von Österreich gemeint ist, allerdings noch in den Tagen Friedrichs des Streitbaren gelebt.

Das Gedicht selbst, worin er den Wechsel der Dinge am Hofe zu Wien schildert, ist folgendes:

Der Hof zu Wiene sprach zu mir:
„Walther, ich sollte lieben dir,
Nun leide ich dir, das müsse Gott erbarmen!
Meine Würde, die war weiland groß,
Da lebte nirgend mein Genoß,
Denn Artuses Hof. Nun weh mir armen!
Wo nun Ritter, wo nun Frauen,
Die man bei mir sollte schauen?
Seht, wie jämmerlich ich steh'!
Mein Dach ist faul, es tropfen meine Wände [2],
Mich minnet Niemand, leider!
Gold, Silber, Roſſ' und dazu Kleider,
Die gab ich und noch hatt' ich meh.
Nun hab' ich weder Schapel, noch Gebände,
Noch Frauen zu einem Tanze, o weh! (I, 129 b.)

lieben, leiden] lieb, leid sein. — mein Genoß] meines Gleichen. — Gebände] Kopfbänder.

[1] Chron. Cl. Neoburg. ad ann. 1230.

[2] [Vgl. Gudrun 5579: Ludwiges egſtain mochten aus der maure reysen.] [Bei Bartsch Str. 1394. K.]

[91] Siebenter Abschnitt.

Walthers Kunst und Kunstgenossen. Nithart. Der Meissner. Reinmar. Walthers Standpunkt in der Geschichte der deutschen Dichtkunst.

Wie sehr Walther von der Vogelweide seiner Kunst wegen von den Zeitgenossen geschätzt war, beweist nicht bloß die Gunst, der er sich von den angesehensten Fürsten, zumal demjenigen, der, auch dem Geiste nach, vor allen glänzte, von Kaiser Friedrich II, zu erfreuen hatte; auch die gleichzeitigen Meister des Gesanges zollen ihm hohe Achtung.

Dem gepriesenen Wolfram von Eschenbach ist er wohl bekannt, wie wir bereits aus einer Stelle des Parcifal ersehen haben, in welcher ein jetzt verlorenes Lied von ihm angeführt ist. Im Titurel, woselbst Walther als einer der hohen Meister genannt wird [1], und im Wilhelm von Orleans [92] des Rudolf von Ems [2] ist gleichfalls auf Aussprüche

[1] Im 6ten Capitel des Titurel wird der Aventeure d. h. der romantischen Überlieferung, welche von dem seligen Leben der Hüter des heiligen Grales Kunde giebt, entgegengehalten, daß sie mit hohen Meistern in Widerspruch gerathe:

Ich mein', daß mein Herr Walther konnte sprechen,
Hulde Gottes und Gut und weltlich' Ehre
Mitsammt wär' Niemand habende.

Das Lied von Walther, worin die angezogene Stelle vorkömmt (Man. I, 102), ist zuvor, Abschnitt 2, ausgehoben worden.

[2] Nach v. d. Hagens Anführung aus der Kasseler Handschrift (Mus. I, 2, S. 563):

Nun seid ihr doch einander gram,
Frau Minne und auch die Kindheit,
Als uns Meister Walther seit
Von der Vogelweide,
Der sang, daß ihr beide
Wäret gar einander gram.

Walthers Worte sind diese:

Minne und Kindheit sind einander gram. (I, 112 a)

von ihm Bezug genommen. Der Rolle, die er im Kriege auf Wartburg spielt, haben wir erwähnt.

Meister Gottfried von Straßburg, der selbst als ein feiner Hauptschmied güldene Gedichte wirkte [1], hat in der Stelle seines Tristan, welche von den deutschen Dichtern handelt, auch den unsrigen ver-[93] herrlicht. Die Liederdichter vergleicht er mit Nachtigallen, die ihre süße Sommerweise singen. Wer aber, fragt er, soll dieser Nachtigallen Panier jetzt tragen, seit die von Hagenau [2] verstummt ist? wer soll die lebende Schaar führen und weisen? Ihre Meisterin kann es wohl, die von der Vogelweide. Hei! wie die über Heide mit hoher Stimme schallet! was Wunders sie stellet! wie spähe (kunstvoll) sie organieret! wie sie ihren Sang wandelieret! Die soll der andern Leiterin sein, die weiß wohl, wo man suchen soll der Minne Melodie. (Tristan, v. Grootes Ausg. V. 4750 ff.)

Auch die Späteren erkennen Walthers Meisterschaft an. Insbesondere rühmt noch ein Meistergesang des 14ten Jahrhunderts seine schönen und reinen Töne [3].

Von einer Handschrift, welche mit den Singweisen seiner Lieder ausgestattet war, sind nur noch traurige Überreste vorhanden [4]. Aber der innere Wohl[94]laut seiner Gesänge, der sich in schönen und mannigfaltigen Formen ausdrückt, welchen man oft ihre Singweise anzuhören meint, giebt den Lobpreisungen Gottfrieds von Straßburg und dem Zeugnisse des Meisterliedes volle Glaubwürdigkeit.

Das Gepräge der Meisterschaft erkennen wir an den Liedern unsres Dichters vornehmlich in dem Einklange von Inhalt und Form. Der Gegenstand ist durch die Form harmonisch begrenzt und die Form ist durch den Gegenstand vollständig ausgefüllt. Für das bloße Spiel mit

[1] So spricht von ihm Konrad von Würzburg in seiner goldenen Schmiede V. 97 ff. (Grimm, Altdeutsche Wälder B. II, S. 219).

[2] Docen (Mus. I, 1, S. 167) vermuthet unter dieser Bezeichnung nicht unwahrscheinlich Reinmarn den Alten; v. Groote (Anm. zu V. 4778) glaubt, daß Hartmann von Aue darunter verstanden sei, was mir, schon nach dem Zusammenhang der Stelle, bedenklicher scheint.

[3] Diesen Meistergesang des Lupolt Hornburg hat Docen im Mus. II, 1, S. 18 ff. aus der Würzburger Handschrift geliefert.

[4] Docen a. a. O. S. 26.

Formen ist Walther zu gedankenreich. Eben darum sind auch seine Formen in der Manigfaltigkeit einfach.

Es ist eine ansehnliche Stufenleiter von Tönen, auf der er sich vom einfachsten Volksliede bis zu jenen großartigen Königsweisen erhebt. Nach Abzug desjenigen, was sich der Unechtheit verdächtig macht, kann man in seinen Gedichten noch immer etliche und achtzig verschiedene Töne zählen. Er führt uns durch den hohen, den niedern und den mittlern Sang (I, 105 b). Er singt, wie ein Andrer von ihm meldet, was er will, des Kurzen und des Langen viel (I, 113 b). Aber stets geht der Inhalt gleichen Schrittes mit der Form und schon der äußre Bau seiner Gedichte läßt auf ihren Gegenstand schließen. Der fröhlichen Weise des Volkslieds entspricht die Lebensfrische des Inhalts und die volleren, gezogenen Töne sind in Übereinstimmung mit der Würde der Person, an die das Lied [95] gerichtet ist, mit der Wichtigkeit des Gegenstandes, mit der Fülle der Gedanken. Die Spiele der Reimkunst sind ihm zwar nicht unbekannt, doch bedient er sich ihrer mäßig und versteht sie scherzhaft anzuwenden [1]. Er hat zu gewissen Formen Vorliebe und kehrt häufig zu ihnen zurück, aber auch hierin verfährt er nach richtigem Ermessen. Die Betrachtung und die bildnerische Darstellung lieben Stetigkeit, die Leidenschaft, die Empfindung den Wechsel der Formen. Wir haben es bei seinen Minneliedern schön gefunden, wenn er das Erscheinen einer herrlichen Frau in derselben Weise darstellt, worin er sonst die Könige feiert. Jene Gesänge vom ersten Auftreten Friedrichs II bis wo der Dichter das Lehen empfängt, sind alle in gleicher oder verwandter Form gedichtet, sie treten dadurch in näheren Zusammenhang und bilden gewissermaßen ein episches Ganzes. Eben die Einfachheit der Formen macht sie geeignet, vielfacherem Inhalte zu dienen. Selbst die großartigsten, und gerade diese wiederholt Walther am öftesten, sind nicht vielfach verschlungen; fast kunstlos folgt sich in drei langhingezogenen Zeilen [96] der dreimalige Reimschlag. Es ist der volle Wellenzug eines anschwellenden Stromes.

[1] Z. B. in dem wunderlichen Winterliede (I, 125), das durch alle Selbstlauter reimt. Der Truchseß von Singenberg (I, 157 b) und Rudolf der Schreiber (II, 181 b) haben es nachgeahmt. Reime am Anfang und Schlusse der Zeilen finden sich in der Strophe: „Ob ich mich selben rühmen soll u. s. w. (I, 121 b) und den drei folgenden.

Walthers Gedichte bilden großentheils nur éine Strophe. Der Bau eines solchen Gesätzes ist aber genugsam in sich gegliedert, um für eine vollständige Darstellung auszureichen. Man darf Gesätze, die in derselben Weise über denselben Gegenstand gedichtet sind, darum noch keineswegs als Theile éines Gedichtes betrachten; sie können sich auf einander beziehen, eines kann aus dem andern entsprungen sein und doch jedes dabei seine Selbstständigkeit behaupten, wie etwa bei einer Reihe von Sonetten über den nemlichen Gegenstand. Unser Meister setzt seine Gedichte nicht zusammen, er schafft sie von innen heraus. Eben diese lebendige Entfaltung des Gedankens, des Bildes sichert dem Gedichte seine Selbstständigkeit und bedingt seine Begrenzung. Ist der Gedanke dargelegt, das Bild hingestellt, so ist auch das Gedicht abgeschlossen. Bedarf ja doch gerade der kräftigste Gedanke, das klarste Bild, zu seiner vollständigen Erscheinung am wenigsten der Ausführlichkeit.

In einem Theile von Walthers Gedichten findet sich die Grundform, keineswegs aber die überkünstliche Verwicklung des spätern meistersängerischen Strophenbaues. Ebenso ist die prunkende Gelehrsamkeit und der überladene Bilderschmuck der späteren Dichter ihm fremd. Er ist mehr gestaltend, als bilderreich.

[97] Wenn Frauenlob (st. 1317) in seinem Liederstreite mit Regenbog sich selbst als den Meister Aller rühmt, die je gesungen und noch singen, als einen Koch der Kunst und einen Vergolder des Sanges der alten Meister, Reinmars, Eschilbachs und des von der Vogelweide, die neben kunstreicher Straße den schmalen Steig gefahren seien (Man. II, 214 f.), so wird uns dieses nicht abhalten, den unvergoldeten Sang und den schmalen Naturpfad jener älteren Dichter vorzuziehen. Wir werden auf Regenbogs Seite treten, der, als erklärter Kämpfe der letzteren, behauptet, die Kunst Walthers und der Andern stehe noch immer frisch belaubt und bewähre die Kraft ihrer Wurzeln (ebd. 215 b); übereinstimmend mit dem Marner, der ebenfalls Walthern von der Vogelweide an die Spitze der hingegangenen Sangesmeister stellt, aus deren Garten er, unwillkührlich, Blumen lesen müsse (II, 173 a).

Walther selbst ist sich seiner Meisterschaft bewust. Er spricht von seinem werthen Sange (I, 118 a). Er klagt, daß man ihn so arm lasse bei reicher Kunst (I, 131 a). Er spricht es aus, daß die Frau, von der er singe, durch seinen Sang geehrt werde; daß nicht leicht

Jemand sie besser loben könne; daß, wenn er seinen Sang lasse, Alle, die sie jetzt loben, dann sie schelten werden; daß sie todt sei, wenn sie ihn tödte (I, 123 b. 124 b). Ein schöner [98] Stolz aber ist es, wenn er zugleich sich dessen rühmt, daß sein Gesang tausend Herzen froh gemacht.

Rührend ist folgende Äußerung:

Uns hat der Winter kalt und andre Noth
Viel gethan zu Leide.
Ich wähnte, daß ich nimmer Blumen roth
Sähe an grüner Heide.
Doch schadt' es guten Leuten, wäre ich todt,
Die nach Freuden ringen
Und die gerne tanzen und springen. (I, 138 b.)

Die Kunst ist Walthern eine hohe Sache. Darum entrüstet er sich denn auch vielfältig gegen die Verderber und Entwürdiger derselben. Die Fuge, die Höfischheit, das höfische, hofeliche Singen stellt er dem Unfuge, der Dörperheit[1], dem unhofelichen[2] Singen, die Meister den Schnarrenzern[3] gegenüber. Die Worte höfisch, höflich hatten aber dazumal einen andern und höheren Sinn, als wie sie heutzutage genommen werden. Sie bedeuteten die edlere Bildung, die feinere Sitte, wie sie an den Höfen gesangliebender Fürsten blühte.

Ungefüge Töne, so klagt er, haben das hofeliche Singen zu Hofe verdrungen, seine Würde liegt dar[99]nieder, Frau Unfuge hat gesiegt. Die das rechte Singen stören, deren ist jetzt ungleich mehr, denn die es gerne hören. Wer will noch harfen bei der Mühle, wo der Stein so rauschend umgeht und das Rad so manche Unweise hat? Die so freventlich schallen, sie thun wie die Frösche in einem See, denen ihr Schreien so wohl behagt, daß die Nachtigall davon verzagt, so sie gerne mehr sänge. Wer doch die Unfuge von den Burgen stieße! Bei den Bauern möchte sie wohl sein, von denen ist sie hergekommen (I, 112)[4].

[1] Man. I, 117 b. In der Pf. Hdschr. 357, Bl. 38 b kömmt die Strophe: „Uns will schiere wohl gelingen" u. s. w. sammt den übrigen des Mailieds unter den Liedern Lütolts von Seven vor.

[2] [I, 107 b, 3 unhofescheit.]

[3] [Bertholds Predigten S. 165: gesneren, sneren. 194. 289. 331.]

[4] [Vgl. Lachmanns Walther S. 103 u.]

Das Letztere deutet merklich darauf hin, was unter diesem ungefügen Sange hauptsächlich zu verstehen sei. Es scheint damals in den ritterlichen Gesang die Gattung von Liedern eingedrungen zu sein, welche man unter dem Namen der Nitharte begreift, Darstellungen aus dem Dorfleben, Schwänke mit den Bauern, derb und rüstig, aber auch manchmal sehr ungezogen und schmutzig. Den Eingang des Liedes macht häufig eine Beschreibung des Frühlings. Mit dem Frühling rühren sich Freude und Muthwill, und so folgt nun im Liede allerlei ländliche Lustbarkeit, Tanz und Schlägerei.

Von der angegebenen Art sind nicht bloß die meisten Lieder; welche unter dem Namen des Herrn Nithart auf uns gekommen sind, auch viele andre, ritterliche Sänger haben in derselben Weise gedichtet. Der Schauplatz von Nitharts Darstellungen ist die Umgegend von Wien. Einige seiner Lieder betreffen den Fürsten Frie[100]drich in Osterland (Friedrich den Streitbaren), von dessen milder Gabe ihm ein silbervoller Schrein geworden (Man. II, 72 a). Der Bischof Eberhard, an den er sich gleichfalls wendet (II, 79 a), ist ohne Zweifel der Erzbischof von Salzburg dieses Namens, der von 1200 bis 1246 auf dem erzbischöflichen Stuhle saß[1]. Auch erzählt Nithart von einem Zuge über Meer, den er mit Kaiser Friedrich gemacht und auf dem ein heidnischer Pfeil ihn verwundet[2].

Schon durch diese Anzeigen, denen sich weitere beifügen ließen, wird Nithart der Zeit und dem Orte nach, wenn gleich als jüngerer Zeitgenosse, unsrem Dichter nahe gerückt. Es sind aber auch Spuren vorhanden, daß Nithart auf Walthers Gedichte in derjenigen Weise angespielt, die wir Parodie nennen und die vielleicht unter dem früher erwähnten Verkehren des Gesanges begriffen ist.

Die mehrfache Anspielung ist in nachstehendem Liede Nitharts, dessen Name schon auf Schlimmes deutet, kaum zu verkennen:

> Sie fragen, wer sie sei, die Säldenreiche,
> Der ich so hoselichen habe gesungen.
> Sie wohnt in deutschen Landen sicherliche,

[1] Chron. Salisb. ad ann. 1200. 1246.

[2] Leipziger Literatur-Zeitung 1812, Nr. 162. H. v. d. Hagen, Briefe in die Heimath, B. 1, Breslau 1818, S. 65.

[101] Das sag' ich den Alten und den Jungen.
Sie ist in einem Kreise, der ich diene,
Von dem Po bis auf den Sand,
Von Elsaße bis Ungerland,
In dér Enge ich sie fand,
Sie ist noch zwischen Paris und Wiene. (II, 73 b.)

Säldenreiche] Heilbringende, Wonnereiche. — Sand] Meeresufer.

Man erinnere sich hiebei derjenigen Stellen, worin Walther von seiner Länderkunde spricht, und seines zuvor (Abschnitt V) ausgehobenen Gedichtes:

Sie fragen und fragen aber all zu viel
Von meiner Frauen, wer sie sei. (I, 122 a.)

Ergötzlich ist auch sonst der Spott, den jene derberen Dichter mit dem Minnesang und dessen Überzartheit treiben. Ein solcher, Gedrut, macht sich über den Minnesänger Wachsmut von Künzingen lustig; Herr Wachsmut minne seine Fraue über tausend Meilen, dennoch sei sie ihm gar zu nahe; es thäte ihm so sanft, wenn er sie auf einem hohen Thurme schauen und von ihrer Hand ein Ringlein empfangen sollte, das küßt' er tausendmal, läg' er aber bei der Wohlgethanen mit ihrem rothen Munde, nimmer würd' er sie berühren (Pf. Hds. 357, Bl. 24 b). Derselbe[1] äußert, wär' es denen Ernst, die sich also [102] um Minne härmen, in Jahresfrist lägen sie todt; sie seien zu feist bei der Noth, von der sie klagen (ebd.).

In Beziehung auf Walthern von der Vogelweide wird, außer dem schon eher genannten Stolle, noch eines Herrn Volknant (in der Pf. Hds. 357 heißt er Wicman) als eines solchen gedacht, der den Meistern ihre meisterlichen Sprüche treten (Pf. Hds. irren) wolle. Walther und Volknant werden verglichen. Jener ist das Korn, dieser die Spreu; singet Volknant eins, so singet Walther drei; sie gleichen sich wie der Mond und ein gewisser runder Theil des menschlichen Körpers. Herr Walther singet was er will, des Kurzen und des Langen viel, so mehret er der Welt ihr Spiel; Volknant jagt wie ein falscher Leithund nach Wahne (I, 113). Das Lied, welches diese Vergleichungen anstellt, in einer von Walthers Weisen gedichtet, ist gleich andern, welche nicht ihm angehören, aber auf ihn Bezug haben, unter die seinigen gekommen.

[1] Bei Man. II, 119 a ist das Lied Herrn Geltar zugeschrieben.

Von dem Verfalle der Kunst, den schon unser Dichter beklagt, zeugen auch, durch eigenes Beispiel, die Gedichte des Tanhuser, der, wie Nithart, in Friedrichs des Streitbaren Dienste war; meist Tanzreihen, zum Theil in Nitharts Geschmacke, mit allerlei Gelehrsamkeit überladen und durch widerliche Sprachmengerei aus dem Französischen verunstaltet[1]. An[103]klänge aus Walthers Liedern sind auch in diesen Gedichten unverkennbar[2]. Tanhuser überlebte den Fürsten Friedrich und beklagt dessen Tod mit der drolligen Äußerung, wer nun Thoren (Hofnarren) so gut halte, als Er gethan (Man. II, 69 a).

Freundlich sind die Verhältnisse der Kunstgenossenschaft, in welchen Walther mit dem Missener, Meisßner, stand. Daß er unter dieser Benennung einen der meisßnischen Markgrafen verstehe, ist nicht bloß aus dem Liede, worin er den Meisßner zu den Fürsten zählt, welche die Zurückkunft des Kaisers nach dessen Krönung treulich erwartet (I, 103 b), sondern mehr noch aus dem äußerlich untergeordneten Verhältnisse zu schließen, in welches Walther auch da, wo er von dem Meisßner als einem Dichter spricht, sich zu demselben stellt. Daß sodann unter den Markgrafen von Meissen, welche in Walthers Zeit fallen, Heinrich der Erlauchte gemeint sei, dafür stimmt theils das Zeugnis Tanhusers, welcher, unter offenbarer Beziehung auf jenes Lied unsres Dichters, Heinrich [104] den Missener aufführt (II, 64 f.)[3], theils der Umstand,

[1] Z. B. Daß ich wäre ihr dulz amis u. s. w.
Ein' Riviere ich da gesach (sah),
Durch den Fores gieng ein Bach
Zuthal über ein' Planüre.
Ich schlich ihr nach, bis ich sie fand,
Die schöne Creatüre.
Bei dem Fontane saß die Klare, Süße von Statüre. (II, 61 a.)
[Vgl. Man. II, 236 a, 1: Stature.]

[2] Z. B. Ich bin Gast und selten Wirth, das Leben ist unstete. (II, 67 b.)

[3] Die Worte Tanhusers: „Der sein' Treue nie zerbrach" u. s. w. entsprechen augenscheinlich dem Schlusse von Walthers Lied: „Von Gotte würde ein Engel eh' verleitet." Auch die weitere Zeile von Tanhuser: „Er sollte des Reiches Krone tragen" deutet auf die Stelle in einem andern Liede Walthers:
Möcht' ich ihn han gekrönet,
Die Krone wäre heute sein. (I, 136 b.)
Die letztern Worte bezeichnen abermals einen fürstlichen Freund unsres Dichters. So singt Tanhuser von Friedrich von Österreich:

daß der Markgraf Heinrich von Meissen selbst unter den Minnesängern erscheint. Er war von mütterlicher Seite Enkelsohn Hermanns von Thüringen, befand sich in seiner frühesten Jugend am Hofe von Österreich und vermählte sich 1234, sechszehn Jahre alt, mit Constantia, der Schwester Friedrichs [105] des Streitbaren. Die meissnische Chronik meldet von seiner Prachtliebe und seinem ritterlichen Hofhalt[1].

Walther hat den Meissner im Liede gelobt, er darf nun erwarten, daß derselbe ihm wandle, Wandels Recht biete, d. h. das Lob erwidre. Für alles Andre, was er sonst dem Meissner gedient, will er diesem den Lohn erlassen, nur auf das Lob verzichtet [106] er nicht. Wird ihm das nicht, so will er auch seines zurücknehmen, zu Hof und an der Straße (I, 136). Der Künstlertrotz, womit er hier auf seinem Sängerrechte besteht, soll, wie es scheint, nur beweisen, wie hoch er eine Erwiderung von diesem Fürsten anschlagen würde.

In kurzen Zeiten das geschieht,
Daß man wohl eine Krone
Schöne auf seinem Haupte sieht. (II, 59.)

Köpke a. a. O. S. 13 bezieht die politische Strophe „Herr Kaiser, ihr seid willekommen" u. s. w. (I, 103 b) auf Otto IV und den Markgrafen Dietrich, Heinrichs Vater. Mit der Stelle bei Tanhuser (II, 64 b), soferne man solcher Beweiskraft beilegen will, läßt sich diese Annahme nicht vereinigen. Der Beziehung auf Friedrich II ist es zwar nicht günstig, daß dieser erst vierzehn Jahre, nachdem er zu Rom gekrönt worden, nach Deutschland zurückkam, und so kann auch gegen die Beziehung auf Heinrich den Erlauchten die bedeutende Altersverschiedenheit angeführt werden, welche nothwendig zwischen ihm und Walthern stattgefunden; Heinrich ist im Jahr 1218 geboren. Allein auch Otto IV blieb nach seiner Krönung zum römischen Kaiser noch dritthalb Jahre von Deutschland abwesend und die Verschiedenheit des Alters ist kein entscheidendes Hinderniß. Der junge Markgraf (jugendlich ist er auch in der manessischen Handschrift vor seinen Liedern dargestellt) mag von dem alten Meister gelernt haben. Die Strophe „Mir hat ein Lied von Franken" u. s. w. (I, 111 a) beweist, daß der Meissner Walthern mit Achtung behandelte, und in den Liedern Heinrichs von Meissen (I, 5. 6) könnten einige Spuren von Walthers Einflusse bemerklich gemacht werden. Man sieht, daß hier weitere Untersuchungen nicht überflüssig sind. Ein Aufsatz über Heinrich den Erlauchten als Minnesänger und Förderer deutschen Minnesangs, von K. Förster, ist neuerlich in Kinds Muse, 1821, II, 3 erschienen.

[1] Albinus, Meißnische Land- und Berg-Chronika. Dresden 1589. S. 195.

Besser zufrieden zeigt er sich, als ihm der Meißner aus Franken ein Lied mitgebracht hat:

Mir hat ein Lied von Franken
Der stolze Meissener gebracht,
Das fährt von Ludewige.
Ich kann es ihm nicht danken
So wohl, als er mein hat gedacht,
Als daß ich tief ihm neige.
Könnt' ich, was Jemand Gutes kann,
Das theilte ich mit dem werthen Mann,
Der mir so hoher Ehren gann;
Gott müsse auch ihm die seinen immer mehren!
Zu fließe ihm alles Segens Fluß,
Nichts Wildes meide seinen Schuß,
Seins Hundes Lauf, seins Hornes Duß
Erhalle ihm und erschalle ihm wohl nach Ehren! (I, 111 a.)

Ludewige] es ist noch unerrathen, wer dieser Ludewig sei. — gann] gönnt. — Duß] Getöse, Schall.

Daß Walther den Tod Reinmars im Liede betrauert, ist bereits erwähnt worden. Reinmar der Alte, den Walther am Hofe zu Wien kennen gelernt haben mochte, ist ein trefflicher Minnesänger, berühmt unter den älteren Meistern. Seine zahlreichen Lieder [107] sind einfach und innig, sie athmen eine sanfte Schwermuth. Er hat, wie er einmal singt, die Minne noch stets in bleicher Farbe gesehen (Man. I, 66 a). Auch äußert er, es werde Mancher ihn nach seinem Tode klagen, der jetzt leicht seiner entbehrte (I, 71 a). Unser Dichter scheint nicht in völlig gutem Vernehmen mit ihm gestanden zu sein; doch beklagt er, selbst schon am Ziele seiner Jahre, den Tod desselben auf eine würdige Weise.

Zwei Gesätze Walthers sind dieser Klage gewidmet. In dem einen versichert er: wenn Reinmar nichts gesungen hätte, als die eine Rede „So wohl dir, Weib, wie rein dein Name!", so hätt' er verdient, daß alle Frauen stets für seine Seele bitten würden [1].

[1] Diese Strophe steht in der Pf. Handschr. 357, Bl. 41 b unmittelbar vor der andern auf Reinmars Tod. Sie ist Walthers nicht unwerth; nur ist der Text in jener Handschrift verdorben. Das Lied Reinmars, worauf sie sich

Das andre lautet so:

Fürwahr, Reinmar, du reuest mich[1]
[108] Vieles härter, denn ich dich,
Ob du lebtest und ich wär' erstorben.
Ich will's bei meinen Treuen sagen:
Dich selben wollt' ich wenig klagen,
Ich klage dein' edle Kunst, daß sie ist verdorben.
Du konntest all der Welte Freuden mehren,
So du's zu guten Dingen wolltest kehren.
Mich reuet dein wohlredender Mund und dein viel süßer Sang,
Daß die verdorben sind bei meinen Zeiten.
Daß du nicht eine Weile mochtest beiten!
So leistet' ich dir Gesellschaft, mein Singen ist nicht lang.
Deine Seele müsse wohl nun fahren, deine Zunge habe Dank!
(I, 105 a.)

reuest] schmerzest. — du's] du sie, die Kunst. — beiten] warten. — ist nicht lang] währt nicht mehr lange.

Die Beziehungen, worin wir unsern Dichter zu den vorgenannten Kunstgenossen gefunden, die achtungsvollen Äußerungen, welche wir von gleichzeitigen und späteren Meistern über ihn vernommen, führen auf die Frage, welches die Stelle sei, die derselbe in der Geschichte der deutschen Dichtkunst überhaupt einnehme.

Der innere Werth, die Menge und Manigfaltigkeit seiner Lieder, die Länge und die poetische Wichtigkeit des Zeitraums, in welchem er gesungen, müssen ihm schon auf den ersten Anblick eine bedeutende Stelle sichern. Sein dichterisches Wirken umfaßt vollkommen die glänzendste Zeit der altdeutschen Liederkunst. Er reicht hinauf in die erste Blüthe des Minnesangs im letzten Viertel des zwölften Jahrhunderts, [109] er reicht hinunter in den Übergang dieser Dichtungsweise zur Betrachtung und zum Lehrhaften gegen die Mitte des dreizehnten; ja er

bezieht, ist noch vorhanden (I, 67 a). So finden sich auch unter Walthers Liedern zwei Gesätze (I, 137), welche auf Strophen von Reinmar (I, 64 b. Vgl. 68 b, 7) in der gleichen Tonweise wettstreitend antworten.

[1] Vgl. Robyn (CLXIII):
Reinmar, mich reuet sehre
Dein Sinn und auch dein Tod u. s. w.

selbst erscheint als Derjenige, der zuerst das jugendlich spielende Lied zur Männlichkeit gekräftigt. Aus der Blüthe der Phantasie und der Empfindung reift ihm die Frucht des Gedankens, die Formen des Minnelieds dehnt er aus, damit sie vermögend seien, die Sache des Vaterlandes, die Angelegenheiten des Reiches und der Kirche zu fassen. Wenn er gleich über den Zerfall des Minnesanges Klage führt, so hat doch gewiss er selbst, nur in andrem Sinne, zerstörend auf denselben gewirkt. Je mehr die Wichtigkeit des Stoffes sich geltend machte, um so merklicher muste das zartere Spiel der Poesie erliegen, und wenn in Walthers Liedern noch der Ernst des Gedankens überall mit Poesie getränkt und umkleidet ist, so tritt dagegen bei seinen Nachfolgern immer mehr die Betrachtung in einseitiger Trockenheit und prosaischer Blöße hervor.

Soll die Fortbildung der Dichtkunst nach den bedeutendsten Meistern bezeichnet werden, so grenzt Walther in aufsteigender Reihe zunächst an Reinmar den Alten, in absteigender an Reinmar von Zweter. Der Erstere lebt noch ganz in den Empfindungen und dem Tönereichthum des Minnesanges, der Letztere, fast nur noch in einem streng gemessenen Tone dichtend, hat sich völlig der Betrachtung und der Lehre zugewendet; und in demselben Verhältnis, [110] in welchem Walther den Erstern an Kraft und Reichthum der Gedanken übertrifft, zeichnet er sich vor dem Letztern durch Farbenglanz und manigfaltige Anmuth der Behandlung aus.

Wie häufig Walthers Lieder nachgeahmt wurden, kann schon die flüchtigste Ansicht der alten Liedersammlungen ergeben [1]. Daß er von der Singschule unter die zwölf Altmeister des Gesanges, die Stifter der Kunst, gezählt wurde, ist gleich Eingangs berichtet worden.

Meister hieß zu Walthers Zeiten Jeder, der sich der Ausübung irgend einer Kunst mit Auszeichnung widmete. Meister hießen daher auch unter den Dichtern vorzugsweise diejenigen, welche die Sangeskunst zu ihrer eigentlichen Beschäftigung gemacht hatten. Diejenigen

[1] Beispiele sind, besonders in den Anmerkungen, manche ausgehoben worden. Was als Gebrauch dichterischen Gemeinguts und als wirkliche Nachahmung anzusehen sei, darüber mögen freilich im einzelnen Falle die Ansichten verschieden sein.

dagegen, welche den Gesang weniger ausschließlich und fruchtbar treiben, denen zugleich schon durch ihren Stand ein anderwärtiger Hauptberuf angewiesen war, Fürsten und Ritter, wurden mit ihren fürstlichen oder adelichen Namen bezeichnet, obgleich ihre Kunst dem Wesen nach dieselbe war. Es ist hienach leicht zu erachten, daß Walther von Gleichzeiti[111]gen und Späteren als Meister benannt wird. Wenn übrigens der Truchseß von Singenberg ihn „unsres Sanges Meister" nennt (Pf. Hds. 357, Bl. 20 b) und wenn derselbe Dichter (Man. I, 154 a), sowie der Marner (I, 173 a) und ein Ungenannter in der Pf. Hds. 350 „mein Meister" von ihm sprechen, so kann hieraus, nach der Sprache der Zeit, kein Verhältnis des persönlichen Unterrichts gefolgert werden. Es heißt nicht mehr, als wenn im Titurel (Cap. 6. Str. 632) gesagt wird: „mein Herr Walther." Am wenigsten aber darf aus dem Meisternamen überhaupt auf damaliges Bestehen einer förmlichen Dichtergilde geschlossen werden.

Zwar liegt es in der Natur der Sache, daß eine so ausgebildete Dichtkunst, wie die deutsche in der ersten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts, eine Dichtkunst, die mit wirklichem Gesang und begleitendem Saitenspiel innig verschwistert war, nicht wild wachsend sich verbreitete, sondern durch Unterricht fortgepflanzt wurde. Davon giebt unser Dichter klares Zeugnis, wenn er meldet, daß er in Österreich singen und sagen gelernt habe. Zugleich weisen seine Lieder nicht bloß im Allgemeinen durch ihren wohl abgemessenen Bau, sondern auch durch einzelne nähere Andeutungen, auf Kunstregel und Kunstgebrauch, z. B. wenn er von dreierlei Art des Sanges spricht, wenn er die Meister den Schnarrenzern gegenüberstellt, wenn er Wandels Recht begehrt. Nirgends aber, weder bei [112] ihm, noch bei den andern Dichtern seiner Zeit, findet sich der Beweis, daß unter den Sangesmeistern des dreizehnten Jahrhunderts zunftmäßige Genossenschaften sich gebildet hatten, wie sie unter den Meistersängern der späteren Jahrhunderte bestanden.

Gleichwohl ist zwischen beiden unläugbar ein geschichtlicher Zusammenhang[1]. Es sind verschiedene Stufen einer stetigen Entwicklung

[1] Diesen hat J. Grimm (Über den altdeutschen Meistergesang, Göttingen 1811) überzeugend nachgewiesen; ebenso die Identität der Meister des dreizehnten Jahrhunderts mit sämmtlichen Minnesängern, nicht minder, daß die

und Ausbildung, Entartung und Erstarrung des deutschen Gesanges. Die Regel wurde stets enger gezogen und der Geist entschwand. In der Singschule der Handwerker war es der Form nach auf mühsame Künstlichkeit, dem Inhalt nach auf nützliche Erbauung angelegt. Aber auch in diesem Zustande vergaß die Kunst ihres Ursprungs nicht. Die Meister dieser Singschulen erhielten, wie billig, das Gedächtnis ihrer geschichtlichen Verbindung mit jenen alten Meistern. Walther wird mit Eschenbach, Ofterdingen, Klinsor, Reinmar u. A. [113] zu den Stiftern der Kunst gezählt und einige nach ihm benannte Töne (der lange, der übergüldte, der Kreuzton Walthers von der Vogelweide) laufen in den Töneverzeichnissen der Schule fort. Das Kolmarer Meistergesangbuch enthält Gedichte von ihm nebst Meisterliedern vom Ende des sechszehnten Jahrhunderts.

Bis zu diesem Verhallen seiner Töne sind wir dem künstlerischen Wirken des Dichters gefolgt. Wenn aber seine Wirksamkeit, sofern er sie durch den Inhalt der Lieder ausübte, vollständiger gewürdigt werden soll, so ist es nöthig, auf den Schauplatz der politischen Bewegungen zurückzukehren.

* Meistersängerschule den Grundsatz der Dreitheiligkeit von den ältern Meistern ererbt. Nur scheint es mir, besonders in Betrachtung der Gedichte Walthers, daß die Abtheilung in Stollen und Abgesang bei den älteren nicht in dem Maaße herrschend gewesen, als Grimm annimmt.

[114] Achter Abschnitt.

Friedrich II und die Päbste. Erzbischof Engelbert von Köln. Die Kreuzzüge. Walthers Kreuzfahrt.

Zweierlei Angelegenheiten, unter sich in genauer Verbindung, bewegten jetzt die Welt: Friedrichs II Kampf mit den Päbsten und die Wiedereroberung des heiligen Grabes.

Als zwischen Philipp und Otto die Königswahl streitig war, hatte Innocenz III sich nicht gescheut, den deutschen Fürsten zu erklären, daß die Entscheidung dieses Wahlstreits, wie die Besetzung des deutschen Thrones überhaupt, dem päbstlichen Stuhle zustehe, weil das Reich durch die Päbste von den Griechen auf die Deutschen gebracht sei und der neue König die Kaiserkrone vom Pabst allein erhalte. Der ernstliche Widerspruch der Fürsten bewirkte die Zurücknahme dieses übereilten Wortes, aber das Benehmen des römischen Hofs war gleichwohl beständig von der Absicht geleitet, eine päbstliche Weltherrschaft zu begründen, der das Kaiser[115]thum als ein von ihr abhängiges Lehen untergeordnet wäre.

Wenn das Banner der Freiheit nicht auf Friedrichs Seite weht, wo er die aufstrebende Kraft der oberitalischen Freistaaten bekämpft oder den weltlichen Arm zur Vertilgung der Ketzer herleiht, so gebührt ihm dagegen die dankbare Anerkennung der Nachwelt in seinem rastlosen Ringen gegen jene Anmaßungen der Priesterherrschaft. Das Mühselige und Gefahrvolle seiner Laufbahn ist in einem Liede des gleichzeitigen Dichters, Bruder Werner, durch ein schauerlich schönes Bild bezeichnet, wenn Friedrich einem Manne verglichen wird, der im Walde geht, während ein Wolf hinter ihm her schleicht, stets begierig, wenn der Mann straucheln oder fallen würde, sich über ihn herzustürzen (Man. II, 165 b).

Die Kreuzzüge, deren oberste Leitung in den Händen des Pabstes

lag, waren diesem ein bedeutendes Mittel zu Erreichung jener großen Zwecke. Er war hier das Oberhaupt einer geistlich-weltlichen Vereinigung aller christlichen Könige und Völker.

Seit der Eroberung Jerusalems durch Saladin im Jahr 1188 waren die heiligen Orte unter der Gewalt der Unglaubigen. Die Kreuzpredigt war unermüdlich, das Abendland zu erregen. Als Friedrich II im Jahr 1215 zu Aachen gekrönt wurde, ließ er sich, den Anfoderungen der Zeit entsprechend, nebst vielen Bischöfen, Fürsten und Rittern, mit dem Kreuze bezeichnen. [116] Nach einem achtjährigen Aufenthalt in Deutschland trat er im Jahr 1220 seinen Römerzug an. Seinen eilfjährigen Sohn Heinrich, der bereits zum Nachfolger im Reiche gekrönt war, ließ er unter Vormundschaft zurück. In demselben Jahre ward er zu Rom von Honorius III als Kaiser gekrönt und bei diesem Anlasse von dem Kardinal-Bischof Hugolin von Ostia, nachherigem Pabst Gregor IX, abermals mit dem Kreuze bezeichnet. Aber so wie bisher die deutschen Angelegenheiten, so schoben jetzt die sicilischen die Erfüllung des Gelübdes hinaus. Je mehr, während Friedrichs Anwesenheit in den sicilischen Erblanden, zwischen ihm und dem päbstlichen Hofe Eifersucht und Mishelligkeit sich erzeugte, um so wünschenswerther war einerseits dem Pabste die Entfernung und auswärtige Beschäftigung des gefährlichen Gegners, anderseits dem Kaiser die Begründung seiner Macht auf heimischem Boden. Als im Jahr 1221 Damiata, kaum erobert, durch die Uneinigkeit der Kreuzfahrer wieder verloren gieng, war Friedrich den bittern Vorwürfen des Pabstes und der Bedrohung mit dem Bann ausgesetzt. Zur großen Zufriedenheit des heiligen Vaters gereichte hingegen Friedrichs zweite Vermählung mit Jolantha, der Erbin des Königreichs Jerusalems. Unter Ermahnungen und Bedrohungen von der einen, Entschuldigungen und Vertröstungen von der andern Seite verzog sich die Abfahrt bis in das Jahr 1227. Jetzt waren die großen Zurüstungen beendigt und die Schaaren der Kreuzfahrer [117] auf der apulischen Küste versammelt. Schon war eine große Zahl von Brindisi abgesegelt, der Kaiser und der Landgraf von Thüringen hatten sich gleichfalls eingeschifft, aber nach drei Tagen liefen diese wieder zu Otranto ein, beide von ansteckender Krankheit ergriffen, woran der Landgraf einige Tage nachher verschied. Auch die vorausgefahrene Flotte kehrte nun zurück und die ganze Unternehmung zerschlug sich.

Gregor IX hatte kurz zuvor den päbstlichen Stuhl bestiegen. Er war aus einem von Friedrich beleidigten Geschlecht entsprossen, er hatte den Kaiser bei der Krönung mit dem Kreuze bezeichnet und ihn zuletzt noch dringend zum Kreuzzuge gemahnt. Jetzt verwarf er jede Entschuldigung, erklärte Friedrichs Krankheit für Verstellung, schleuderte unerbittlich auf ihn den Bannstral und verkündigte in Deutschland, so wie in allen abendländischen Reichen, des Kaisers ungeheure Schuld und furchtbare Bestrafung.

Friedrich erließ gleichfalls Briefe zu seiner Verantwortung. Er klagte den Geiz und die Herrschsucht der Kirche an, die sich Kaiser, Könige und Fürsten zinsbar zu machen strebe. Zugleich aber erneuerte er die Anstalten zum Kreuzzuge und fuhr wirklich im folgenden Jahr, 1228, mit dem Pabste unversöhnt, nach Palästina ab. Auch dorthin verfolgte ihn Gregors Haß und war ihm in allen Unternehmungen hinderlich. Gleichwohl bewirkte Friedrich die Zurückgabe Jerusalems und der heiligen Stätten, und da kein Priester ihn weihen [118] wollte, setzte er selbst im Tempel die Krone von Jerusalem sich auf das Haupt [1].

Unser Dichter ist eben so sehr ein erklärter Gegner der Priesterherrschaft, als ein begeisterter Herold der Kreuzzüge. Er eifert gegen die Eingriffe der Kirche in die Rechte der weltlichen Gewalt, gegen die Habsucht und Verschwendung des römischen Hofes, gegen den Ablaßhandel, gegen die willkührlichen Bannsprüche, gegen das unerbauliche Leben der Geistlichkeit; zugleich aber ruft er wiederholt den Kaiser zur Vornahme des Kreuzzuges auf. Es kann uns einen Begriff geben, mit welchen Schwierigkeiten Friedrich II zu kämpfen hatte, wenn wir selbst seine aufgeklärteren Anhänger ihn zu einem Schritte drängen sehen, zu dem er so ungerne sich entschloß.

Damit soll jedoch kein Widerspruch in der Gesinnung des Dichters bezeichnet werden. Gerade der fromm begeisterte Sinn muß am meisten Anstoß nehmen, wenn er das Heilige durch Misbrauch zu fremdartigen Zwecken entweiht sieht. Die Erscheinung des Heiligen ist zu verschiedenen Zeiten eine verschiedene. Was der einen Zeit Andacht und

[1] Das Vorstehende meist nach der trefflichen Geschichte Kaiser Friedrichs des Zweiten. Züllichau und Freist. 1792.

Begeisterung war, ist der andern Aberglaube und Schwärmerei. Aber von dem Urtheil über Formen und Lehrsätze unabhängig ist die Unterscheidung [119] dessen, was aus reiner Quelle, aus der Inbrunst des Herzens, aus der Sehnsucht nach dem Ewigen, aus der Ehrfurcht vor dem Unendlichen entsprungen ist, von demjenigen, was, aus gänzlich irdischen Triebfedern hervorgegangen, nur äußerlich mit dem Mantel der Heiligkeit sich bekleidet. Wenn Jenes noch in später Folgezeit empfängliche Gemüther, dichterisch wenigstens, anzusprechen vermag, so muß Dieses schon in der Zeit, wo es, durch Umstände begünstigt, seine gröste Gewalt ausübt, den Zweifel an seiner innern Gültigkeit erwecken.

Wenn man sich dafür begeisterte, das Land, wo Gottes Sohn menschlich gewandelt, wo er im Leben und im Tode Wunder gewirkt, der Entweihung durch Unglaubige zu entreißen, so kann dieß auch eine Folgezeit begreiflich finden, welche sich von demselben Eifer nicht zu entflammen vermöchte. Wenn aber der heilige Vater nach Rücksichten der Staatsklugheit heute segnete und morgen fluchte, wenn er Zwietracht im Reich erweckte und nährte, wenn er Eidschwüre nach Gefallen löste, den Ablaß zu einer Erwerbsquelle machte, wenn die Geistlichkeit, statt zu singen und zu beten, sich in Fehden tummelte oder weltlicher Üppigkeit fröhnte, so muste solches Ärgernis schon die glaubigen Zeitgenossen entrüsten.

Man kann nicht behaupten, daß Walther für den Beruf der Geistlichkeit keine Achtung hege. Er empfiehlt, zu glauben, was die Pfaffen Gutes lesen (I, 133 b); er klagt, daß Frauen und Pfaffen, zwei so edle Namen, [120] mit den Schamlosen werben (I, 115 b). Aber eben die Entartung der Geistlichkeit, das Heraustreten aus den Grenzen ihres Berufs, die pfafflichen Ritter und ritterlichen Pfaffen (I, 126 b), die Verdorbenheit der Kirche an Haupt und Gliedern greift er mit dem scharfen Sange an.

Jene Anmaßungen der kirchlichen Gewalt sind ihm unerträglich. Er verwünscht die Begründung der Priesterherrschaft mittelst der Schenkung Konstantins des Großen, durch welche, nach der von den Päbsten verbreiteten Meinung, die Stadt Rom sammt mehreren Ländereien Italiens dem römischen Bischof übergeben und damit der Kirchenstaat gestiftet worden.

König Konstantin, der gab so viel,
Als ich es euch bescheiden will,
Dem Stuhl zu Rome: Speer, Kreuze und Krone.
Zuhand der Engel laute schrie:
„O weh! o weh! zum dritten: weh!
Eh' stund die Christenheit mit Züchten schöne,
Der ist ein Gift nun gefallen [1],
Ihr Honig ist worden zu einer Gallen,
Das wird der Welt hernach viel leid."
Alle Fürsten leben nun mit Ehren,
Nur der höchste ist geschwachet;
Das hat der Pfaffen Wahl gemachet.
Das sei dir, süßer Gott, geklagt;
Die Pfaffen wollen Laienrecht verkehren;
Der Engel hat uns wahr gesagt [2]. (I, 129 b.)

[1] [Vgl. Pfeiffer, Deutsche Mystiker I, 43 u. Simrock II, 145, 2.]

[2] Ohne Zweifel hat Ottokar von Horneck das obige Lied vor Augen gehabt (wie auch Schacht in dem lebensvollen Buche: Aus und über Ottokars von Horneck Reimkronik, Mainz 1821, S. 279 andeutet), wenn er im Cap. 448 seiner Chronik (Pez, Script. Rer. Austr. B. III, S. 446) ausruft:

Ei, Kaiser Konstantin!
War thät du dein Sinn,
Da du den Pfaffen geb
Den Gewalt und das Urleb,
Daß Städt, Burge und Land
Unterthanig ihrr Hand
Und ihrm Gewalt sollt wesen?
Geistlicher Zuchtebesen
Ist nu zu scharf worden.
Du solltest in dem Orden
Die Pfaffen haben lan,
Als sein St. Peter begann,
Das wär hoher Miethe werth.
Was wolltest du das Schwert
Den Pfaffen zu der Stol geben,
Die damit nichts können leben,
Noch zu Recht können walten?
Lassen und behalten,
Als man mit dem Schwert soll,
Das können sie nicht wohl.

[121] bescheiden] berichten, erklären. — der höchste] d. i. der Kaiser. — geschwachet] erniedrigt. — der Pfaffen Wahl] vermuthlich die Erwählung Gregors IX.

[122] Anderswo räth Walther den Pfaffen, die Armen zu bedenken, zu singen und Jedem das Seine zu lassen [1]. Dabei erinnert er sie der Gabe, die auch sie einst von König Konstantin empfangen. Hätte dieser gewust, daß daraus künftig Übel entstehen würde, so hätt' er der Noth des Reiches vorgebeugt, aber damals waren sie noch frei von Übermuth (I, 103 a). Auch die Geschichte vom Zinsgroschen wird erzählt und wie Christus den Pharisäern gerathen, daß sie den Kaiser ließen haben sein Kaisersrecht und Gott, was Gottes wäre (I, 103 b).

Sie haben es vergramaziert
Und das Reich verirrt
Maniger Ehrn und Gewalt,
Die ihm vor was bezahlt.
Konstantin, nu sieh an!
Hättest du zu Latran
Den Pabst den Psalter lassen lesen
Und den Kaiser gewaltig wesen,
Als es vor deinen Zeiten was u. s. w.

1 [Göttingische gel. Anz. 1835, St. 10. 11. Jan. F. Hurter, Geschichte Papst Innocenz III, B. II. Hamburg, Perthes, 1834, S. 97: „Es ward nie auf den zweiten, weiterführenden Schritt gedacht, wodurch der Staat unter die Bevormundung der Kirche fallen sollte. Wie reimen sich dazu die zwei Lichter und die zwei Schwerter? Wie reimt sich dazu Innocenzens ganzes Streben, den Staat in allen seinen Beziehungen der kirchlichen Leitung zu unterwerfen?" Vgl. Walthers kerzen, Man. I, 106 a, 2? Hormayr, Taschenbuch für vaterländische Geschichte 1837, S. 164. (Die Heuschrecken, das große Erdbeben und die Pest.) Im Jahre 1338. „Nun blieb des Saamens von denselben Heuschrecken zu Botzen und Kaltern, und wurden mit dem geistlichen Bann von dannen vertrieben, also, daß sie alle bei dem Wasser abflogen von dem Land, und kam der Bann auf sie mit einem Urtheil; denn der Pfarrer von Kaltern fragte alle, die einen Eid geschworen hatten, und ward also geurtheilt, von dem ersten Eidschwörer, der um das Urtheil gefragt wurde: dieweil bemeldte Heuschrecken dem Land und Leuten schädlich und verderblich kommen waren, so erkennt er zu Recht, daß sie der Pfarrer auf offener Kanzel mit brennenden Lichtern verschießen sollte, in dem Namen Gottes Vaters, Sohnes und Gottes heiligen Geists. Dieses Urtheil ward also befolgt, und ordentlich vollzogen." Alte handschriftl. tirol. Chronik. Weber, die Verfluchungen S. 30. Lebens-Beschreibung Herrn Gözens von Berlichingen S. 124 f.]

Heftiger noch werden des Dichters Angriffe. Der neue Pabst wird mit Sylvester II, vorher Gerbert, verglichen, der von 999 bis 1003 auf dem päbstlichen Stuhle saß und wegen seiner naturwissenschaftlichen und mechanischen Kenntnisse für einen Schwarzkünstler galt. Wenn dieser nur sich selbst, durch die Zauberei, ins Verderben gebracht, so bringe der jetzige Pabst mit sich die ganze Christenheit zu Falle:

Der Stuhl zu Rome steht nun erst besetzet rechte,
Alswie hievor mit einem Zauberer, hieß Gerbrechte.
[123] Derselbe gab zu Falle nur sein eines Leben,
Nun hat sich dieser und alle Christenheit zu Falle geben.
Alle Zungen solln zu Gotte schreien: wafen!
Und rufen ihme, wie lang er wolle schlafen.
Sie widerwirken seine Werk' und fälschen seine Wort',
Sein Kämmerere stiehlt ihm seinen Himmelhort,
Sein Sühner mordet hie und raubet dort,
Sein Hirt ist zu einem Wolfe ihm worden unter seinen Schafen.
(I, 132 a.)

sein eines Leben] sein, des Einzelnen Leben. — wafen] wehe! — widerwirken] vereiteln entgegenwirkend. — Himmelhort] himmlischer Schatz.

Auf päbstlichen Befehl wurde, noch unter Innocenz III, in den Kirchen der Stock (truncus) aufgestellt, worein die frommen Gaben fielen, die von Männern und Frauen zur Unterstützung des heiligen Landes bestimmt wurden [1]. Zwei Gedichte Walthers handeln von diesem Stocke:

Ahi! wie christlich nun der Pabest unser lachet,
Wenn er seinen Wälschen sagt: „Ich hab's also gemachet."
[124] (Das er da sagt, er sollt' es nimmer han gedacht.)
Er spricht: „Ich hab' zween Alemann' unter eine Krone bracht,
Daß sie das Reiche sollen stören und wasten.

[1] „In illis autem ecclesiis, in quibus convenit processio generalis, truncus statuatur concavus tribus clavibus consignatus, una penes honestum presbyterum, alia apud laicum devotum, tertia penes aliquem regularem fideliter conservandis, in quo viri et mulieres eleemosynas ponant, in terræ sanctæ subsidium convertendas, secundum dispositionem eorum, quibus fuerit hæc sollicitudo commissa." Bulla Innocentii III ad Christianos pro reparanda terra sancta in Chron. Ursp. ad ann. 1212.

All die Weile fülle ich die Kasten.
Ich hab' sie an meinen Stock gemännet, ihr Gut ist alles mein,
Ihr deutsches Silber fährt in meinen wälschen Schrein.
Ihr Pfaffen, esset Hühner und trinket Wein,
Und laßt die Deutschen fasten! (I, 132 a.) [1]

wasten] verwüsten. — gemännet] als Mannen, Vasallen, pflichtig gemacht. [L. Sal. tit. 59: mannire. Eichhorns deutsche Staats- und Rechtsgeschichte S. 184, Note e. S. 189, Note b. e. Man. II, 170 b, 3: Sunder mannes helfe din lib den gebar, Den alle künige mueffen mannen. Schmeller, bayerisches Wörterbuch II, 590.] [Lies gement d. h. getrieben. K.]

Saget an, Herr Stock! hat euch der Pabest her gesendet,
Daß ihr ihn reichet und uns Deutsche ärmet und schwendet?
Wenn ihm die volle Maaße kommet zu Lateran,
So thut er einen argen List, wie er eh' hat gethan,
Er sagt uns danne, wie das Reiche steh' verworren,
Bis ihn erfüllen wieder alle Pfarren.
Ich wähne, des Silbers wenig kommet zu Hülfe in Gottes Land.
Großen Hort zertheilet selten Pfaffenhand.
Herr Stock! ihr seid auf Schaden her gesandt,
Daß ihr aus deutschen Leuten suchet Thörinnen und Narren. (Ebend.)

reichet, ärmet] reich, arm machet. — schwendet] auszehret. — List] Kunstgriff. — bis ihn u. s. w.] nemlich den Stock. — Gottes Land] das heilige Land. — zertheilet] theilet aus. — suchet] aussuchet.

[125] Vom Ablaßhandel hat Walther Ansichten, die man bei einem Dichter aus der ersten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts nicht gesucht haben möchte:

Ihr Bischöf' und ihr edlen Pfaffen, ihr seid verleitet (vielleicht verkehret) [2].
Seht, wie euch der Pabest mit des Teufels Stricken sehret!
Sagt ihr uns, daß er Sankte Peters Schlüssel habe,
So sagt, warum er dessen Lehre von den Büchern schabe!
Daß man Gottes Gabe je kaufe oder verkaufe,
Das ward uns verboten bei der Taufe.

[1] In der Pf. Hdschr. 357, Bl. 9 a ist diese Strophe durch derbe Variationen erweitert.

[2] [Prälat v. Schmid vermuthet: verleret.]

Nun lehret's ihn sein schwarzes Buch, das ihm der Hölle Mohr
Gegeben hat, und aus ihm lesen sie nun vor.
Ihr Kardinäl'! ihr decket euren Chor,
Unser Frohnaltar steht unter einer übeln Trause. (I, 1336.)

lehret] verlehret, beschädigt. — [Buch] Ducange (II, 278) u. d. W. Liber: „Libri nigri, de Necromantia, apud Eckehardum de Casib. S. Galli c. 2: „Ne miremini, si diabolus a quo nigros libros noctibus discunt, fascinatorum suorum calices, ne offenderentur, continuit."" — Chor] vgl. Narrenbuch S. 280 ff. —] der Hölle Mohr] der Teufel. (Vgl. I, 181 b). [Minnes. Man. II, 200: dem helle more.]

Die Schlußzeilen des vorstehenden Gedichtes schildern die Bereicherung Roms im Gegensatze zu dem Zerfall der deutschen Kirche. Auch der gleichzeitige Geschichtschreiber, selbst ein Geistlicher, erhebt laute Klage über die Habsucht des römischen Hofes und die dadurch eingerissenen Misbräuche.

„Kaum blieb noch, sagen die urspergischen Jahrbücher, irgend ein Bisthum, oder eine kirchliche Würde, oder auch eine Pfarre übrig, die nicht streitig gemacht und dann die Sache nach Rom gebracht wurde, jedoch nicht mit leerer Hand. Freue dich, [126] unsre Mutter Rom, daß die reichen Schatzquellen auf der Erde sich öffnen, damit Ströme Geldes zu dir hin sich ergießen im Überfluß! Frohlocke über die Ungerechtigkeit der Menschensöhne, weil bei Vergütung so großer Übel das Sündengeld dir entrichtet wird! Ergötze dich deiner Gehülfin, der Zwietracht, daß sie aus den Brunnen des höllischen Abgrundes hervorbrach, damit dir die Gelder sich anhäufen! Du hast, wonach du immer gedürstet. Stimm' an ein Jubellied, daß du durch die Bosheit der Menschen und nicht durch deine Heiligkeit den Erdkreis überwunden hast! Zu dir zieht die Menschen nicht ihre Andacht oder ihr reines Gewissen, sondern die Verübung vielfacher Verbrechen und der Streithändel Entscheidung um Geld [1]."

[1] In gleichem Sinne spricht auch der Freigedank, ein Spruchdichter des 13ten Jahrhunderts:

Sünde Niemand mag vergeben,
Wann Gott einig, dar sollen wir streben.
(Müllers Ausgabe V. 3180 f.)

[127] Wie das schlimme Beispiel der Geistlichkeit auch die Laien irre machen und verderben müsse, führt der Dichter weiter aus:

Welch Herze sich bei diesen Zeiten nicht verkehret,
Seit daß der Pabest selber dort den Unglauben mehret,
Dem wohnt ein selger Geist und Gottes Minne bei.
Nun seht ihr, was der Pfaffen Werk und was ihr' Lehre sei.

[128] Ehdess war ihre Lehre bei den Werken reine,
Nun sind sie aber anders so gemeine,
Daß wir sie unrecht wirken sehen, unrecht hören sagen,
Die uns guter Lehre Vorbild sollten tragen;

Alle Schatzes Flüsse gehn
Zu Rome (nach Rom), bis sie da bestehn (bleiben),
Und doch nimmer wird voll,
Das ist ein unsinnig Hohl.
So kommet alle Sünde dar,
Die nimmt man da den Leuten gar u. s. w. (V. 3185 ff.)
Das Netz kam zu Rome nie,
Damit Sankt Peter Fische fie (fieng),
Das Netz ist ihm verschmähet.
Römisch Netz fähet
Silber, Gold, Burge und Land;
Das war Sankt Petern unbekannt.
Sankt Peter war zu Recht ein Degen,
Den hieß Gott seiner Schafe pflegen,
Er hieß ihn nicht Schafe bescheeren,
Nun will man Scheerens nicht entbehren.
Unrecht ist zu Rome erhaben,
Recht und Gericht ist da abgeschaben. (V. 3880 ff.)

Reinmar von Zweter singt:

Der Pabest hat viel reiche Kind (Kinder),
Die minnet er, wo sie gesessen in den Landen sind,
Mit ihnen theilt er seinen Segen, so theilen sie mit ihm ihr Gold.
Dieselben Kind sind ihm so traut,
Daß er ungerne käme mit Schlägen auf ihrer eines Haut.
Wollte Gott, es wären ihm die habelosen Kind halb also hold (lieb)!
Eh' daß der arme Sohn sein Recht behärte,
So ist der reiche auf seiner Vorderfährte u. s. w.
(Pf. Handschr. 350.)

Vgl. Odon. Ernest. L. I, S. 317.

Des mögen wir dumme Laien wohl verzagen.
Ich wähne wieder, mein guter Klausener klage sehr und weine.
(I, 133 b.)

gemeine] allgemein. — des] darüber. — [Klausener] Löbell, Gregor von Tours S. 305 f.: Reclusi.] [Vgl. oben S. 23 [21]. K.]

Die Christenheit, sie lebte nie so gar nach Wahne,
Die sie da lehren sollten, die sind guter Sinne ohne.
Es wär' zuviel, und thät' ein dummer Laie das.
Sie sünden ohne Furcht, darum ist ihnen Gott gehaß.
Sie weisen uns zum Himmel und fahren selbst zur Hölle.
Sie sprechen, wer ihrn Worten folgen wölle,
Und nicht ihrn Werken, der sei ohne allen Zweifel dort genesen.
Die Pfaffen sollten keuscher, denn die Laien, wesen;
An welchen Büchern haben sie das erlesen,
Des sich so mancher fleißet, wo er ein schönes Weib verfälle?
(W. Hds. S. 147.)[1]

dort genesen] jenseits gerettet. — wesen] sein. — erlesen] gelesen, erlernt. — verfälle] zu Fall bringe.

[129] Es ist eine alte Überlieferung der Singschule, daß die zwölf Stifter des Meistergesangs als Ketzer angeklagt worden seien und darüber vor dem Kaiser, dem päbstlichen Legaten und einer großen Versammlung von Gelehrten sich haben verantworten müssen. Gedichte, wie die bisher angeführten, konnten allerdings zu einer solchen Sage Anlaß geben.

[1] Vgl. Ottokar von Horneck, Cap. 821. (Pez l. c. S. 832):
Gott Herre, durch dein' Güt'
Die Christenheit baß behüt'
Und weis' uns auf bessre Spur,
Denn uns die Pfaffen gehn vor,
Die da Gewalt hie tragen!
Als uns die Buch sagen,
So sollten sie uns Lehr' geben
Mit Worten und mit gutem Leben,
Des sie leider thun nicht;
Wer ihre Werk' ansicht,
Die sind viel wahrleich
Ihren Worten ungeleich.

Daß die freimüthigen Äußerungen eines so berühmten Meisters, als der unsrige war, nicht wirkungslos verhallten, ist schon zum voraus anzunehmen. Es sind aber auch noch späthin bestimmte Spuren der Nachwirkung vorhanden. Ottokar von Horneck, der steirische Chronikschreiber am Anfang des vierzehnten Jahrhunderts, der manch hellen Blick in seine Zeit wirft, verräth deutlich seine Vertrautheit mit Walthers Aussprüchen über die Geistlichkeit und ihr Verhältnis zur weltlichen Gewalt [1].

[130] Bei der Abreise nach Italien im Jahr 1220 hatte Friedrich seinen jungen Sohn Heinrich unter Vormundschaft zurückgelassen und die Verwaltung des Reichs dem Erzbischof Engelbert von Köln, aus dem Geschlechte der Grafen von Berg, übertragen. Im Wintermond 1225 wurde dieser auf dem Rückwege von Soest nach Köln von seinem Anverwandten, dem Grafen Friedrich von Isenburg, der als Kirchenvogt von Essen mit dem Erzbischof in Streit gerathen war, überfallen und meuchelmörderisch erschlagen. Die Klosterbrüder zu Berg, welche bei dem Leichnam wachten und Psalmen sangen, behaupteten, zwischen dem Gesang Engelstimmen gehört zu haben. Einem derselben erschien Engelbert als Märtyrer im Traume. An seinem Grabe zu Köln geschahen viele Wunder und in der Folge ward er unter die Heiligen versetzt. Der Mörder hatte sich nach Rom begeben, wo er sich vom Pabste Honorius III Buße auflegen ließ. Nach seiner Zurückkunft aber wurde er aufgegriffen und ein Jahr nach vollbrachter That zu Köln mit dem Rade hingerichtet [2].

Zwei Gedichte Walthers handeln von dem werthen Bischof von Köln. In dem einen, noch bei Lebzeiten [131] dieses Fürsten verfaßt und an ihn gerichtet, werden dessen Verdienste um das Reich gerühmt, er wird als Fürstenmeister aufgeführt, als Ehrentrost eines gepriesenen Kaisers, besser denn je ein Kanzler es war, und zum Schlusse noch, in Beziehung auf die Heiligen von Köln, als Kämmerer von drei

[1] S. Anm. S. 85 und 91. Es könnten aber noch weitere Nachweisungen über Ottokars Bekanntschaft mit Walthers Gedichten beigebracht werden. Die Ansichten des Erstern von Pabst und Klerus hat Schacht a. a. O. Abschnitt XI, besonders S. 276. 278 bis 284 dargelegt.

[2] Godefrid. Colon. Annal. (ap. Freher. Germ. rer. Script. T. I) ad ann. 1225. 1226. Chron. Salisb. cit. ad ann. 1226.

Königen und eilftausend Jungfrauen (I, 106 a). Das andre, ein Seitenstück zu dem vorigen, ist nach der Ermordung des Erzbischofs, aber noch vor bekannt gewordener Hinrichtung des Thäters, abgefaßt und lautet also:

Wes Leben ich lobe, des Tod den will ich immer klagen.
So weh' ihm, der den werthen Fürsten habe erschlagen
Von Kölne! o weh', daß ihn die Erde mag noch tragen!
Ich kann ihm nach seiner Schulde keine Marter finden;
Ihm wäre allzu sanft ein eichner Strang um seinen Kragen,
Ich will ihn auch nicht brennen, noch zergliedern, noch schinden,
Noch mit dem Rade zerbrechen, noch auch darauf binden;
Ich warte alles, ob die Hölle ihn lebend wolle schlinden. (Ebend.) [1]

[1] Es ist zu entscheiden, ob nicht beide Gedichte ironisch gemeint seien. In beiden scheint die Schlußzeile diese Wendung zu nehmen. Diese ironische Weise ist überhaupt dem Dichter nicht fremd. Sie findet sich namentlich in seinen Gedichten auf Otto IV. Was ihn aber veranlaßt haben mochte, sie gegen den Erzbischof, von dem sonst Gutes gemeldet wird, und selbst auf dessen Ermordung anzuwenden, erhellt nicht. Der Abt von Ursperg setzt diese Begebenheit in Verbindung mit damals neu aufgekommenen, von einem Predigermönch aus Straßburg, Johannes, verkündigten Lehrsätzen, die, an sich nicht verwerflich, in der Anwendung durch Misverstand verderblich geworden und zu den abscheulichsten Frevelthaten Anlaß gegeben. Hievon findet sich jedoch keine Meldung bei dem Mönche von Köln, der dem Ereignis näher stand und nach dessen Jahrbüchern dasselbe oben erzählt wurde. Übrigens scheint das Urtheil der Zeitgenossen nicht einhellig gewesen zu sein. Nach dem Berichte eines andern Geschichtschreibers kam zu Nürnberg bei der Vermählung des Königs Heinrich mit der Tochter Leopolds von Österreich die Ermordung des Erzbischofs zur Klage und es erhob sich über diesen Fall Widerspruch zwischen dem Erzbischof von Trier und dem Grafen von Truhendingen. Man griff zu den Waffen und es kamen in diesem Auflauf gegen sechszig Menschen um. Excerpt. ex Catal. Rom. Pontif. et Imp. (ap. Pez, T. II) ad ann. 1225. [Blätter für litterarische Unterhaltung, Nr. 2. 2 Januar 1834. S. 8: Tadelnde Anzeige von F. E. v. Mering, Geschichte der Burgen, Rittergüter, Abteien und Klöster in den Rheinlanden und den Provinzen Jülich, Kleve, Berg und Westfalen, Heft 1. Köln, Arend, 1833. „S. 111. Bei Gelegenheit der Ermordung des Erzbischofs Engelbert I durch den Grafen Friedrich von Isenburg am 7 November 1225 durfte nicht unbemerkt bleiben, daß die westfälischen und märkischen Schriftsteller von den rheinischen bedeutend abweichen und den Grafen in Schutz nehmen.“ 14.] Sonst machen einige Schriftsteller den heiligen Engelbert zum Stifter der Fehmgerichte. Zu wirksamerer Verfolgung der Ketzer soll

zerglieden] zerreißen, viertheilen. — alles] gänzlich, lediglich. — schlinden] verschlingen.

[132] Wir haben uns dem Zeitpunkte genähert, wo Friedrich der Anmuthungen des Pabstes, den längst gelobten Kreuzzug wirklich vorzunehmen, sich nicht länger erwehren konnte. Schon im Jahr 1223 hatte Honorius den [133] Glaubigen verkündigt, daß sie sich rüsten sollten, nach zwei Jahren mit dem ruhmreichen Kaiser Friedrich über Meer zu fahren. Wunderbare Naturerscheinungen hatten von jeher die Prediger des Kreuzes unterstützt. Vorstellungen von dem nahenden Weltende, vom tausendjährigen Reiche, dessen Hauptsitz Jerusalem sein würde, erregten die Geister. Auch unser Dichter hat die Vorboten des heranrückenden Weltgerichtes erkannt, nicht bloß in den Zeichen des Himmels, weit mehr noch in der Verderbnis der Menschen. Es ist höchste Zeit, daß die Christenheit sich aufraffe, die allzu lang im Schlafe lag:

Nun wachet! uns geht zu der Tag,
Vor dem wohl Angst verspüren mag
Ein Jeglichs, Christen, Juden und auch Heiden.
Wir haben der Zeichen viel gesehen,
Daran wir seine Kunft wohl spähen,
Wie uns die Schrift mit Wahrheit kann bescheiden.
Die Sonne hat ihren Schein verkehret,
Untreu' ihren Samen ausgeleeret
Allenthalben an den Wegen.
Der Vater bei dem Kind Untreue findet,
Der Bruder seinem Bruder lüget,
Geistlicher Orden in Kutten trüget,
Der uns zum Himmel sollte stegen.
Gewalt geht aufrecht, gut Gerichte schwindet.
Wohlauf! hier ist zu viel gelegen. (I, 128 a.)[1]

er diese Gerichte, nach dem Muster der damals aufgekommenen und bestätigten heiligen Inquisition, gestiftet haben. Der geschichtliche Beweis für diese Meinung wird aber vermißt. Berck, Geschichte der westphälischen Fehmgerichte. Bremen 1815. S. 251.

[1] Köpke a. a. O. glaubt, daß dieses Gedicht im Jahr 1234, also geraume Zeit nach dem Kreuzzuge Friedrichs II, abgefaßt sei. Er deutet nemlich die Untreue des Kindes gegen den Vater auf die Empörung des römischen Königs Heinrich wider seinen Vater, den Kaiser, und die Worte „Der Bruder seinem

stegen] den Weg weisen oder bahnen. — Wohlauf!] die Pf. Hds. 357 hat: wol hin! was die Beziehung auf den Kreuzzug noch näher legt.

[134] Gewaltiger noch ertönt die mahnende Stimme in nachfolgendem Aufruf:

> Es kommt ein Wind, das wisset sicherliche,
> Davon wir Beides hören, singen und sagen.
> Der soll mit Grimm erfahrn alle Königreiche,
> Das höre ich Waller und Pilgerime klagen.
> Bäume, Thürme liegen vor ihm zerschlagen,
> Starken Leuten wehet er die Häupter abe.
> Nun sollen wir fliehen hin zu Gottes Grabe! (I, 103 b.)

erfahrn] befahren, durchfahren.

Ein seltsames Lied ist es, worin der Dichter den En[135]geln das Lob versagt, so lange sie nicht kräftiger gegen die Heidenschaft mitankämpfen (I, 126 a).

Hinwider läßt er einen Boten Gottes auftreten, an dessen Vogt, den Kaiser, gesendet, um Klage zu führen über die Heidenschaft, die im Lande seines Sohnes schmählich hause. Der Kaiser hat die Erde, Gott das Himmelreich. Jetzt soll der Kaiser dem Herrn Recht schaffen; Gott wird es gegenseitig thun, da wo er Vogt ist, und klagte der Kaiser auch über den Teufel in der Hölle (I, 135 b).

Ein andres Gesätz mahnt den Kaiser, Deutschlands innern Frieden zu befestigen und die ganze Christenheit zu sühnen; das verherrliche ihn und mühe die Heiden sehr. Er habe zwiefache Kaisersstärke, des Aares Tugend, des Leuen Kraft; die seien darum Heerzeichen an dem Schilde[1].

Bruder lüget“ auf die Feindschaft zwischen Heinrich und seinem jüngern Bruder Konrad. Diese besondre Beziehung ist mir nicht wahrscheinlich. In dem Lied eines späteren Dichters (Müllers Sammlung B. 2, N. CCCCXLVIII) kömmt die ähnliche Stelle vor:

> Menschenkind, denket daran!
> Es ist in der Welt wohl Schein, daß Endes Tag will kommen.
> Das Kind trauet nicht dem Vater sein,
> Noch Vater seinem Kinde nicht, das haben wir wohl vernommen.

(Vgl. Reinmar von Zweter II, 134 a, 4.) Das Ganze beruht auf bekannten Stellen der Schrift, wie unser Dichter selbst zu erkennen giebt.

[1] Der Adler ist das Wappen des Reichs, der Löwe das hohenstaufische. Dieser ist den altdeutschen Dichtern das Sinnbild des Muthes, der Kraft, jener

Diese zween Heergesellen, wollten sie an die Heidenschaft, was widerstände ihrer Mannheit und ihrer Milde? (Ebend.)

[136] Bei all diesem Eifer für die Sache des Kreuzes bleibt doch Walther seinem kaiserlichen Wohlthäter treu ergeben, auch nachdem dieser wegen der gescheiterten Unternehmung im Jahr 1227 von Gregor IX mit dem furchtbaren Bannstrale gezeichnet ist. Den Kirchenfluch, der auch die Anhänger des Gebannten traf, weist der Dichter unerschrocken von sich ab, indem er dem Pabst entgegenhält, was dieser bei der Krönung des Kaisers den Völkern geboten:

Herr Pabest, ich mag wohl genesen,
Denn ich will euch gehorsam wesen;
Wir hörten euch der Christenheit gebieten,
Wie wir des Kaisers sollten pflegen,
Da ihr ihm gabet den Gottessegen,
Daß wir ihn Herren hießen und vor ihm knieten.
Auch sollt ihr nicht vergessen,
Ihr spracht: „Wer dich segne, daß der gesegnet sei!
Wer dir fluche, der sei verfluchet
Mit Fluche vollgemessen!"
Durch Gott, bedenket euch dabei,
Ob ihr der Pfaffen Ehre irgend suchet! (I, 103 a.)

genesen] an meinem Seelenheil unbeschädigt bleiben. — wesen] sein. — durch Gott] um Gottes willen.

Von neuem läßt Walther den alten Klausner klagen, daß man die Guten banne und den Übeln singe (I, 103 a). Dem Kaiser aber räth er, unbekümmert um des Pabstes Irrung, dennoch abzufahren [1].

[137] Die Willkühr, womit die Bannsprüche erlassen wurden, muste

der Milde, der Freigebigkeit. So bei Reinmar von Zweter II, 140 b. 146 b. Vgl. Eneit V. 12416 f. Beide sind Herrscher im Thierreich. Dem Könige der Vögel ist es vermuthlich als Freigebigkeit ausgelegt worden, daß er, wie man beobachtet hat, zuweilen von seiner Beute nur das Beste verzehrt und, was ihm nicht gut genug ist, den geringern Vögeln überläßt.

[1] So kann die Strophe: „Bote, sage dem Kaiser" u. s. w. (I, 103 a) eingereiht werden. Auch das Gedicht „Ihr Fürsten, die des Königes" u. s. w. (I, 131 a) betrifft die Kreuzfahrt. Dasselbe ist muthmaßlich schon um 1220 verfaßt, wo Friedrich, noch nicht als Kaiser gekrönt, aber längst mit dem Kreuze bezeichnet, Deutschland verließ.

allerdings ihre Wirkung schwächen. Reinmar von Zweter, der gleichfalls politische Gedichte auf Friedrich II und Gregor IX verfaßt hat, unterscheidet den Bann, der mit Gott und nach Gott sei, von demjenigen, worin fleischlicher Zorn stecke (II, 143 b). Der Freigedank behauptet, der Bann habe keine Kraft, der durch Feindschaft geschehe (V. 4117 f.); auch ereifert sich dieser Dichter sehr über die Schwierigkeiten, welche den Unternehmungen Friedrichs im heiligen Lande, besonders durch den päbstlichen Bann, in den Weg gelegt worden, und daß man den Kaiser selbst dann nicht vom Banne losgesprochen, nachdem er die heiligen Stätten den Christen wieder zugänglich gemacht[1].

[138] Wenn wir Walthers Liedern glauben dürfen, so hat er selbst eine Heerfahrt nach dem heiligen Lande mitgemacht. Entsteht aber die Frage, welchem der verschiedenen Kreuzzüge, die in seine Zeit fallen, er gefolgt sei, so spricht die meiste Wahrscheinlichkeit für den von Friedrich II im Jahr 1228 unternommenen, von welchem zunächst die Rede war. Daß er nicht im Gefolge Leopolds von Österreich in Palästina

[1] Wo gefuhr eh' Kaiser über Meer
Im Bann und ohne Fürstenheer?
Und ist nun kommen in ein Land,
Da Gott noch Mann nie Treue fand. (V. 4026 ff.)
Was mag ein Kaiser schaffen,
Seit Christen, Heiden und Pfaffen
Streiten gnug wider ihn?
Da verdürbe Salomons Sinn. (V. 4046 ff.)
Der Bann und manche Christen
Mit viel manchen Listen
Wollten sie es erwendet (hintertrieben) han.
Nun hat Gott sein Ehre gethan,
Daß Sünder sollen das Grab gesehen.
Das muß ihm ohn' ihren Dank geschehen.
Gott und der Kaiser haben erlost
Ein Grab, das ist aller Christen Trost.
Seit er das Beste hat gethan,
So soll man ihn außer Banne lan.
Das wollen Römer leichte nicht;
Was ohn' ihren Urlaub Guts beschicht,
Dem wollen sie keiner Stete jehen (keine Dauer zugestehen),
Nun ist das ohn' ihren Dank (gegen ihren Willen) geschehen.
(V. 4068 ff.)

gewesen, ergiebt sich aus dem Liede, womit er die Rückkehr dieses Fürsten feiert. Auch ist die Kreuzfahrt darum in eine spätere Lebenszeit zu setzen, weil er noch in einem Gedichte, das [139] offenbar den vorgerückten Jahren angehört, seine Sehnsucht nach der frommen Reise ausspricht (I, 142 a).

Ein Kriegsgesang in schöner, volltönender Weise erhebt sich schon wie aus den Reihen des Kreuzheeres, das begeistert nach dem wogenden Meere hinzieht (I, 125 b). Aber wirklich auf heiligem Boden stehend zeigt sich uns der Dichter in einem andern Liede. Jetzt erst ist sein Leben ihm werth, seit sein sündig Auge das reine Land sieht und die Erde, der man so viel Ehre zuerkennt. Es ist geschehn, was er stets gebeten, er ist an die Stätte gekommen, wo Gott menschlich wandelte [1]. Was er noch von Ländern gesehen, schönen, hehren und reichen, die Ehre aller ist dieses, wo der göttlichen Wunder so viele geschehen sind. In dieses Land hat auch der Herr jenen angstvollen Tag gesprochen, wo der Waise gerächet wird und die Wittwe klagen mag. Christen, Juden und Heiden sagen, daß dieß ihr Erbe sei. Gott mög' es zu Recht entscheiden, alle Welt streitet darum, aber recht ist, daß er uns gewähre. (I, 104 f.)

Den Christen wurde damals gewährt und groß mag Walthers Freude gewesen sein, wenn ihm vergönnt war, seinen geliebten Kaiser Friedrich im Tempel des heiligen Grabes mit der Krone von Jerusalem gekrönt zu sehen.

[1] [Koloczaer Codex S. 62, V. 259 f.: Si waren verre von der stat, Da got menschlichen gienc.]

[140] Neunter Abschnitt.

Des Dichters Alter. Seine Religionsansichten. Sein Tod.

Es ist eine Reihe von mehr als dreißig Jahren, durch die wir unsrem Dichter seit den ersten Liedern, denen sich die Zeit ihrer Entstehung nachweisen läßt, d. h. vom Jahr 1198 an, unter dem Fingerzeig der Geschichte gefolgt sind, und schon jene Lieder tragen den Ausdruck männlicher Reife. Wir haben ihn sagen gehört, daß er vierzig Jahre und drüber von Minne gesungen. Sonach ist nicht zu zweifeln, daß er ein ansehnliches Alter erreicht habe.

Wie wenig sein Leben durch äußere Glücksumstände begünstigt war, darüber läßt er sich bald schmerzlich, bald launig vernehmen. Auf letztere Weise in Folgendem:

Frau Sälde theilet rings um mich
Und kehret mir den Rücken zu,
Da kann sie nicht erbarmen sich;
[141] Nun rathet, Freunde, was ich thu'!
Sie steht ungerne gegen mir;
Geh' ich hinfür, ich bin doch immer hinter ihr,
Sie geruhet nicht mich anzusehen;
Ich wollte, daß ihr Aug' an ihrem Nacken stünde,
So müst' es ohn' ihren Dank geschehen. (I, 119 a.)

Frau Sälde] Frau Glück, die Segensgöttin. — gegen mir] mir zugewendet — ohn' ihren Dank] gegen ihren Willen.

In ähnlichem Tone hat er seinen letzten Willen aufgesetzt. Er will, eh' er hinfährt, sein fahrend Gut und Eigen austheilen, damit Niemand darum streite, dem er es nicht zugedacht. All sein Unglück bescheidet er Jenen, die sich dem Haß und Neid ergeben; seinen Kummer den Lügnern; seinen Unverstand denen, die mit Falschheit minnen; den Frauen: nach Herzeliebe sehnendes Leid. (I, 115 b).

Eben die Ungunst des Geschickes, womit er vielfältig zu kämpfen

hatte, konnte frühzeitig seinen Sinn auf das Höhere lenken. Die manigfachen Erfahrungen einer langen Lebensbahn waren geeignet, ihm die Nichtigkeit der irdischen Dinge aufzudecken. Mit dem vorrückenden Alter sehen wir ihn auch immer mehr in das Gebiet ernster und frommer Betrachtung hingezogen. Wenn wir an einem Theile seiner Minnelieder die Wärme der Empfindung vermißsten, so finden wir die Heimath seiner tieferen Begeisterung da, wo es von Sachen des Vaterlandes und der Religion sich [142] handelt. Sein Zeitgenosse Reinmar der Alte ist so sehr Minnesänger, daß er auch noch als Pilgrim seiner Gedanken nicht Meister wird; den Gott, dem er dienen soll, helfen sie ihm nicht so loben, wie er es bedürfte (I, 72 a)[1]. Unser Dichter dagegen hat mit dem ungetheiltesten Eifer die Sache des Kreuzes ergriffen.

Jetzt, da er sich am Abend seines Lebens befindet, wird es angemessen sein, eben die religiöse Seite seiner Dichtungen völlig hervorzuheben. Das Irdische schwindet ihm, so wie beim Sinken der Sonne die Thäler sich in Schatten hüllen und bald nur noch die höchsten Gipfel beleuchtet stehen.

Den Vorzug der wahren und daurenden Freuden vor den eiteln und flüchtigen bezeichnen nachstehende Lieder:

Ich bin Einer, der nie halben Tag
Mit ganzen Freuden hat vertrieben.
Was ich je daher der Freuden pflag,
Der bin ich hier entblößt geblieben.
Niemand kann hie Freude finden, sie zergeh',
[143] Wie der lichten Blumen Schein.
Darum soll das Herze mein
Trachten nach falschen Freuden nimmermeh. (I, 114 a.)

sie zergeh'] sie zergehe denn.

O weh! wir müssigen Leute, wie sind wir versessen
Zwischen zwei Freuden nieder an die jämmerliche Statt!

[1] So gesteht auch Friedrich von Husen, sein Leib wolle gerne fechten gegen die Heiden, aber seinem Herzen liege ein Weib nahe (Man. I, 93 b); und der von Johannsdorf bittet die Minne, ihn so lange frei zu lassen, bis er die reine Gottesfahrt vollendet habe, dann soll sie ihm wieder willkommen sein I, 176 b).



Aller Arbeit hatten wir vergessen,
Da uns der kurze Sommer sein Gesind' zu werden bat.
Der brachte uns fahrende Blumen und Blatt,
Da trog uns der kurze Vogelsang.
Wohl ihm, der nur nach steten Freuden rang!

Weh geschehe der Weise, die wir mit den Grillen sangen!
Da wir uns sollten warnen gegen des kalten Winters Zeit.
Daß wir viel Dummen mit der Ameise nicht rangen,
Die nun viel würdiglich bei ihren Arebeiten leit!
Das war stets der Welte Streit:
Thoren schalten stets der Weisen Rath.
Man sieht wohl dort, wer hie gelogen hat. (I, 103 b.)

versessen] falsch gesessen. — zwei Freuden] der irdischen und der ewigen. — Da uns u. s. w.] Als uns der flüchtige Sommer einlud, sein Gefolge zu sein. — fahrende Blumen] vergängliche, unstete, gleich den fahrenden Leuten (Vgl. Man. I, 70 a, 7. I, 170 a, 7); das Bild entspringt dem obigen Gesinde. — Blatt] Blätter. — gegen] vor. — leit] liegt.

Wie der Dichter dem Minnesang absagt, den er so lange Zeit geübt, wie er von der vergänglichen Minne sich zu der ewigen wendet, ist schon oben gezeigt worden.

[144] In einem Zweigespräche mit Frau Welt (I, 111 b) nimmt er von dieser seiner bisherigen Pflegerin feierlich Abschied. Sie spricht ihm zu, bei ihr zu bleiben; er soll gedenken, was sie ihm Ehren bot und wie sie ihm seinen Willen ließ. Frau Welt, erwidert er, ich habe zu viel gesogen, ich will entwohnen, es ist Zeit. Gott gebe dir, Frau, gute Nacht! Ich will zur Herberge fahren.

Welt, ich habe deinen Lohn ersehen, sagt er in einem ähnlichen Gedichte (I, 122 b), was du mir giebst, das nimmst du mir. Wir scheiden alle nackt und bloß von dir. Ich hatte Leib und Seele tausendmal gewagt um dich, nun bin ich alt und hast mit mir dein Spiel, und zürn' ich des, so lachest du. Lach' uns noch eine Weile so! dein Jammertag wird bald auch kommen.

Traum und Spiegelglas, heißt es anderswo, gelten bei der Stete dem Winde gleich. Laub und Gras, das stets meine Freude war, dazu Blumen manigfalt, die rothe Heide, der grüne Wald, der Vögelein Sang, der Linde Süßigkeit haben ein traurig Ende. Den thörichten

Wunsch zur Welt, ich sollt' ihn lassen, damit er nicht meiner Seele große Noth bringe. Der Buße wäre hohe Zeit. Nun fürchte ich siecher Mann den grimmen Tod, daß er kläglich über mich komme. Vor Furcht bleichen mir die Wangen. Wie soll ein Mann, der nichts denn sündigen kann, hohen Muth gewinnen? Seit ich an weltlichen Din[145]gen Übel und Gut zu erkennen begann, griff ich, wie ein Thor, zur linken Hand recht in die Glut und mehrte stets dem Teufel seinen Sieg. Ich war mit sehenden Augen blind und aller guten Dinge ein Kind, wie ich auch meine Missethat der Welt hehlte. Heiliger Christ, mache du mich rein, eh' meine Seele versinke in das verlorne Thal! (I, 141 b.)

Mit tiefschmerzlicher Empfindung ist die Nichtigkeit des Irdischen besonders in dem großen Klaggesange dargelegt, den der Dichter anstimmt, nachdem er in späteren Jahren in das Land seiner Geburt zurückgekommen ist. Alles findet er umgewandelt, er wird an der Wirklichkeit irre, ihm ist jetzt das Leben ein Traum. Lautes Wehe erhebt er über die Verderbnis und den Unbestand der Welt. Er will sich hinüber retten in das Heilige.

O weh! wohin verschwanden alle meine Jahr'?
Ist mein Leben mir geträumet oder ist es wahr?
Das ich stets wähnte, daß es wäre, war das icht?
Darnach hab' ich geschlafen und so weiß ich's nicht.
Nun bin ich erwachet, und ist mir unbekannt,
Was mir hievor war kundig, wie mein' andre Hand.
Leute und Land, dannen ich von Kinde bin geborn,
Die sind mir fremde worden, recht als ob es sei verlorn.
Die meine Gespielen waren, die sind träge und alt,
Bereitet ist das Feld, verhauen ist der Wald,
Nur daß das Wasser fließet, wie es weiland floß.
Fürwahr! ich wähnte, mein Ungelücke würde groß.
Mich grüßet mancher träge [1], der eh' mich kannte wohl;
Die Welt ist allenthalben Ungenaden voll.
[146] Wenn ich gedenke an manchen wonniglichen Tag,
Die mir entfallen sind, wie in das Meer ein Schlag [2]:
Immermehr o weh!

[1] [Vgl. Barlaam 121, 9: Traclìche gruozt er in.]
[2] [Vgl. Meister Gervelyn S. 57, CXCVIII: eyn wazzer-slac.]

O weh! wie jämmerlich die jungen Leute thunt,
Denen nun viel trauriglіche ihr Gemüthe stund!
Die können nichts, denn sorgen; o weh! wie thun sie so?
Wo ich zur Welt hinkehre, da ist Niemand froh.
Tanzen, Singen zergeht mit Sorgen gar.
Nie Christenmann noch sah so jämmerliche Jahr'.
Nun merket, wie den Frauen ihr Gebände staht!
Die stolzen Ritter tragen dörferliche Wat.
Uns sind unsanfte Briefe her von Rome kommen,
Uns ist erlaubet Trauren und Freude gar benommen.
Das mühet mich inniglichen sehr, wir lebten sonst viel wohl,
Daß ich nun, für mein Lachen, Weinen kiesen soll.
Die wilden Vögel betrübet unsre Klage,
Was Wunder ist, wenn ich davon verzage?
Was spreche ich dummer Mann durch meinen bösen Zorn?
Wer dieser Wonne folget, der hat jene dort verlorn
Immer mehr, o weh!

O weh! wie uns mit süßen Dingen ist vergeben!
Ich sehe die bittre Galle mitten in dem Honige schweben.
Die Welt ist außen schöne weiß, grüne und roth
Und innen schwarzer Farbe finster, wie der Tod.
Wen sie nun verleitet habe, der schaue seinen Trost!
Er wird mit schwacher Buße großer Sünde erlost.
Daran gedenket, Ritter! es ist euer Ding.
Ihr traget die lichten Helme und manchen harten Ring,
Dazu die festen Schilde und das geweihte Schwert.
Wollte Gott, ich wäre solches Sieges werth!
So wollte ich nothiger Mann verdienen reichen Sold,
Doch meine ich nicht die Huben, noch der Herren Gold:
[147] Ich wollte selber Krone ewiglichen tragen,
Die möchte ein Söldener mit seinem Speer bejagen.
Möchte ich die liebe Reise fahren über See,
So wollte ich danne singen: wohl! und nimmermehr: o weh!
(I, 141 b f.)

icht] irgend etwas. — kundig u. s. w.] bekannt, geläufig, wie der einen Hand die andre. — von Kinde] von Kindheit auf. — Ungenaden] Ungunst, Misgeschick. — Immermehr] immerfort. — thunt] thun. — stund] geworden, beschaffen ist. — zur Welt] auf der Welt. — unsanfte] unerfreuliche; die Bann-

briefe. — müſhet] betrübet, quälet. — vergeben] Gift gegeben. — ſchwacher] geringer. — euer Ding] eure Sache. — Ring] Panzerring. — Huben] Grundſtücke, Lehengüter. — möchte] könnte. — bejagen] erjagen, erwerben.

Es kann mit Recht gefragt werden, was, nach der Verſchmähung des Irdiſchen, dem Dichter das Göttliche ſei, das ihn entſchädige und erhebe.

Das zuletzt ausgehobene Gedicht benennt uns den Kampf unter der Fahne des Kreuzes. Es iſt bemerkenswerth, wie der Dichter, der ſonſt um das Gold der Fürſten geworben', jetzt, dieſes verſchmähend, ſelbſt eine Krone, die himmliſche, erwerben möchte. Das heilige Land iſt ihm die durch Gottes irdiſchen Wandel verklärte Erde, der Kampf um dieſes Land eine höhere Weihe, ein Übertritt vom Dienſte der Welt in den des Himmels; der Tod in dieſem Kampfe der geradeſte Pfad nach dem Reiche Gottes.

Große Verehrung widmet Walther der Königin der Engel, deren keuſcher Leib den umfieng, den Höhe, [148] Breite, Tiefe, Länge nie umgreifen mochte (I, 133 a) [1].

Er theilt dieſe beſondre Verehrung der heiligen Jungfrau mit den andern Dichtern ſeiner Zeit. Sie hieng ſelbſt mit dem Minneſange zuſammen. „Der Welt Hort, ſagt Reinmar von Zweter (II, 143 a) liegt gar an reinen Weiben, ihr Lob, das ſoll man höhen und treiben; was Gott je erſchuf, das übergelten ſie, es ward geboren ſein ſelbes Leib von einer Magd, das gab er ihnen zu Steuer." Und es geht wohl aus dieſer Anſicht von der höheren Weihe der Frauen hervor, wenn derſelbe Dichter meint: „flüchtete ſich ein Wolf zu Frauen, man ſollte ihn um ihretwillen leben laſſen" (II, 152 b).

Auch über den Kriegsheeren ſchwebte die heilige Jungfrau. In ſeinem Kreuzgeſange (I, 125 b) ruft Walther die Königin ob allen Frauen an [2]. „St. Marie, Mutter und Magd, unſre Noth ſei dir geklagt!" ſangen die Heere, wenn ſie in die Schlacht zogen. (Horneck, Cap. 440. 682. 683.)

[1] So auch Meiſter Friedrich von Sunnenburg, CCCXCVIII: „Den all die Welt an Breite, an Länge nicht umgreifen möchte, den umgriff die Reine alleine." Vgl. Rumelant, CCCLXXV. Boppo II, 233 a, 3.

[2] Der von Johannsdorf (I, 174 b) findet einen gewichtigen Beweggrund für die Kreuzfahrt in der Schmähung der Heiden, daß Gottes Mutter nicht eine Jungfrau ſei.

[149] Ein vorzüglicher Grund des Mariendienstes im Mittelalter lag in dem Glauben, daß Gott keine Fürbitte seiner Mutter unerhört lasse. Walther singt: „Nun loben wir die süße Magd, der ihr Sohn nimmer nichts versagt! Sie ist des Mutter, der von Hölle uns löste. Das ist uns ein Trost vor allem Troste, daß man da zu Himmel ihren Willen thut" (I, 126 a). Aus andern Dichtern könnten ähnliche Stellen angeführt werden. So wie aber der Sohn die Mutter erhört, so wird hinwider die Mutter bei dem Namen des Sohnes gemahnt. „Hilf mir durch deines Kindes Ehre, daß ich meine Sünde büße!" ruft Walther zu ihr (I, 133 a) [1].

Es war sonst schon Anlaß, seine Gedichte mit Gemälden zu vergleichen. Wie zuvor den Kirchenzug des Königs oder den Ausgang einer herrlichen Frau, so stellt er uns jetzt geistliche Bilder auf aus der Geschichte Mariens und ihres göttlichen Sohnes. Besonders schön sind zwei derselben, die Kreuzigung und der Tod Jesu, rührend durch die bloße Darstellung, ohne allen Erguß der Empfindung:

[150] Sünder, du sollt an die große Noth gedenken,
Die Gott um uns litt, und sollt dein Herz in Reue senken.
Sein Leib war mit scharfen Dornen gar versehret,
Und noch ward manigfalt sein' Marter an dem Kreuze gemehret.
Man schlug ihm dreie Nägel durch Hände und auch durch Füße.
Jammerlichen weinte Maria, die Süße,
Da sie ihrem Kinde das Blut aus beiden Seiten fließen sach.
Traurigliche Jesus von dem Kreuze sprach:
„Mutter, ist doch euer Ungemach
Mein zweiter Tod! Johann, du sollt der Lieben Schwere büßen."
(I, 133 a.)

sach] sah. — Schwere büßen] Kummer stillen.

Der Blinde sprach zu seinem Knechte: „Du sollt setzen
Den Speer an sein Herze, so will ich die Marter letzen."
Der Speer gegen all der Welte Herren ward geneiget.

[1] Schön führt Meister Stolle (III) dieses aus: Wer sie des mahnet, daß sie Christum gebar, dem wird geholfen. Mehr noch ist ihrer Gnaden, wenn sie daran gemahnt wird, wie ihr wehe ward, als sie ihn an das Kreuz schlugen. Wer sie aber der großen Freude mahnt, als ihr Sohn vom Tode aufstand, der machet sich von seinen Sünden bloß.

Maria vor dem Kreuze trauriglichen Klage erzeiget;
Sie verlor ihr' Farbe, ihr' Kraft, in bitterlichen Nöthen,
Da sie jämmerlich ihr liebes Kind sah tödten
Und Longinus den Speer ihm in sein' reine Seite stach.
Sie sank unmächtig nieder, daß sie nicht hörte und nicht sprach.
Zu dem Jammer Christe sein Herze brach.
Das Kreuz begunnte sich mit seinem süßen Blute röthen. (Ebend.)

letzen] endigen. — Longinus] der h. Longinus ist, nach der Legende, der Kriegsknecht, welcher die Seite Jesu mit dem Speer öffnete. Von dem niederströmenden Blute soll ein Blinder geheilt worden sein.

[151] Niemand wird sich wundern, den Dichter in den Vorstellungen seiner Zeit befangen zu finden. Aber auch in freier Bewegung zeigt sich uns derselbe.

Von eigener Aufrichtigkeit ist nachfolgende Beichte:

Viel hochgelobter Gott, wie selten ich dich preise!
Da ich von dir doch beides habe, Wort und Weise,
Wie wag' ich so zu freveln unter deinem Reise!
Ich thu' nicht rechte Werke, noch hab' ich wahre Minne
Zu meinem Nebenchristen, Herre, noch zu dir.
So hold noch ward ich ihrer keinem je, als mir.
Gott Vater und Gott Sohn, dein Geist berichte meine Sinne!
Wie sollt' ich den wohl minnen, der mir übel thut?
Mir muß der immer lieber sein, der mir ist gut.
Vergieb mir andre meine Schuld! ich will noch haben den Muth.
(I, 131 a.)

Von Walthers freimüthigen Äußerungen gegen die Priesterherrschaft ist umständlich gehandelt worden. Wenn er zum Kampfe für die Erlösung des heiligen Grabes eifrig ermuntert, so ist er darum nicht eben von blindem Hasse gegen nichtchristliche Mitmenschen beherrscht. „Räche, Herr! betet er, dich und deine Mutter an denen, die eures Erblandes Feinde sind! Laß dir den Christen gleich wenig gelten, als den Heiden! Du weist wohl, daß nicht die Heiden allein dich irren, die sind wider dich doch öffentlich unrein; zeige die in ihrer Unreine, die es mit jenen heimlich gemein ha[152]ben (I, 103 a) [1]!“ Als den Vater aller

[1] Diese Äußerungen haben wohl dieselbe Beziehung wie die in der Anm. 1, S. 97 ausgehobenen des Freigedank.

Menschen erkennt er den Herrn, wenn er ausruft: „Ihm dienen Christen, Juden und Heiden, der alle lebende Wunder nährt" (I, 128 b). Um Vieles duldsamer und freidenkender, als der Freigedank (V. 481 bis 84), den es gewaltig verdrießt, daß Gott Christen, Juden und Heiden gleiches Wetter giebt.

Am reinsten aber und über allen Wahn der Zeit erhaben erscheint seine Anbetung da, wo er vor Gott sich niederwirft, als dem Unbegreiflichen, den zu erforschen alle Mühe bei Tag und bei Nacht verloren ist, den keine Predigt und keine Glaubenssatzung erklärt:

> Mächtiger Gott, du bist so lang und bist so breit.
> Gedächten wir daran, daß wir unsre Arebeit
> Nicht verlören! Dir sind beide ungemessen: Macht und Ewigkeit.
> Ich weiß an mir wohl, was ein Andrer auch drum trachtet [1];
> Doch ist es, wie es stets war, unsern Sinnen unbereit.
> Du bist zu groß, du bist zu klein; es ist ungeachtet.
> Dummer Gauch, der daran betaget oder benachtet!
> Will er wissen, was nie ward geprediget noch gepfachtet? (I, 102 b.)

unbereit] unzugänglich. — ungeachtet] unermessen, ungeschätzt. — daran betaget oder benachtet] Tag oder Nacht darauf wendet, damit hinbringt. (Vgl. II, 112 a.) — gepfachtet] in Satzungen gefaßt, von Pfacht, Satzung, Gesetz.

[153] Unsre Blicke sind dem Dichter in das Gebiet des Unendlichen gefolgt und hier mag er uns verschwinden. Es ist uns keine Nachricht von den äußeren Umständen seiner letzten Zeit geblieben, gleich als sollten wir ihn nicht mehr mit der Erde befaßt sehen, von der er sich losgesagt, und von seinem Tode nichts erkennen, als das allmähliche Hinüberschweben des Geistes in das Reich der Geister.

Davon jedoch ist Kunde vorhanden, wo seine irdische Hülle bestattet worden. In der Würzburger Liederhandschrift, aus der ersten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts [2], findet sich die Nachricht, daß Herr Walther von der Vogelweide zu Würzburg zu dem Neuenmünster in dem Grasehofe begraben liege. In einer handschriftlichen Chronik aber ist eine liebliche Sage mit Folgendem aufbewahrt: im Gange des Neuenmünsters,

[1] [Bertholds Predigten S. 120: trahten. S. 160: betrahten. S. 179: ertrahten. S. 289.]

[2] Und zwar in der alten Vorrede zu dem S. 68, Anm. 3 angeführten Meisterliede des Lupolt Hornburg, Mus. II, 1, S. 22.

gewöhnlich Lorenzgarten genannt, sei Walther begraben unter einem Baume. Dieser habe in seinem Testament verordnet, daß man auf seinem Grabsteine den Vögeln Waizenkörner und Trinken gebe; und, wie noch jetzt zu sehen sei, hab' er in den Stein, unter dem er begraben liege, vier Löcher machen lassen zum täglichen Füttern der Vögel. Das Kapitel des Neuenmünsters aber habe dieses Vermächtnis für die [154] Vögel in Semmeln verwandelt, welche an Walthers Jahrestage den Chorherrn gegeben werden sollten, und nicht mehr den Vögeln. Im Gange des vorbesagten Gartens, gewöhnlich im Kreuzgang, sei von diesem Walther noch Folgendes, in lateinischen Versen, in Stein gehauen, zu lesen: „Der du bei Leben, o Walther, der Vögel Weide gewesen bist, Blume der Wohlredenheit, Mund der Pallas, du starbest. Damit nun deine Frömmigkeit den himmlischen Kranz erlangen möge, so spreche, wer dieses liest: Sei Gott seiner Seele gnädig!“ [1]

[1] Oberthür in der Schrift, welche S. 13, Anm. 3 angeführt worden ist, S. 30, giebt diese Stelle mit der Bemerkung, daß Ignaz Gropp solche in einer geschriebenen Chronik gefunden habe. Die Stelle, worüber die Recension des oberthürischen Buches in den Göttingischen Gelehrten Anzeigen 1818, S. 2054 bis 2056 zu vergleichen [Aufseß Anzeiger 1833, Sp. 70] lautet so: In novi monasterii ambitu, vulgo Loreuzgarten, sepultus est Waltherus sub arbore. Hic in vita sua constituit in suo testamento, volucribus super lapide suo dari blanda (blada?) et potum; et quod adhuc die hodierna cernitur, fecit quatuor foramina fieri in lapide, sub quo sepultus est, ad aves quotidie pascendas. Capitulum vero N. M. hoc testamentum volucrum transtulit in semellas, dari canonicis in suo anniversario, et non amplius volucribus. In ambitu præfati horti, vulgo im Creuzgang, de hoc Walthero adhuc ista carmina saxo incisa leguntur:

Pascua qui volucrum vivus Walthere fuisti,
Qui flos eloquii, qui Palladis os oblivisti,
Ergo quod aureolam probitas tua poscit habere,
Qui legit, hic dicat: Deus istius miserere!

Nach einer neueren Mittheilung im Morgenblatt 1821, Nr. 19 sind diese vier gereimten Hexameter auch in die Würzburger Handschrift Bl. 212 b eingezeichnet. (Statt oblivisti heißt es hier besser obiisti, statt poscit steht possit.) Voran stehen die Worte: De milite Walthero dicto von der Vogelweide, sepulto in ambitu novi monasterii Herbip.; in suo epitaphio sculptum erat: u. s. w.

[155] Name und Wappen des Dichters mögen zu jener Sage Anlaß gegeben haben.

Der Truchseß von Sankt Gallen betrauert den Tod Walthers auf ähnliche Weise, wie dieser den Tod Reinmars beklagt hat: Uns ist unsres Sanges Meister, den man eh' von der Vogelweide nannte, auf die Fahrt, die nach ihm uns Allen unerlassen bleibt. Was frommet nun, was er eh' der Welt erkannte? Sein hoher Sinn ist worden krank. Nun wünschet ihm um seines werthen, hofelichen Sanges willen, daß sein der süße Vater nach Gnaden pflege! (Pf. Hds. 357, Bl. 20 b.) [1]

[1] [Böhmers Fontes I, XXXVI.]

Der Minnesang.

I.

Älterer Minnesang.

Die Liebe hat von jeher im Gesange gesprochen. Aber einzig in der Geschichte ist jene tausendstimmige, unermüdliche, unbegrenzte Huldigung, die im zwölften und dreizehnten Jahrhundert in provenzalischer, französischer, deutscher Sprache den Frauen gesungen ward.

Daß ein Volk den Frauen eine würdige Stellung in der Gesellschaft einräumt, bedarf an sich keiner Erklärung. Einer solchen bedarf es eher, wie gebildete Völker des Alterthums das schwächere Geschlecht im Zustande der Unterdrückung festhalten konnten. Ist aber weibliche Anmuth einmal frei gegeben, so ist nicht zu berechnen, wie weit diese sanfte, doch sichere Gewalt ihre Wirkungen ausdehne; und so sehen wir den eisernen Ritter, knieend vor ihr, die Hände falten.

Man hat bemerkt, daß schon die alten Germanen, nach Tacitus, in den Frauen etwas Heiliges und Prophetisches ehrten. Wichtiger ist, daß bei ihnen, nach den Berichten desselben Geschichtschreibers, das Verhältnis der Geschlechter durchaus als ein sittliches erscheint. Die Ehe wird streng und heilig gehalten; selbst zweite Ehe ist bei manchen Stämmen unzulässig; der Mann fürchtet die Gefangenschaft weniger für sich, als für die Gattin; am sichersten gebunden sind diejenigen Völkerschaften, von denen man edle Jungfrauen zu Geiseln genommen hat [1].

Wäre den Frauen nicht zum voraus in der deutschen Gemüthsart ihre Würde gesichert gewesen, das Christenthum muste ihre Freilassung vollenden. Der Glaube, der die Menschenwürde so feierlich ausspricht, ertrug nicht die Zurücksetzung des einen Geschlechts. Der neue Glaube erschloß überhaupt die Tiefen des Gemüthes, auch im Verhältnis der

[1] Tacitus, Germania C. 8. 17. 18. 19.

Geschlechter muste er die geistige Beziehung fördern. Einzelne Lehrsätze und Anstalten der Kirche begegneten in merkwürdiger Wechselwirkung den Neigungen der Völker. Schon glänzten heilige Frauen und Jungfrauen als Märterinnen der göttlichen Lehre. Auch weibliche Genossenschaften hatten sich, weltlicher Lust entsagend, dem Dienste des Heiligen verpflichtet. Vor Allem aber erschien das Geschlecht verherrlicht und geweiht in der jungfräulichen Mutter des Heilands [1]; die Verehrung Mariens erhob sich nahezu über jeden andern Gottesdienst [2], und wie die Himmlische ihren Glanz über die Frauen der Erde verbreitete, so war hinwider die Feier ihres Lobes an Innigkeit und Farbengebung dem weltlichen Minnesange verwandt. Auf ihre Erwählung durch Gott wird das Hohelied gedeutet, welches ein Sänger ihres Preises „das Buch von der Minne" nannte [3], während es anderswo „unser Frauen Lied" genannt wird [4].

1 Bruoder Eberhart von Sax, M. I, 29 a, 3: Du hast elliu wip geprîset, Wie uns eine hab' verwîset, Do si wider got gespîset Wart, nach ir gelüste krank u. s. w. Vgl. Marner, II, 170 b, 3. Rumslant, II, 224 b, 2; Gottfrieds von Straßburg Werke, Bd. II, S. 102, Str. 3: Du minneklicher bluome glanz, Du blüemest aller megde kranz; Walther von der Vogelweide, M. I, 125 b, 5: Künigin ob allen vrouwen.

2 Sie war ohne Anfang stets mit Gott in der Gottheit, M. II, 213 a, 3. Vgl. II, 236 a, 2.

3 Bruoder Eberhart von Sax, M. I, 29 b, 3: An dem buoche von der minne Da bistu geprüevet inne Wol nach loberichem sinne. Auch Frauenlob wendet das Hohelied auf sie an, M. II, 213 b, 4 bis 214 a, 3. 214 b, 2. 3. Vgl. Coloczaer Codex S. 108, V. 431. Herman Damen sagt (S. 60, V. 56 ff.): „Salomon der wise wol ze prise ir grozen tugent hat beschriben." Vgl. auch Herders Lieder der Liebe S. 173: „Salomon macht der minn buoch des ersten von unser frawn" u. s. w. Vgl. noch Alt-Meister-Gesangbuch S. 48, DCXVI. Ihr Verhältnis zu Gott, wie das zu dem Sünder, wird auch sonst gerne mit dem Minnedienst verglichen, M. II, 210 a, 2 (vgl. Frauenlob, II, 214 b, 3: min amis curtois). 125 b, 3. 4. Bei Willeram ist im hohen Liede noch Christus und die Kirche gemeint.

4 Albertus Argentinensis sagt von Frauenlob: Cantica canticorum dictavit (tihten) teutonice, quæ vulgariter dicuntur unser Frauwen Lied. Museum II, 165, Note 27. [Vgl. die ausführliche Stelle in von der Hagen MS. IV, 738. Ps. Cyriacus Spangenberg, Von der Musica und den Meistersängern, herausgegeben durch A. von Keller. Stuttgart 1861. 8. S. 131. H.]

Die alte Welt hat diejenigen Kräfte, welche das Leben regeln, verschönern, veredeln, vorzugsweise in weiblicher Gestalt sinnbildlich dargestellt. Die Neueren haben umgekehrt in der Erscheinung herrlicher Frauen das Geistige geahnet und eine sittliche Herrschaft anerkannt. Es ist nicht zu widersprechen, daß eben der sittliche Einfluß der Frauen die wirksamste Gesetzgebung des Mittelalters war und das Mangelhafte der äußern Einrichtungen einigermaßen ersetzte.

Die weibliche Einwirkung auf das gesellige Leben kann jedoch erst dann ihre ganze Macht ausüben, wenn sich die Gesellschaft sonst schon aus dem Rohesten herausgearbeitet hat. Dieses geschah nach den Stürmen der Völkerwanderung zuerst in solchen Gegenden, wo die frische Kraft und die angeborne Sinnesart der germanischen Eroberer mit den Resten römischer Bildung glücklich zusammentraf. So finden wir denn im südlichen Frankreich bereits am Schlusse des 11ten Jahrhunderts die Verehrung der Frauen, das Werben um ihre Huld und den unerschöpflichen Sang der Minne im gleichen Geiste festgestellt und ausgebildet, wie alles dieses späterhin im nördlichen Frankreich und nach der Mitte des 12ten Jahrhunderts auch in Deutschland hervortritt. Mit grenzenloser Begeisterung, wie für eine neue Glaubenslehre, wird überall der Dienst der Minne aufgenommen. Entzückt und erstaunt, als wär' ihnen eine Binde von den Augen gefallen, sehen die Völker nun erst die Trefflichkeit der Frauen in voller Entfaltung, in siegreichem Glanze vor sich stehen.

Die allgemeine Ähnlichkeit der provenzalischen, nordfranzösischen und deutschen Minnelieder ist unverkennbar, selbst einzelne Entlehnungen lassen sich nachweisen, und begreiflich muß man das Verdienst der Anregung und Einwirkung Denjenigen zugestehen, bei welchen sich diese Art des Gesanges früher auf ausgezeichnete Weise entwickelt hat. Dennoch würde man sehr irren, wenn man den deutschen Minnesang als bloße Nachahmung des provenzalischen oder französischen betrachten wollte. Man müste denn behaupten, daß aus dem Künstlichen das Einfache erwachsen, daß die frischere Natur ein Erborgtes sei, daß aus der Nachahmung eine Reihe lebendiger Dichtercharaktere hervorgehen konnte. Die Formen des Lebens, die Richtungen des Geistes waren im Mittelalter in dem grösten Theile von Europa dieselben. Diese allgemeine Übereinstimmung muste sich auch in der Dichtkunst abspiegeln,

ohne daß man aus der Ähnlichkeit auf die Nachahmung schließen dürfte. Dabei hat jenes allgemeine Gepräge die Eigenthümlichkeit der einzelnen Volksstämme keineswegs ausgetilgt, und dieses Eigenthümliche erscheint gleichfalls wieder in den Gesängen der verschiedenen Zungen. So hat auch der deutsche Minnesang sich aus heimischer Wurzel entwickelt und es kann mit ziemlicher Sicherheit nachgewiesen werden, wo und wie weit das Beispiel der südlichen und westlichen Nachbarn in seine stätige Entwicklung eingegriffen [1].

Keines unsrer deutschen Minnelieder kann erweislich über die Mitte des 12ten Jahrhunderts hinaufgerückt werden. Dennoch hat man Zeugnis von dem, was auch ohne Zeugnis anzunehmen wäre, daß Jahrhunderte früher schon Lieder der Liebe in deutscher Sprache gesungen wurden, wenn auch die Lieder selbst verloren sind. Die Geistlichkeit, welche das Mittel schriftlicher Aufzeichnung ausschließlich in Händen hatte, durfte ihre Feder nicht entweihen; vielmehr trat die Kirche solchem Gesange strafend entgegen. In einem der Capitulare Karls des Großen vom Jahr 789 wird den Nonnen verboten, Winelieder aufzuschreiben oder Jemand zu schicken [2]. Winelieder (von Wine, Geliebter, Geliebte) hießen noch im 13ten Jahrhundert volksmäßige Liebeslieder [3]. Otfried, Mönch zu Weißenburg, der um 870 die Evangelien in deutschen Versen bearbeitete, sagt in der lateinischen Zueignung seines Werks, er habe solches auf Bitten einiger frommen Männer, besonders aber einer würdigen Witwe, unternommen, welchen die Üppigkeit und Leichtfertigkeit weltlicher Gesänge zum Ärgernis gereicht [4]. Gleichwohl spricht er selbst

[1] [Vgl. F. Diez, Die Poesie der Troubadours. Zwickau 1826. 8. S. 255 bis 271. W. Wackernagel, Altfranzösische Lieder und Leiche. Basel 1846. 8. S. 193 bis 237. H.]

[2] Capit. III, A. 789, C. 3, S. 575 bei Heineccius (vgl. Eckhard, de rebus Franciæ orientalis, L. 25, §. 33). Schilter, Thesaurus, B. III, S. 871: Winiliot, plebejos psalmos. Gloss. Mons. S. 375. Willerami Paraphr. Cant. cant. B. 7. 13. 14 bei Schilter, B. IV, S. 5. 9: „Sage mir, wine min, wá du dine scáf weidenes!" Min wine u. s. w., und so durchaus.

[3] Nithart, M. II, 74 b, 2:

In einer hohen wise siniu winelieder sang er.

Vgl. Görres, Volks- und Meisterlieder S. 169.

[4] „Dum rerum quoudam sonus inutilium pulsaret aures quorundam probatissimorum virorum eorumque sanctitatem laicorum cantus inquie-

wie ein Eingeweihter des Minnesangs, wenn er die Freude und das Erstaunen der Jünger bei Christi Erscheinung mit den Empfindungen eines Mannes vergleicht, der unerwartet sein „süßes Lieb" erblickt und fürchtet, daß es Täuschung sei [1]; oder wenn er mit lebendigen Zügen die schmerzliche Sehnsucht des Liebenden nach der abwesenden Geliebten beschreibt, als Bild des frommen Verlangens nach der himmlischen Seligkeit [2].

Die Liedersammlungen selbst, die auf uns gekommen sind, enthalten deutliche Spuren früheren Minnesangs. Nicht bloß, daß dieser Sang überall schon als etwas Gegebenes und Hergebrachtes angesehen wird. Es treten auch wirklich mehrere Dichter eines älteren Stils hervor, als der sonst in jenen Sammlungen vorherrschende. Dahin gehören der von Kürenberg [3] (M. I, 38 f.), Dietmar von Aist (M. I, 39 bis 42), Milon von Sevelingen (M. I, 96 f.), der Burggraf von Regensburg (M. II, 117). An der Grenze des neueren Stils steht Heinrich von Veldeke (M. I, 18 bis 22), um 1180. Mag auch einer oder der andre der vorgenannten Sänger in späterer Zeit gelebt haben, so hat er doch in der früheren Weise gedichtet, die sich örtlich forterhalten konnte. Dieser ältere Stil bezeichnet sich der Form nach durch einfache, meist gezogene Versart, der Weise des heimischen Heldenlieds sich annähernd, zuweilen ganz damit zusammentreffend; wenig Reimspiel, selbst unvollkommene Reime. In der Darstellung wenig Schmuck, aber jugendliche Frische, sinnliche Kraft, guter Humor, rege Handlung, Bilder, die mit der Sache verschmelzen, starke Züge, die rasch und tief ins Herz greifen.

taret obscœnus, a quibusdam memoriæ dignis fratribus rogatus, maximeque cujusdam venerandæ matronæ verbis nimium flagitantis, nomine Judith, partem evangeliorum eis theotisce conscriberem, ut aliquantulum hujus cantus lectionis ludum secularium vocum deleret, et in evangeliorum propria linqua occupati dulcedine, sonum inutilium rerum noverint declinare" u. s. w. Schilter, Thesaurus, B. I. [Kellers Otfried 1, 7. K.]

[1] V, 11, 57 bis 60. Schilter, Thesaurus B. II, S. 344.

[2] V, 23, 69 bis 84, l. c. S. 372. Auf beide Stellen hat J. Grimm in der Vorrede zur ersten Auflage der deutschen Grammatik (1819) S. LVIII aufmerksam gemacht.

[3] In einer Urkunde Friedrichs, Burggrafen von Nürnberg, juxta pontem Wikershouen 1269, erscheint als Zeuge ein Ritter Cunradus de Kurenberg. Falkenstein, Antiq. Nordg. IV, 68.

Einzelne Lieder dieser Art, oder Bruchstücke solcher irren unter zweifelhaften Namen in den Sammlungen umher. Man darf diese Lieder zu dem Besten rechnen, was uns das deutsche Alterthum überliefert hat, und ließen sich mehrere solcher Art erkaufen, so möchte man vieles Gehaltlose des späteren Minnesanges dafür hingeben.

Der von Kürenberg läßt eine Frau um den treulosen Geliebten also klagen: „Ich zog mir einen Falken länger, denn ein Jahr. Da ich ihn gezähmet, wie ich ihn wollte gar, und ich ihm sein Gefieder mit Golde wohl bewand, hub er sich hoch in die Lüfte und flog in andre Land'. Seitdem sah ich den Falken schön und stolz herfliegen, er führt' an seinem Fuße theure seidne Riemen, auch war ihm sein Gefieder alles roth von Gold. Gott sende sie zusammen, die sich mit rechten Treuen hold!" (M. I, 38 b, 5. 6.) [1]

Dietmar von Aist: „Es stund eine Frau alleine und spähte über die Heide und wartete ihres Liebes; da sah sie Falken fliegen. O wohl dir, Falke, wie du bist! Du fliegst, wohin dir lieb ist, du erkiesest dir in dem Walde einen Baum, der dir gefalle. Also hab' auch ich gethan, ich erkor mir selbst den lieben Mann, ihn wählten meine Augen; das neiden schöne Frauen [2]. O weh! so lassen sie mir mein Lieb! ich begehrte ihr Keiner Trautes nie" (M. I, 39 b, 1 v. u.).

Ein Ungenannter läßt gleichfalls ein Mädchen sprechen: „Mich dünket nichts so gutes, noch so lobesam, als die lichte Rose und die Minne minnesam. Die Vöglein singen im Walde, das ist manchem Herzen lieb; mir komme denn mein Trauter, ich habe der Sommerwonne nicht" (M. II, 110 a, 1 v. u.) [3].

Man sieht, diese Lieder sind in Handlung gesetzt. Ein Sprecher, eine Sprecherin in bestimmter Lage und Umgebung. Meldung eines

[1] Boner, 94, 83:

> Wer ganzer triwe vergezzen wil,
> Den glichen ich dem vederspil.
> Die frouwen, als ich höre sagen,
> Mügent ir triuwe wol getragen.

Vgl. I, 39 a, 2 (Kürenberg): Wib unde vederspil die werdent lihte zam.

[2] Vgl. M. I, 1 a, 6. 97 b, 3. II, 117 b, 3. [Lachmann, Des Minnesangs Frühling S. 37. K.]

[3] Diese Strophe rührt schwerlich von Alram von Gresten her, dessen Liedern sie in der manessischen Sammlung beigeschrieben ist.

Boten, Wechselrede scheidender Liebenden. Bald steht die Schöne spät noch an der Zinne, drunten hört sie den Ritter singen und wird von Sehnsucht ergriffen; bald wenn sie, abends allein in der Kammer, seiner gedenkt, erblüht ihre Farbe, wie die Rose am Dorn erblüht. (Der von Kürenberg M. I, 38 b, 1. 3.) Allerdings finden wir auch bei den übrigen Minnesängern Zwiegespräch, Botschaft, Wächterruf u. dergl. als gegebene Formen. Aber gewis stammen diese Formen aus der ältesten Zeit und den früheren Dichtern sind sie am meisten natürlich. Dieselben Gattungen erscheinen in den gleichzeitigen Liedern andrer Sprachen und auch hier vorzüglich wieder in den alterthümlichern [1].

Der Gesang eines jugendlichen Volkes pflegt nicht Gedanken wie aus leerer Luft hervorspringen zu lassen oder Gefühle in allgemeinen und farblosen Worten auszusprechen. Ein Sichtbares, ein Naturbild, eine Handlung, eine lebende Gestalt, muß als Träger der Gedanken und Empfindungen zu Tage treten. Lyrisches und Episches sind noch ungeschieden, es giebt hier nur Eine Art des Dichtens, worin Erzählung, Beschreibung, dramatische Handlung, Erguß des Gefühls, Betrachtung und Lehre zusammenfließen. Darum das Hinneigen jenes älteren Minnesanges zu der Weise des Heldenliedes. Könnten wir auf beiden Seiten höher hinansteigen, sicher würde die Annäherung zunehmen. Selbst ein Spruchdichter unsres Zeitraums, Spervogel (M. II, 226 bis 230), dessen liederartige Sittensprüche zugleich Lebensbilder sind, zeigt jenen ursprünglichen Zusammenhang und alle echte Volksdichtung bestätigt ihn.

[1] Ich bemerke hier nur das schöne provenzalische Tagelied bei Raynouard, Band II, S. 236, und das sicilische Rosa fresca u. s. w., Crescimbeni, Band II, Abth. 2, S. 7. [Nordfranzösisches s. Altfranzösische Romanzen und Pastourellen, herausgegeben von K. Bartsch. Leipzig 1870. K.]

II.

Minnesang und Frühling.

Es ist nun Zeit, daß wir von dem wichtigsten Halt und Grunde unsres Minnesanges ausführlicher sprechen. Diese allgemeinste und fruchtbarste Grundlage ist die ewige Natur selbst. Die wechselnden Regungen des Menschenherzens, Lust und Trauer der liebenden Seele, sind überall mit den Wandlungen der Jahreszeit zusammengestellt; Blumen und Töne des Frühlings leihen sich überall dem Sänger zum Lob und Schmucke der Geliebten. Auch die Provenzalen und Nordfranzosen huldigten dieser Naturpoesie [1], aber gewis ist sie nirgends mit mehr Neigung, Frischheit und Gründlichkeit durchgeführt, als bei den Deutschen. Von Nachahmung kann hier am wenigsten die Rede sein; uralt ist diese Verbindung der Poesie des Frühlings und der Liebe, eben weil sie so natürlich ist. Wenn es in den drei Sprachen Lieder giebt, welche bloß herkömmlich und ohne innere Nothwendigkeit mit einer Beschreibung des kommenden oder scheidenden Sommers anheben, so zeigt dieses eben nur, wie unerläßlich der Anhalt an die Naturbilder damals erachtet wurde.

Aber auch diese Naturdichtung giebt nicht bloß ruhige Bilder der Beschauung hin. Auch hier ist, zumal in den volksmäßigern Liedern, welche mehr das Ursprüngliche bewahrt haben, Handlung und lebendige Bewegung; eine Seite, die gerade im deutschen Minnesang am voll-

1 Raynouard, B. V, S. 333: „Peire de Valeria si fo de Gascoigna ... Joglars fo el temps et en la sazon que fo Marcabrus; e fez vers tals com hom fazia adoncs, de paubra valor, de foillas e de flors, e de cans e de ausels. Sei cantar non aguen gran valor ni el.“ Graf Thibaud von Champagne hält sich ebenfalls über dieses Singen auf. Roquefort, De l'état de la poésie françoise dans les XIIe et XIIIe siècles. Paris, 1815. 8. S. 212.

ständigsten hervortritt [1]. Man weiß, mit welch ungemessener Lust die Frühlingsfeste im Mittelalter gefeiert wurden. Tanz und Gesang, Ballwerfen und andres Spiel, Tage lang, in Wald und Flur. Diese Maientänze, bei denen die Liebenden sich zusammenfinden, ziehen ihren Reigen durch unsre ganze Minnedichtung; und wenn wir das Zerstreute im Zusammenhang ergreifen, so finden wir die Frühlings- und Liebeslust vom schüchternen Schlage des ersten Vögeleins und vom leisen Seufzer des einsam wandelnden Liebenden bis zum rauschenden Wirbel des Tanzes unter blühender Linde und zum lautesten Jubel beglückter Liebe in fortschreitender Handlung durchgeführt.

Bevor wir den Liedern auf diesem Gange folgen, werfen wir einen Blick auf die Lebensweise jener Zeiten. Die Ritterburg, auf schroffen Fels genistet, in den Zug der Wolken und Winde hineingestellt, gegen Unwetter und feindlichen Angriff mit dicken Mauern ohne Fenster verwahrt, oft nur vom einzelnen Söller, von der Zinne des Thurms oder der Mauer einen hellen Ausblick gestattend, die Bewohner in engen, düstern Raum zusammendrängend, war eben nicht der freundlichste Aufenthalt für die langen Wintermonde. Nur größere und reichere Herren hatten weiteres Gelaß, nur sie konnten sich die Bequemlichkeiten verschaffen, welche das Ungemach der Jahreszeit vergessen lassen. So

[1] Keysler, Antiq. septent. et celt. S. 87 fg.: „Concurrebatur undique a mulierculis imprimis et levi plebe, quæ otio ac vernali tempore inducta dies noctesque eamque præ cæteris, quæ adventum regis kalend. Maj. præcedebat, saltationibus, conviviis ac poculis sub dio et in silvis transigebat.“ Er stellt das Maifeld unter den merovingischen Königen mit der Sage vom Hexenfahren in der Walpurgisnacht zusammen. Vom Norden, wo alte Gebräuche sich länger erhielten, s. Olai Magni Histor. de gent. septentr. condit. (1555), Lib. XV, Cap. VIII bis XI, S. 570 fg. Görres, Altdeutsche Volks- und Meisterlieder, Einleitung S. XII: „So der Monat Mai mit seinen Kräften bringt, erzählt uns ein altes Spruchbuch unter den Manuscripten der Bibliothek in Trier, daß außer dürrer Erde springt grünes Gras und lichte Blüthe, daß alles in frischer Wate steht, dann werden von den Rittern und ihren Frauen und all ihrem Ingesinde Brunnenfahrten zu Wald gemacht, schöne Gezelte werden außen im Grünen bei der frischen Quelle aufgeschlagen, mancherlei Kurzweile wird vollbracht von Rittern, Knechten und den Frauen, mit Singen, Harfen, Reigen, Springen, Rennen und Jagen und umwandeln je zwei und zwei, mit Armen schön umfangen; jeder findet in der Aue, wornach er sich gesehnt bis zum Tag der Brunnenfahrt.“ Vgl. Narrenbuch S. 305 u.

klagen denn auch die Sänger vielfach über die Leiden des Winters. „Uns hat der Winter kalt und andre Noth viel gethan zu Leide; ich wähnte, daß ich nimmer Blumen roth sähe an grüner Heide" (Walther von der Vogelweide, M. I, 138 b, 3). „Könnt' ich verschlafen des Winters Zeit!" (Ebd. M. I, 113 b, 3.) „Laßt die Welt mein eigen sein! mir thäte doch der Winter weh" (Heinrich von Veldeke, M. I, 21 b, 3). Nicht bloß körperliches Misbefinden war zu beklagen, auch die gesellige Freude war völlig unterbrochen. Ritterfeste, Turniere, Tänze, was die vereinzelten Burgbewohner versammelte und die Frauen in die Gesellschaft führte, war auf die schöne Jahreszeit verwiesen, denn nur das offne Feld gab Raum für solche Versammlungen und Vergnügungen. „Wo nun kleiner Vöglein süßes Kosen? Wo Laub, Gras? wo Lilien, Violen, Rosen? wo der Mägdlein Reigen unter Linden?" (Kanzler, M. II, 241 b, 4.) Wer den Sommer über sein Glück versäumt hat, der muß nun schon den Winter sich gedulden. Die Jagd im wilden Waldgebirg ist jetzt des Ritters einziges Ergetzen, das Schöne ist fern gerückt und nur das sehnende Lied ist Labsal in den einsamen, düstern Stunden.

Die ersten Zeichen des wiederkehrenden Frühlings werden begierig erspäht und innig begrüßt. Man denke sich den Sänger, wie er, über die Zinne gelehnt, in die waldige Burghalde hinunterlauscht: „Ich hörte gern ein Vögelein, das hübe wonniglichen Sang" (Reinmar der alte, M. I, 79 a, 2. Vgl. I, 100 a, 3). „Ich hört' ein Amselein wohl singen, da däuchte mich, der Sommer wollt' erstehn" (Ulrich von Gutenburg, M. I, 48 a, 4). „Ich bin worden gewahr neues Laubes an der Linde" (Heinrich von Veldeke, M. I, 21 a, 3). „Da ich das grüne Laub ersah, da ließ ich viel der Schwere mein" (Reinmar der alte, M. I, 73 a, 2 v. u. Vgl. Miscellaneen II, 199: „Des grünen Laubes bin ich worden wohlgemuth"). „Ach Gott! ach, sollt' ich bei ihr sein, sie ist so schön und auch so fein, als die Viol' im Merzen" (Walther von Klingen, M. I, 31 b, 2).

Der Liebende macht nun förmlich seine Entwürfe, wie er die wonnigliche Zeit (M. I, 140 b, 3. 165 a, 2. II, 54 a, 2), die Zeit der Sommerwonne (M. I, 166 b, 2. II, 22 b, 6. 53 a, 5. 56 a, 2. 104 a, 2. Benecke 236, 1) zu seinem Heil verwenden möge. „Ein neuer Sommer, eine neue Zeit!" (Walther von der Vogelweide, M. I,

108 a, 6.) Ein weites Feld ist für jede Hoffnung eröffnet. Mancher sendet Botschaft an die Geliebte und läßt sich ihr für diesen Sommer empfohlen sein: „Ich sah Boten des Sonners, das waren Blumen so roth; weist du, schöne Fraue, was dir ein Ritter entbot? Ihm traurt sein Herze, seit er zum letzten von dir schied . . . Nun höhe ihm sein Gemüthe gen dieser Summerzeit!“ (Milon von Sevelingen, M. I, 97 b, 4. Vgl. M. I, 41 a, 3. 182 a, 5. 78 b, 1 v. u. II, 25 b, 4.)

Ein Andrer wandelt einsam und besucht die Stellen, wo ihm süße Erinnerungen blühen: „Auf der Linde oben da sang ein kleines Vögelein; vor dem Walde ward es laut; da hub sich wieder das Herze mein an eine Statt, da es ehe war, ich sah da Rosenblumen stahn, die mahnen mich der Gedanken viel, die ich hin zu einer Frauen han. Es dünket mich wohl tausend Jahr, seit ich an Liebes Arme lag; sonder alle meine Schuld fremdet sie mich manchen Tag; seit ich Blumen nicht mehr sah, noch hörte kleiner Vögel Sang, seit war all meine Freude kurz und auch der Jammer allzu lang“ (Dietmar von Aist, M. I, 39 b, 5. 6). Auch die Schöne freut sich, daß der Winter hingeschieden und mit ihm all ihr Trauern: „Mein Lieb mag mich gerne zu der Linde bringen, ich will um ein neues Kränzel mit ihm ringen“ (M. I, 22 a, 3 bis 7) [1].

Die fröhliche Zeit der Maientänze ist nun herangekommen und die Jugend eilt hinaus in Feld und Holz, um Blumen zu brechen und Kränze zu flechten. Denn ohne Kranz geht Niemand zum Tanze. „Wes Herz von Minne brennt, der soll einen Kranz von Rosen tragen“ (M. II, 60 b, 2). Jüngst noch hat der Liebende geklagt: „Ich kann im Walde nicht ein grünes Kränzel finden; womit soll meiner Freuden Trost ihr lockig Haar bewinden?“ (Friedrich der Knecht, M. II, 115 b, 3.) Jetzt reicht er der Liebsten den frischen Blumenkranz: „Hätt' ich viel edel Gesteine, das müst' auf euer Haupt.“ Und kühner noch sagt er: „Weißer und rother Blumen weiß ich viel, die stehn so ferne in jener Heide, da sie schön entsprangen und die kleinen Vögel sangen, da soll'n wir sie brechen Beide.“ Sie nimmt, was er ihr beut, einem Kinde gleich, dem Ehre geschieht, ihre Wangen werden roth, wie die

[1] Das Lied rührt, der Sprache nach, schwerlich von Heinrich von Veldeke her, dem es zugeschrieben ist.

Rose, die bei Lilien steht; des schämen sich ihre lichten Augen, sie neigt ihm schön, das wird ihm zum Lohne; wird ihm noch mehr, das nimmt er schweigend (Walther von der Vogelweide, M. I, 125, a). Solches Blumenbrechen, vor dem Walde oder auf ferner Aue, gilt für bedenklich und der Ausdruck wird nicht doppelsinnig gebraucht (M. I, 2 b, 2. 81 b, 5. 140 a, 6. II, 81 a, 4. 119 b, 3. Museum I, 395). Rosen lesen und ein Kuß von rothem Munde sind gleichbedeutend (Walther von der Vogelweide, M. I, 137 b, 2). Die Mutter warnt, sie schließt selbst die Feierkleider ein, wenn die Tochter in die Blumen und zum Tanze will. „Hüte dich vor der Wiege!" (M. I, 195 a, 2) ruft sie nach. Und nicht überflüssig ist die Warnung. Im nächsten Jahr, wenn wieder der Reigen ertönt, hört man dazwischen ein andres Lied: „Wiegen, wagen, gugen gagen! Amme, nimm das Kindelein, daß es nicht mehr weine!" (Museum I, 386. Vgl. Heinrichs von Friberg Tristan V. 5169: „gigen, garren.")

Die Tänze werden auf blumigem Anger, unter der Linde gehalten, die mit säuselnden Blättern vor der Sonne schirmt (M. II, 84 a, 2 v. u). Die Linde ist unsern deutschen Sängern der liebste und gefeiertste Baum. Was die Rose unter den Blumen, das ist die Linde unter den Bäumen. Darum weiß der von Trostberg seine Geliebte nichts edlerem zu vergleichen, als einer Linde, welche Rosen trüge (M. II, 51 b, 1 v. u.). Es ist vornehmlich die Süße (ebd. und I, 141 b, 2. 10 b, 4), der Blüthenduft, was an diesem Baume gerühmt wird. Die Linde, in deren Zweigen die Nachtigall singt, ist auch die Zuflucht der Liebenden, die das Geräusch der Menge fliehen, und ein Sänger der Minne kann die Linde nicht nennen, ohne an die süßesten Freuden des Frühlings und der Liebe zu denken [1].

Zu der blühenden Linde, im Thal vor dem Walde, zieht nun die fröhliche Schaar, wenn sie mit Blumenkränzen sich geschmückt hat. Eine Jungfrau, in ihrem besten Feiertagskleide (M. II, 83 a, 2 v. u.), trägt den Maien vor, von dessen Spitze ein langer Schleier weht. Aus rothem Munde, gleich einer Blüthe, singt die Trägerin vor, die andern

[1] In einer alten Übertragung des Hohenlieds (Herder, Lieder der Liebe S. 154) heißt es: „Do pei stet ein linde prait, dor unter süll wir sein gemeit." (Cap. 8, V. 14.)

alle singen nach. Als sie bei der Linde angekommen, da hebt sich mit lautem Schalle der Maientanz. Die Jungfrau und ihre Gespielen singen den Reigen (von Stamheim, M. II, 56 b, 4 bis 6). Wer es hört, der eilt herbei: „Ich hört' auf der Heide laute Stimme und süßen Sang, nach der mein Gedanke rang und schwang, die fand ich zu Tanze, da sie sang; ohne Leid ich dahin sprang" (Heinrich von Morunge, M. I, 55 a, 1 v. u.). Jeder trachtet, mit der an den Tanz zu treten, die ihm in die Augen leuchtet: „Wo nun Lieb bei Liebe gaht, da giebt Maie süßen Rath" (M. I, 14 a, 2). Dort steht Einer, der in der Menge Diejenige sucht, von der ihm geträumt, wie neben ihnen die Blüthen vom Baume nieder auf das Gras fielen; aber die üppigen Blumenkränze, Schattenhüte, Blumenhüte (M. I, 14 a, 5. 3 b, 4. II, 81 a, 5) verdecken manch blühend Gesicht: „Mir ist von ihr geschehen, daß ich diesen Sommer allen Maiden muß fest unter die Augen sehen. Was? ob sie geht an diesem Tanze? Frauen, durch eure Güte, rücket auf die Hüte! Wohl mir, säh' ich sie unterm Kranze!" (M. I, 136 b, 6 f.) Ein Andrer schaut behaglich zu, wie seine Schöne am Reigen springt und sich wie eine Weidengerte schwenkt (M. I, 159 b, 1). Jener singt selbst den Reigen: „Einen Umfang mit Armen blank, den wünschet dem, der den Reigen sang!" (M. II, 48 a, 4.) Dort tanzen zwei, die Aller Blicke auf sich ziehen: „Elle und Else tanzen wohl, des man den Beiden danken soll" (M. I, 143 b, 1 v. u.). Auch der bunte Ball wird zwischenhin geworfen und begünstigt ist, wem er aus lieber Hand zufliegt (M. II, 56 b, 1 v. u. 59 b, 2. 75 b, 3. 79 a, 6 f.). Jung und Alt (M. II, 244 a, 1), denn „da ist Niemand alt" (M. I, 117 b, 7. Vgl. Miscellaneen II, 168), Pfaffen und Laien treten an den Ring (Benecke 167. 184), rascher wirbelt der Tanz, Athem und Füße versagen, der Reigen verirrt sich, die Saite wirrt sich: „Schreiet Alle heia! hei! nun ist die Sait' entzwei!" Ein Zärtlicher ruft dazwischen: „Mein Herze muß entzwei!" (Benecke 159. 169. 184. 191. M. II, 63 a, 1. 61 b, 1 u. 64 a, 1.) „Freuden viel hatten sie", sagt der von Stamheim, „ihnen war dort wohl, Gott helfe uns hie!" (M. II, 56 b, 1 v. u.)

Dieses nun ist die kurze Geschichte des Frühlings, die unsrem Minnesang zu Grunde liegt. Auch die höfischern Sänger weisen vielfältig darauf zurück und können ohne jene Grundlage nicht völlig

verstanden werden. Walther von der Vogelweide, dem die geistigere Seite des Minnesangs wohl bekannt ist, hat doch aus jenem Kreise mehrere seiner frischesten Lebensbilder entnommen. Nur im obigen Zusammenhange wird es völlig klar, warum ein so großer Theil der Minnelieder als Frühlings- oder Winterlied erscheint. Der blumige Rahmen ist dem Minnesang eigen geblieben. Die Zustände des liebenden Herzens werden fortwährend mit dem Leben der Natur in Beziehung gesetzt.

Die große Anzahl solcher Lieder, welche mit einem kleinen Gemälde des Frühlings oder Winters beginnen und diesem entweder die Hoffnungen und Freuden des Liebenden, oder seine Klagen über die Ungunst der Geliebten anreihen, läßt sich auf wenige durchgreifende Richtungen zurückführen. Das Einfachste, was mit jener alterthümlichen Grundlage am nächsten zusammenhängt, ist, wenn der Sänger sich freut und zur Freude auffordert, daß die glückliche Zeit des Frühlings und der Liebe wieder angebrochen, oder umgekehrt, wenn er das Scheiden dieser schönen Tage betrauert; überhaupt wenn die Stimmung seines Gemüths mit der Farbe der Jahreszeit zusammentrifft. Anklänge solcher Lieder sind: „Freut euch, Jung und Alt! man sieht wieder manigfalt lichte Blüth' entspringen“ (M. II, 92 a, 2). „Wohl den kleinen Vögelein! wohl der Heide! wohl den lichten Tagen! Die sollen uns zu Freuden scheinen“ (M. II, 54 b, 2). „Maienblüthe und Ihre Güte die sind wohl einander gleich; wo die Rosen stehn in Blüthe, die sind nicht so minniglich, als mein Lieb, des freu' ich mich“ (M. I, 31 a, 7). „In dem lüstesüßen Maien, wenn der Wald gekleidet staht, so sieht man sich schöne zweien Alles, was ein Liebes hat; sie sind mit einander froh, das ist recht, die Zeit will so“ (Ulrich von Lichtenstein, M. II, 33 b, 2). „Ich bin verwundet von zwiefachem Leide, es salben lichte Blumen auf der Heide, so leide ich Noth von einem reinen Weibe“ (M. I, 4 b, 2 v. u.). „Winter und ein ander Leid die geben mir oft sehnenden Muth“ (M. II, 25 b, 3). „O weh, liechte Tage! o weh, Blumen roth! o weh, Vogelsang! o weh, grüner Wald!“ (Museum I, 366.) „Was hat mich die liebe Zeit verfangen, daß so schön der Sommer was? Der ist ohne Freude mir zergangen, o weh Blumen! o weh Gras!“ (M. I, 161 a, 2 v. u.). Eine zweite Weise beruht auf dem Gegensatz, wenn der Liebende in der schönen Zeit

trauern muß, oder in der trüben sich glücklich fühlt. „O weh! daß mir bei lichten, wonniglichen Tagen nicht ein Sommer an dem Herzen wird!" (M. I, 167 b, 5). „Ich hab' erwählt mir selber süßen Kummer, den will ich haben für aller Blumen Schein" (M. I, 15 b, 5). „Es mahnen mich die lichten Tage meiner alten sehnenden Klage" (M. I, 34 b, 5). „Kalte Reifen und Schnee zergehn, unzergangen ist meine Noth" (M. I, 146 b, 3). „Es wintert mir die Sommerzeit" (M. I, 32 b, 4). „Der grüne Klee ist mir ein Schnee, wie schön die kleinen Vögelein singen, mir ist doch weh" (M. II, 48 b, 7). „Der Mai hat manigfalte Blüthe, so hab' ich Sorge manigfalt" (M. I, 36 b, 5). „Was tröstet das, ob ich in Rosen wate bis zum Gürtel?" (M. I, 162 a, 1 v. u.) „Ich muß ohne Wehr verderben, in den vollen Wonnen sterben" (M. I, 36 a, 6. Museum I, 366). „Winter, dir sei widersagt! ich will fröhlich bleiben" (M. II, 91 a, 3). „Die Vög-lein singen uns nicht mehr, doch sing' ich meiner Frauen" (M. I, 193 a, 2). „Wohl nähm' ich eine lange Nacht für tausendfache Blüthe" (M. I, 4 a, 1 v. u.). „Mir schadet Reife nicht, noch Schnee, ich weiß so lachend einen Mund, der wie die neue Ros' entsprießt" (M. II, 21 a, 4). „Für das grüne Laub ihr goldnes Haar will ich immer gerne preisen" (M. II, 209 a, 5). Diese letztere Weise geht endlich da-hin über, daß der Sänger, einzig in seiner Liebe befangen, sich über die Jahreszeit gänzlich hinwegsetzt: „Ich habe mehr zu thun, denn Blumen klagen" (M. I, 68 b, 1). „Hätt' ich nicht andres Leides mehr, so wollt' ich klagen den grünen Klee" (Museum I, 401). „Was klag' ich dummer Vöglein Sang? was klag' ich nicht die schwere Zeit, die ich gedienet ohne Dank?" (Museum I, 346.) „Sommer und Winter beide sind gutes Mannes Trost, der Trost begehrt" (M. I, 110 b, 5). „Ich freue mich gegen dem Maien nicht, noch traur' ich gegen des Winters Zeit" (M. II, 16 a, 4). Ulrich von Lichtenstein tadelt die Wettersorger, die, den Vögeln gleich, im Winter trauern und nur im Sommer Freude haben. Sein Herz ist froh, wie es wittre (Frauen-dienst S. 248. M. II, 37 b, 8). Man sieht übrigens, daß auch der Gleichgültige noch der Naturbilder zum Gegensatze bedarf.

Sowie die Anlage dieser Lieder auf wenigen Grundzügen beruht, so hat auch die Naturschilderung ihre stehenden Bilder. Der Sang der Vögelein, voraus der Nachtigall, das Ergrünen des Waldes, die

laubende Linde, der frische Klee, die Blumen, die aus dem Grase dringen, die lichte, thauige Rose; hinwider das Verstummen der Nachtigall, das „unbesungene" Thal (M. I, 30 b, 2. Vgl. I, 192 b, 2. II, 244 b, 2), das Falben des Waldes und der Aue, die Linde, deren Blätter fallen, die welkenden Blumen, Reif und Schnee, wo man Blumen las. Aber bei all diesen Wiederkehrenden wird der aufmerksame Freund der Poesie sich manigfach angezogen und beschäftigt finden. Nicht bloß daß einzelne Dichter die gemeinschaftlichen Grundformen zu selbständigern Darstellungen ausgebildet haben, sondern es hat auch ein großer Theil der Sänger jenem Gemeingut, in stärkeren oder leiseren Zügen, das Gepräge des eigenen Sinnes und Gemüthes mitgetheilt, besonders aber zeigt sich eine freiere Manigfaltigkeit im Gebrauch der Naturbilder als Gleichnis und zur Versinnlichung. Denn auch darin ist der Minnesang seinem Ursprung treu geblieben, daß er seinen meisten und liebsten Bilderschmuck aus der Natur selbst entnimmt.

Wenn unsre altdeutschen Dichter die Schönheiten der Natur schildern oder bildlich anwenden, so sehen wir die Natur im lichtesten Frühlingsglanz und in der heitersten Frische des Morgens. Wir erfreuen uns des saftigsten Grüns, der hellsten Blüthenfarben, die Sonne durchleuchtet Blumen und Klee (M. II, 244 b, 3), die Blumen tropfen vom Thau, der ihnen eben erst in die Augen gefallen (M. II, 34 b, 6. 78 a, 5). Diese Dichter verstehen es, wie des Sommers Kraft an ungezählten Blüthen und Blumen Farb' in Farbe mischet (M. II, 243 b, 4. Ebend. a, 1. II, 53 b, 2 v. u.). „Viel mancherhande Farbe hat in seinem Kram der Maie; sind gelb, grün, roth, sind blau, braun, blank, sind wonniglich entsprungen" (M. I, 59 a, 2). „In schöner Grüne grünt das Thal, aus Röthe gläftet Roth, hie gelber Gelb, dort blauer Blau, dort weißer Lilien Schein; Gott färbet Farbe viel der Welt" (M. II, 50 b, 3). Der Sinn für malerisches Farbenspiel erweist sich in manchem lieblichen Blumenstück. Aus dem jungen grünen Grase lächeln die lichten Blumen hervor, als wollten sie einen Gruß uns ablocken (M. II, 180 a, 4). Aus grünen Ästen glänzen weiße Blüthen (M. I, 44 b, 3) und die Rosen stehen in ihrer besten Röthe, wie es grünem Hage behagen soll (M. II, 54 b, 2. Vgl. II, 52 a, 6). Ein heimliches Plätzchen wird uns ausgemalt, eine dichte Gruppe vielfarbiger Blumen, mit dem Blatte des Klees untermischt, darüber die breite Linde, auf der die Vöglein

singen, sich ihres grünen Laubes rühmet (M. I, 175 a, 4. Vgl. II, 167 b, 5. I, 115 a, 2).

Die lichte Frühlingszeit, die glänzende Blumenwelt müssen denn auch ihr Bestes zum Preise der Geliebten herleihen. „Sie Sonnenblick, sie Maienschein, sie Vogelsang!" (M. I, 184 b, 1 v. u.) „Sie wohl geblühtes Maienreis" (M. I, 178 b, 4). „Mein's Herzens spielende Maiensonne!" (M. II, 38 a, 2 v. u. Vgl. 39 a, 2 v. u.) „Der Schein, der ihr von Augen geht, der macht mich schön erblühen" (Museum I, 435). „Könnten Vögel recht erschauen, sie erkören sie zur Frauen statt der lichten Sommerzeit" (M. I, 84 a, 6). Vor Allem aber ist die Rose der beliebteste Schmuck, und zwar die Rose im Maienthau, so recht in ihrem köstlichsten Jugendschimmer. Erst dient sie überhaupt zum Bilde herrlicher Frauen. „Was vergleichet sich der Wonne, da eine Ros' im Thaue steht? Niemand, denn ein schönes Weib, die mit rechter Weibesgüte wohl kann zieren ihren Leib" (M. I, 194 a, 1). „Sie Rose in Maienthaue!" (M. II, 99 b, 3.) „Rose ob allen Weiben man sie nennen soll" (M. I, 61 a, 3, auch Benecke 229 f.). „Sie ist meine blühende Rose, gewachsen sonder Dorn" (M. I, 184 b, 1 v. u.). „Eine Rose gegen wilden Dorn ist sie bei andern Frauen" (M. I, 193 a, 3). „Ich bin froh von einer Rose, die kann sprechen süße Wort'" (M. II, 40 a, 5). „Mir träumt' ein Traum, wie ein Rosenbaum, hoch und schlank, mit zwei blühenden Ästen umfienge mich" (M. II, 209 a, 6). Oft bezeichnet die Rose, in Zusammenstellung mit der Lilie, der Frauen blühende Gesichtsfarbe, zumal wenn die Liebe mit dieser Farbe spielt. „Ihre wohlgestellten Wängel sind gefarb, wie eine thauige Rose roth" (M. I, 148 b, 4). „Rosen roth gestreut auf weißen Schnee sind der Lieben unter Augen" (M. II, 209 a, 4). „Ob sie mir weder Trost noch Hülfe bot, doch ward ihre Farbe lilienweiß und rosenroth" (M. I, 54 a, 3). „Thauige Rose gegen der Sonne, die sich aus der Hülle hat zerspreitet, stehn ihr Lilien nahe bei: die viel Lose hat mit Güte dieser zweier Blumen Schein" (Benecke 194. M. I, 59 b, 2). Lilien und Rosen bedeuten aber auch der Frauen sittliche Reize: „Könnet ihr mit Züchten fröhlich sein, so stehn Lilien wohl den Rosen bei" (M. I, 115 a, 2). Auch der rothe Mund und sein süßer Kuß nehmen, wie leicht zu erachten, die Rose zum Bilde. „Ihr Mund steht in süßer Blüthe, wie in Thau

eine lichte Rose roth" (M. I, 197 a, 3). „Dein Mund ist röther, denn eine lichte Rose in Thaues Blüthe" (M. I, 130 b, 1). „Recht als eine Rose, die sich aus der Knospe läßt, wenn sie des Thaues gehrt, so bot sie mir den süßen rothen Mund" (M. I, 2 a, 4). „Küssen ist der Minne Rose" (Miscellaneen I, 111). Einen dieser Sänger bringt der rosenfarbe Mund seiner Geliebten auf den Einfall, als habe sie eine rothe Rose gegessen (M. I, 25 a, 5). Besonders aber ist das Lachen oder Lächeln schöner Frauen rosig und rosenbringend. „Was kann Trauren baß verschwachen, denn ihr zartes röselichtes Lachen?" (M. I, 200 a, 1 v. u.) „Rosenroth ist ihr das Lachen, der viel lieben Frauen mein" (M. II, 52 b, 6). „Wenn die Heide baar der Blumen liegt, dennoch seh' ich Rosen, wenn ihr rothes Mündel lachet" (M. II, 22 b, 2). „So oft ich meine Frau ansehe, ist mir, wie Alles Rosen trage" (M. I, 3 a, 1 v. u.). Dieses hängt mit dem alten Mährchenglauben vom Rosenlachen, von rosenlachenden Leuten zusammen. Es soll begabte Menschen geben, von deren herzlichem Lachen Berg und Thal, Laub und Gras voll Rosen werden. Der Freude blüht ja die Welt [1]. Unter den Minnesängern hat der Graf von Toggenburg in seinem glänzenden Rosenliede diesen lieblichen Glauben am klarsten und vollständigsten behandelt. Blumen, Laub, Klee, Berg und Thal und all des Maien sommersüße Wonne sind ihm gegen die Rose fahl, die seine Fraue trägt. Die Sonne erlöscht in seinen Augen, wenn er die Rose schaut, die aus einem rothen Mündel blüht, wie die Rosen aus des Maien Thaue. Wer hier jemals Rosen brach, der mag wohl in Hochgemüthe schweben. Was je der Sänger Rosen sah, nimmer sah er doch so lose Rose.

[1] Über das Rosenlachen s. J. Grimm, Erläuterung einer Stelle aus Apollonius von Tyrland, Altdeutsche Wälder Bd. I, S. 72 bis 75. Daselbst ist auch das Minnelied des Grafen von Toggenburg erläutert. Noch findet man in Schwaben die Geschlechtsnamen Rosenlächler, Rosenlächer. (Christliche Kunstsymbolik und Ikonographie, Frankfurt 1839, S. 30: „S. Angelus. In Karmeliterkleidung; mit Rosen und Lilien; oder Rosen und Lilien fallen ihm aus dem Munde. Anspielung auf die Legende, daß ihm einst während der Predigt solche Blüthen aus dem Munde gefallen seien. Er hatte den Berg Karmel auf göttlichen Befehl verlassen und predigte in Sicilien, wo er von den Andersgläubigen den Tod des Märtyrers erlitt.")

Was man der Rosen brichet in dem Thal, da sie die schönen machet, alsbald ihr rother Mund eine andre, tausendmal so schöne, lachet (M. I, 10 b, 1 v. u. f.)[1].

Die blühende Farbe dieser Naturbilder ist unverkennbare Folge der Treue und Innigkeit, womit unsre Sänger das Leben der Natur beobachteten und erfaßten. Mit welcher herzlichen Theilnahme klagen sie oft die Noth der Blumen und der Vögel bei einbrechender Winterszeit! „Winter, was hat dir gethan die minnigliche Blüthe und der kleinen Vöglein süßes Singen?" (M. I, 4 a, 1 v. u.) „Seit so ungelaubet steht der Wald, wo nehmen die Vögelein Dach?" (M. II, 109 b, 1. Vgl. M. I, 193 a, 1 v. u. 197 b, 1.) Der trauliche Verkehr, worein sich unsre Dichter mit den geflügelten „Waldsingern" (M. I, 148 a, 4. H. Georg V. 5849) setzen, zeigt uns noch auf besonders anziehende Weise ihr gemüthliches Leben in und mit der Natur. Sie merken wohl auf der Vöglein verschiedene Weise und wie jegliches seine Stimme sonders singt (M. II, 56 a, 1). „Die Lerche lüftet ihr Getöne, daß ihr Schall auf durch die Wolken dringet" (M. I, 12 b, 2 v. u.). „Süße Luft durchtönet der Lerche Sommergruß" (M. II, 244 b, 3. Vgl. II, 92 b, 3). „Man hört kleine Vögelein in den Auen überall, Drosseln, Lerchen und die Zeise tönen wonniglicher Weise mit der freien Nachtigall" (M. I, 191 b, 1). „Aus dem Laube singt der Wittewal (die Goldamsel), Drossel hoch auf Waldes Wilde, Lerch' ob dem Gefilde, in den Auen tönt die Nachtigall" (M. I, 203 a, 2). „Der Wald ist neues Laubes reich, ihn freun der Vöglein Töne, sie haben wonniglichen Schall, voraus die liebe Nachtigall, der Sang ich hohe kröne" (M. I, 184 b, 2. Vgl. II, 182 a, 5). „Höret! wie die freie Nachtigall süßen Schall durch Wälder in Auen tönet!" (M. I, 13 b, 2.) „Da hört man die Nachtigall auf dem blühnden Reise singen lobelichen Schall" (M. I, 13 b, 1 v. u. Vgl. I, 14 b, 1. 4). „In der blühnden Blüthe Schein tönet wohl die Nachtigall" (M. I, 198 b, 4). „Hoch

[1] Dieser Mythus vom Rosenlachen findet sich auch in einem neugriechischen Volksliede bei Fauriel, Chants populaires de la Grèce moderne u. s. w. Bd. II, S. 382: 'Οπού γελᾷ, καὶ πέφτουνε τὰ ῥόδα 'ς τὴν ποδιάντης, Und wenn sie lacht, so fallen ihr die Rosen in die Schürze. [Vgl. Schriften III, S. 420. 421. H. Grimms deutsche Mythologie S. 1055. Simrocks deutsche Mythologie S. 360. Liebrechts Pentamerone von Basile 2, 86. K.]

und leise singet die Nachtigall" (Museum I, 382). „Sei willkommen, Frau Nachtigall! dein Ton ist mancher süßen Stimme reich am Morgen" (M. II, 58 b, 5). „Ihr Getöne, seltsam und wilde, sang die liebe Nachtigall" (M. II, 201 b, 2). „Die Nachtigall die sang so wohl, daß man ihrs immer danken soll" (Museum I, 386). „Geehret sei die Sängerin, die des Zweiges hüte! Immer muß Sie selig sein, die da zu den Vögelein setzet mein Gemüthe" (M. I, 189 a, 3). So innig ist das Gemüth unsrer Liederdichter zu den Singvögeln gesetzt, daß sie mit ihnen recht in einen Bund der Freundschaft und Kunstgenossenschaft getreten sind. „Mit den Vöglein will ich singen" (M. I, 31 a, 5. II, 220 b, 3. I, 170 a, 3). „Mit denen will ich freuen mich der frohen Zeit" (M. II, 92 a, 2. II, 168 b, 2). „Ihr Vögel, singet euren Sang! so sing' ich mit" (M. I, 166 b, 2). „Singen Vöglein, so sing' ich der Süßen" (M. I, 192 b, 2). Die Vöglein empfahen singend die schöne Zeit (M. I, 21 a, 2. 3), sie loben mit Gesange den Mai (M. I, 23 a, 2 v. u. 167 b, 5), sie freuen sich der spielenden Sonne, wenn sie über dem Berg aufgeht (M. I, 193 b, 1 v. u.). Ihnen vergleicht sich der Minnesänger: „Vöglein singen Lob des Maien Scheine, so sing' ich von guten Weiben, was ich allerbestes kann" (M. II, 34 b, 6. 7). „Die Nachtigall freut sich, daß Heide und Wald stehn in wonniglicher Schaue, so freu' ich mich, daß meine Fraue ist also wohlgestalt" (M. I, 193 b, 3). „Gegen Ihrer süßen Güte freut sich mein Gemüthe, wie die kleinen Vögelein, so sie sehen den Morgenschein" (M. II, 102 b, 3). Auch zu Gegensätzen führt den Dichter die Vergleichung seines Lebens mit dem der Vögel. Er kann sich nicht mit ihnen der Blüthe freuen (M. I, 7 a, 1 v. u.), ob sie hoch oder nieder singen, er muß bei Einer Klageweise bleiben (M. I, 145 a, 5). Umgekehrt rühmt er sich, daß er beim Reife Neues singen könne, während die Maienluft den Vögeln stets nur ihren alten Ton bringe (M. I, 148 a, 4). Er beneidet nicht die Frühlingslust der Vögel, schweigen sie doch all den Winter stille (M. I, 20 a, 4. Weingartener Handschrift S. 56). „Wenn ihre Freud' ein En'de hat, so bin ich, will de Gute, freudenreich" (M. II, 104 b, 2). War er im Sommer der Genosse der singenden Vögelein, so ist er im Winter ihr Stellvertreter. Statt ihrer will er der Schönen singen (M. I, 13 b, 4). „Ich will den Winter empfahen mit Gesange, alle schweigen stille die

kleinen Vögelein" (M. I, 6 b, 3). „Vögel, die hellsten und die besten, all des Maien Zeit sie wiegten mit Gesang ihre Kinder; da schlief nicht die Nachtigall, nun wach' aber ich und sing' auf Berge und in dem Thal" (M. I, 148 a, 5). Das Vöglein ist wohl auch der sichre Vertraute heimlicher Liebesfreuden unter der Linde: „Nimmer Niemand befinde das, denn Er und ich, und ein kleines Vögelein! das mag wohl getreue sein" (M. I, 113 b, 2 v. u.). Oder es wird als Liebesbote abgesendet: „Nachtigall, gut Vögelein, meiner Frauen sollt du singen in ihr Ohr" (M. I, 45 b, 3. Vgl. Miscellaneen II, 199 u.). Oder der Sänger wird völlig eins mit ihm: „Dieses Lied hat euch gesungen vor dem Wald ein Vögelein" (M. I, 194 a, 1). In Liedern dieser Art klingt denn auch der Nachtigallschlag, ein „Tandarabei" oder „Deiliburei", wiederkehrend durch die Worte des Liedes (M. I, 113 b, 4 bis 7. 45 b, 3 bis 5). Überhaupt ist man zu glauben versucht, diese Dichter hätten ihre manigfaltigen und wohlklingenden Weisen den befreundeten Waldvögeln abgelauscht. Gotfrid von Straßburg bezeichnet im Tristan V. 4750 ff. die Liederdichter als Nachtigallen, die ihre süße Sommerweise singen. Von einer derselben (Walthern von der Vogelweide) sagt er: „Hei! wie die über Heide mit hoher Stimme schallet! was Wunders sie stellet! wie spähe (kunstvoll) sie organieret! wie sie ihren Sang wandelieret! Die soll der andern Leiterin sein, die weiß wohl, wo man suchen soll der Minne Melodie." Und wirklich sind die tönereichen Sänger des Frühlings und der Minne mit nichts so treffend zu vergleichen, als eben mit der Nachtigall, die, nach der Schilderung unsrer Lieder, auf blühendem Zweige sitzend, ihren unerschöpflichen Gesang ausströmt.

Als Beispiele freierer, über die herkömmlichen Wendungen der Frühlings-Poesie sich erhebender Darstellung führen wir an: ein Lied Walthers von der Vogelweide, worin er vergleicht, was dem Auge besser thue, die Wonne eines Maimorgens oder die Erscheinung einer herrlichen Frau: „Der Maie bringe uns all sein Wunder, was ist denn da so Wonnigliches unter, als ihr viel minniglicher Leib? Wir lassen alle Blumen stehn und gaffen an das werthe Weib" (M. I, 116 a, 1. 2. 5). Dann was Kristan von Hamle singt: „Ich wollte, daß der Anger spräche, wie der Sittich im Glas, und er mir dann recht sagen wollte, wie gar sanft ihm neulich war, da meine Fraue Blumen von ihm las

und ihre minniglichen Füße rührten auf sein grünes Gras. Herr Anger, was ihr Freuden mustet erleben, da sie ihre weißen Hände nach euern Blumen bot! erlaubt mir, daß ich meine Füße setze, wo Sie gegangen! Herr Anger, bittet, daß mir Kummer büße ein Weib, nach der mein Herze steht! so wünsch' ich, daß Sie mit bloßen Füßen noch heuer müsse auf euch gehn, dann schadet euch nimmer Reif noch Schnee; wird mir von Ihr ein lieblich Grüßen, so grünet mein Herze, wie euer Klee" (M. I, 46 b, 4 bis 6). Endlich das schöne Gedicht Herzogs Heinrich von Breslau, wie er dem Mai, der Sommerwonne, der lichten Heide, dem glänzenden Klee, dem grünen Walde, der Sonne, der Göttin Venus selbst, die Strenge der Geliebten klagt und Hülfe verlangt. Da will der Mai seinen Blumen, Rosen und Lilien, gebieten, daß sie vor ihr sich zuschließen; die Sommerwonne will der kleinen Vöglein süßen Fleiß gegen ihr verstummen lassen; die Heide will sie fahen, wenn sie nach lichten Blumen geht, und sie dem Sänger fest halten; der Klee will ihr in die Augen leuchten, daß sie schielen muß; der grüne Wald will sein Laub abbrechen, sie gebe denn dem Sänger holden Gruß; die Sonne will sie durchhitzen, daß kein Schattenhut ihr helfe; Venus will ihr Alles entleiden, was minniglich geschaffen ist. O weh! ruft da der Sänger, ihr zarter Leib der möcht' es nicht erleiden; laßt mich eh' sterben, Sie genesen! (M. I, 3 b, 1 bis 5.)

Die Treue, womit der Minnesang die Naturbilder als seinen eigenthümlichen Schmuck und Ausdruck bewahrt hat, muß uns besonders einleuchten, wenn wir die erzählenden Rittergedichte damaliger Zeit zur Vergleichung nehmen. Während in diesen die weibliche Schönheit im reichsten Glanze festlicher Gewande und edler Gesteine aufgeführt wird, so erscheint sie in den Minneliedern nur mit dem einfachen Blumenkranze geschmückt. Es ist merkwürdig, wie wenig von jenen glänzenden und beliebten Beschreibungen der Kleiderpracht auf den Minnesang übergegangen ist. Nur selten tritt der Rubin an die Stelle der Rose, als Bild des durchleuchtig rothen Mundes (M. I, 47 b, 2. 148 b, 5. 184 b, 5). Nur flüchtig einmal heißt es: „Ich sah die viel Minnigliche vor mir stehn in reicher Wat" (M. I, 4 a, 3). Mehr nur allegorisch, und bei Späteren, doch fast immer mit Naturbildern untermischt, wird der Kleidung erwähnt: „Nun hat der Mai Wald, Heide, Aue wohl bekleidet mit mancher wonniglichen, spähen Wat; also hat

meines Herzens Fraue sich bekleidet: weibliche Güte, Schöne und Ehre, dabei reinen Muth, dieß Gewand trägt die viel Hehre" (Museum I, 378. Vgl. M. II, 94 b, 5 ff. 106 a, 1. 126 b, 2. 230 b, 3). Statt die Naturbilder zu verdrängen, muß vielmehr der Kleiderschmuck dazu dienen, sie anschaulicher hervorzuheben. Man freut sich und dankt, daß der Maie Wald und Aue so wohl bekleidet (M. I, 197 a, 1. Benecke 227. 253. 256); die Heide ziert sich gegen den Maien in ihr bestes Gewand (M. II, 56 a, 2); in grüner Wat empfängt sie die liebe Sommerzeit (M. I, 180 b, 4); sie hat Blumen auf ihrem sommerlichen Kleide, der freut sie sich (M. I, 199 a, 1 v. u.); Rosen sind ihr bestes Kleid (Museum I, 368). So wird denn auch der Wald beklagt, daß er unbekleidet sei (Museum I, 371. Benecke 225), und der Mai, daß ihm der arge Winter seine wonniglichen Kleider zerführe (Benecke 223. Vgl. M. I, 195 b, 1). Man denkt sich den Sommer gern als einen milden Herren, der seinen Hof und die Gehrenden mit schönen Kleidern beschenkt (M. II, 103 b, 3. 244 a, 2). „Wes Muth zu Freuden sei gestellt, der schaue an den viel grünen Wald, wie wonniglich gekleidet der Mai sein Ingesinde hat von reicher Farbe in lichte Wat!" (M. I, 14 b, 4.) Der Sommer giebt die Kleider, der April hat sie gemessen und der Mai geschnitten, wie der witzige Schulmeister von Eßlingen sagt. Dafür läßt er denn auch das Lob jenes milden Gebers von den Vögeln, wie von fahrenden Leuten, weit in den Landen um die Wette singen und pfeifen (M. II, 94 b, 5. Vgl. Benecke 236).

Die Minnesänger haben, auch wenn sie von Andrem, als der Minne, singen, die Naturbilder darauf übergetragen. So auf das Lob gesangliebender Fürsten, wovon wir noch besonders handeln werden. Selbst die Geisel des Straflieds verwandelt sich in ihren Händen in einen Blüthenzweig. So klagt ein trefflicher Sänger[1] im Frühling, daß die Blumen Mancher trage, der nicht Laubes wäre werth. Er beklagt Blumen und der kleinen Vöglein Sang, die er beide den Schlechten misgönnt. Den Vöglein wünscht er, daß sie die Leute besser unterschieden. Würde den Leuten gesungen, nachdem ihr Herz stehe, so möchte Jeder sich selbst erkennen, was er Tugend habe. Wem die Nachtigall sänge, der möchte sich freuen; dagegen würde

[1] Schwerlich Walther von Mezze, unter dessen Namen das Lied steht.

ein Fingerzeigen, wenn Einem der Kukuk sänge oder ein Distelfink, den erkennte man daran, als einen Tugendlosen; wie viel müste solcher sein! (M. I, 166 a, 3 bis 5. Vgl. M. II, 202 a, 3. 203 b, 5. 244 a, 2.) [1]

Auch die Gräber noch werden mit dem Schmucke des Frühlings bekränzt. Ulrich, Schenk von Winterstetten, klagt den Tod seines Bruders in einem Frühlingsliede (Benecke 262). Reinmar der alte läßt die Gemahlin Lüpolts, muthmaßlich des Herzogs von Österreich, den Tod ihres Gatten beklagen: „Sie sagen, der Sommer der sei hie, die Wonne die sei kommen. Was bedarf ich wonniglicher Zeit, seit aller Freuden Herre, Lüpolt, in der Erde liegt?" (M. I, 68 a, 2.) [2] Ähnliche Todtenklage einer Frau giebt Hartmann von Duwe: „Dies wären wonnigliche Tage, wer sie mit Freuden möchte leben, nun hat mir Gott eine schwere Klage zu dieser schönen Zeit gegeben" (M. I, 183 a, 7).

So weit mag es für jetzt genügen, die Naturseite des Minnesangs dargelegt zu haben. Sie wird sich uns später wieder in andrer Beziehung nachdrücklich herausstellen. Vorerst war es darum zu thun, das Leben der Natur als ursprünglichen und fortwirkenden Bestandtheil des Minnesanges aus den Liedern selbst zu entwickeln. Die Sänger bestätigen aber auch ausdrücklich diese genaue Verbindung. So der wandernde Walther von der Vogelweide: „Gerne wollte ich, möcht' es sein, bei eignem Feuer erwarmen; ahi! wie ich dann sänge von den Vögelein, von der Heide und von den Blumen, wie ich weiland sang! Welch schönes Weib mir gäbe dann ihr Habedank, der ließ' ich Lilien und Rosen aus den Wängeln scheinen" (M. I, 131 a, 2 v. u. Vgl. M. I, 154 a, 3). Weiterhin der Marner, von den älteren Meistern sprechend: „Die sangen von der Heide, von den Vögeln, wie die Blumen sind gefarb" (M. II, 173 a, 3). Und spät noch Meister Friedrich von Suonenburg: „Ich sänge auch wohl von Minnen Lied und von

[1] Suochenwirt XXIII, 74 bis 77: Ich wolt, wer hiet so valschen sin, Daz neben aus dem munde sein Die zende wüechsen als einem swein; Da möcht man in derchennen pey u. s. w. [Vgl. K. Bartsch, Deutsche Liederdichter des zwölften bis vierzehnten Jahrhunderts, Leipzig 1864. 8. S. 345. H.]

[2] Lachmann, Auswahl S. 210, läßt in diesem Liede die Welt sprechen.

des Maien Thaue" (M. II, 213 b, 1. Vgl. I, 169 a, 3. II, 69 a, 2. 117 a, 4. Flore 819 bis 823. 945. 2302). Einen Inbegriff und Wahlspruch dieser ganzen Dichtungsart aber geben uns die schönen Worte Steinmars: „Ich will grünen mit der Saat, die so wonniglichen staht; ich will mit den Blumen blühen und mit den Vöglein singen; ich will lauben wie der Wald, wie die Heide sein gestalt; ich will mich nicht lassen mühen, mit den Blumen all zu springen; ich will zu Liebe meiner lieben Frauen mit des viel süßen Maien Thaue thauen; das ist mir Alles nicht zu viel, wenn Sie mich trösten will" (M. II, 109 a, 1).

III.

Minnesang und Ritterleben.

Die andre Seite des Minnesangs, zu deren Betrachtung wir jetzt übergehen, beruht auf den Einrichtungen und Verhältnissen des geselligen Lebens.

Die heitre Frühlingslust, das Blumenlesen und die Maientänze treten mehr und mehr in den Hintergrund. Die Bilder des Frühlings dienen zum Gegensatze der trüben Stimmung des Dichters, wie wir bereits an Beispielen gesehen. Der Ton der Klage wird vorherrschend, Lieb und Leid sind innig verschmolzen. Wohl ist die Sprache der Sehnsucht und Liebe von Natur elegisch; aber hier ist bestimmter, fortwährender Anlaß der Klage: Trennung und Versagen, vergeblich Bitten, endlos Werben, fruchtloser Dienst. Dazwischen spielen die Lichter der Hoffnung und der Freude; doch der süßeste Lohn, das höchste Ziel, ist nicht ein ruhiges und dauerndes Glück, vielmehr streng verheimlichtes Einverständnis, Augenblicke verstohlener Wonne, voll Gefahr für Leben und Ehre (I, 95 b, 2 v. u. 100 a, 1 v. u.). Die tiefste Unterwürfigkeit, das zarteste Lob der Frauentugend finden wir mit dem kühnsten Anspruch, der unverhüllten Absicht der Bewerbung seltsam gepaart. Offenbar ist dieses nicht der Gang freier Naturentwicklung; die Neigung kämpft mit Verhältnissen, die Liebe schafft sich ihr eignes Gesetz, äußern Einrichtungen zum Trotze. Eben diese Einrichtungen und Verhältnisse, wie sie geschichtlich vorliegen, sind daher ein weiteres Element des Minnesangs, nur sie können uns über jene räthselhaften Erscheinungen Aufschluß geben.

Es ist bekannt, wie scharf im Mittelalter die Stände geschieden waren. Manigfach war die Abgrenzung nach den Rechten der Geburt, nach den Rangstufen des Heerschildes (vgl. M. II, 239 a, 3), nach

den Verhältnissen der Lehens- und Dienstmannschaft. Solche Begriffe von Geburtsrecht und Standesehre musten manchem Herzensbunde unerbittlich entgegenstehen. Je beschränkter überdem in jener Zeit die allgemeinen Bürgschaften der Sicherheit waren, um so mehr muste jedes Haus bei Heirathsfällen darauf Bedacht nehmen, sich durch mächtige Verwandtschaft, hülfreiche Nachbarschaft oder künftige Erbschaft zu verstärken. Manche Lehenserbin war in der Wahl ihres Gemahls an die Einwilligung des Lehnsherrn gebunden (Wilken, Geschichte der Kreuzzüge I, 342, Note 91). Und wie mancher arme Dienstmann, Theilhaber eines kleinen Lehens oder nachgeborne Sohn mochte niemals dazu gelangen, sich einen eigenen Haushalt zu begründen! Mehrere Sänger der Minne gehören zwar hohen Geschlechtern an, aber gerade die eigentlichen Meister, welche die Richtung der Dichtkunst vorzüglich bestimmten, waren solche Stiefkinder des Glücks und wanderten unstät umher. Das vereinzelte Leben auf den Burgen währte fort, aber die freieren Vergnügungen, welche wir früher geschildert, wurden mehr noch als Sache der geringeren Stände betrachtet; an ihre Stelle traten prächtige Hofhaltungen und Ritterfeste, bei denen der Sänger hohe Frauen glänzend und unerreichbar vorüberwandeln sah.

Wir verfolgen nach diesen Andeutungen die Entwicklung des Minnesangs.

Vielfältig klagen die Sänger, daß sie den Gegenstand ihrer Liebe so selten sehen (M. I, 5 a, 1. 33 b, 4. 5. 46 a, 5. 137 b, 4. 169 a, 7. 181b, 7. 186 b, 1. II, 104 a, 3. 182 b, 2. Museum I, 401, 4). „Freude und alle Seligkeit hätt' ich genug, wer mich Sie nichts denn ließe sehen" (M. I, 82 a, 1 v. u.). Auch dieses seltene Sehen war noch verkümmert durch die „Hut," „Spähe," „Melde" der argwöhnisch beobachtenden Umgebung. Kein Wort der Liebe darf laut werden, jeder freundliche Blick wird zum Bösen gekehrt (M. I, 68 b, 1 v. u. f. 194 a, 4. Museum I, 412, 1). Die Geliebte allein zu finden, ist ein besondres Glück, eine theure Hoffnung (M. I, 110 b, 2. 176 a, 5. 182 b, 5. II, 115 b, 4). Eine wichtige Rolle spielen daher im Minnesange die „Merker", auch „Melder" (M. I, 24 a 1. 27 b, 2 v. u. II, 91 b, 1 v. u. 258 a, 3), „Hüter" (M. I, 52 b, 3), „Rüger" (M. I, 19 a, 1 v. u.), „Neider" (Museum I, 391) u. s. w. genannt, jene feindseligen Freudenstörer, die, wenn sie könnten, dem Walde sein Laub und der Heide

ihr Blühen verbieten würden (M. I, 6 b, 5). Mochte nun Misgunst, Eifersucht, grämliche Strenge, Spottsucht, Klätscherei, oder wohl auch pflichtmäßige Aufsicht und wohlmeinende Fürsorge der Antrieb solches Merkens und Meldens sein, in jedem Fall war dasselbe dem Liebenden hinderlich und verhaßt. Daher denn auch die vielen und heftigen Verwünschungen, welche gegen die Merker ausgestoßen werden. „In den Zeiten, da die Rosen erzeigen manches schöne Blatt, so flucht man den Freudelosen, die da Rüger sind an mancher Statt“ (M. I, 19 a, 1 v. u. Vgl. I, 166 b, 4). Bald wird ihnen das Reis gewünscht, daran die Diebe ihr Ende nehmen (M. I, 18 b, 1 v. u. Museum I, 392), bald, daß sie in Steine verwandelt oder von Weib und Kind hinweg auf das Meer verschlagen werden (M. I, 6 a, 2. 3), daß sie in der See ertrinken (M. I, 43 a, u.), oder daß ihnen der Neid das Herz zerschneide (M. I, 19 b, 4). Vor den Kirchen sollten sie knieen müssen, der Blumen Schein und der Vöglein Sang sollt' ihnen nicht zu statten kommen (Museum I, 391. M. II, 63 a, 1. Vgl. noch M. I, 94 a, 4. 114 a, 4. 160 b, 6. II, 90 a, 4). Selbst Frauen rufen wehe über die Merker, über die tausend Augen, die des Geliebten wahrnehmen (M. I, 95 b, 5 bis 7. 96 a, 2. 97 b, 2). Öfters ergeben sich auch die Sänger in dieses Ungemach, denn wer kann große Freude haben ohne Kummer? (M. I, 92 a, 2. Museum I, 409, 2.) Oder sie ergreifen den Gegensatz und preisen sich glücklich, daß sie gehaßt und beneidet werden, oder verlangen nichts so sehr, als solchen Neid wirklich zu verdienen (M. I, 6 b, 4. 15 b, 2 v. u. 19 a, 4. 49 a, 3. 61 b, 3. 4. 62 a, 4. 91 b, 2 v. u. bis 92 a, 2. 122 a, 1. 2. 125 a, 1. 173 a, 3. 177 b, 1. II, 158 b, 4). Friedrich von Husen meint, es sei besser, daß man seiner Liebsten hüte, als daß Jeder vor ihr zu seinem Schaden sprechen könnte (M. I, 94 b, 5. 6). Ulrich von Lichtenstein, mit dem Doppelsinne spielend, zieht das Merken dem Übersehen vor, wo es den Werth guter Frauen zu merken gelte; er lobt das rechte Hüten, wenn Frauen ihre Ehre vor böser Sitte zu behüten wissen, und an der Seinigen mist er das Eine, daß sie seinen langen Kummer und getreuen Dienst nicht „merken“ wolle (M. II, 30 a, 5 bis 30 b, 2). Er wünscht, daß sie ihn vor Sorgen und Unmuth hüten möge; Hüten ist den Sehnenden leid, doch so wonnigliches Hüten wär' ihm eine Seligkeit (M. II, 30 b, 5. 6). Die Lehren einer Mutter an ihre Tochter (die Winsbekin) ver-

breiten sich gleichfalls über diesen Gegenstand: „Schieß wilder Blicke nicht zu viel, wo lose Merker bei dir sind!" „Es heißen wilde Blicke wohl, wenn Eine für sich sehen soll und läßt die Augen fliegen hin" (M. II, 258 a, 1. 3). „Ich will dein, Tochter, hüten nicht, dein steter Muth dein hüten muß" (259 b, 4). „Ein reines Weib, in Tugend werth, die wohl ihrer Ehre hüten kann und nichts, denn steter Treue, gehrt, die soll man selber hüten lan" (259 b, 5).

Manchmal wissen aber auch die Liebenden die Hut zu täuschen, wie der Hase das Windspiel (M. I, 20 b, 1. 73 b, 3. 94 a, 5).

Milon von Sevelingen giebt zu diesem Zwecke dreierlei Regeln. Die eine ist, zu Allem zu schweigen, was die Merker sprechen; die zweite und wichtigste, wohl zu hehlen; die dritte, rasch vorzuschreiten, bevor man es inne werde (M. I, 97 a, 2. 3). Strenge Bewahrung des Geheimnisses wird auch sonst vorzüglich empfohlen (M. I, 31 a, 1 v. u. Museum 1, 407). Der Sänger will es gern ertragen, daß die Geliebte, die Hut zu trügen, sich ihm scheinbar entfremde (M. I, 56 b, 4. 117 b, 3. 4). In dunkle Wolken birgt sich oft der Stern, so möge sie die Augen von dem Freunde ab auf einen Andern wenden, damit Niemand wisse, wie es unter ihnen Beiden stehe (M. I, 38 b, 1 v. u.). Und zuletzt noch ist es des Liebenden Trost, daß keine Hut ihm wehren könne, die Erkorne im Herzen zu tragen (M. I, 94 b, 2 v. u. 109 a, 2)[1].

Ein stiller, inniger Genuß ist es auch, wenn er die Entfernte loben hört: „O weh, daß ich Sie fremden muß und soll! wollt ihr, daß mein Herze das nicht weine? So man der Guten gedenket also wohl, so komm' ich vor Freude in so weh thu'nde Noth, daß man mich oftmal siehet bleich und roth; da dünket mich, sie stehe mir vor den Augen und heimlich seufz' ich mit lachendem Munde" (M. I, 17 b, 6). „Wohl mir, wohl mir, daß die Weisen müssen Sie von Rechte preisen! daß Sie das verdienet hat, davon kommt mir manchmal heimlich Freudenthau aus zu den Augen, der aus Herzensgrunde geht" (M. II, 37 a, 5. Vgl. I, 33 b, 6. 49 b, 5. 78 a, 4. 146 a, 6. 146 b, 2).

Das nothwendige Geheimnis der Minne bringt mit sich, daß die Sänger ihre Schönen nicht bei Namen nennen. Sie treiben manchmal,

[1] M. I, 83 b, 5: Si (die Minne) wehset von huote.

ausweichend, mit den Fragern ihren Spott: „Ich nenne Sie. Wann? Jetzt wird Sie genannt; nein, es füget weder mir noch Ihr" (M. I, 58 b, 3). Oder: „Gnade und Ungnade, diese zween Namen hat meine Frau" (M. I, 122 a, 7. Vgl. I, 110 b, 3). Wenn Walther von der Vogelweide singt: „Meines Herzens tiefe Wunde die muß immer offen stehn, sie werde denn heil von Hiltegunde" (M. I, 136 b, 5), so hat er doch nur die Neugierigen zum Spotte; Walther, des Sängers Name, und Hiltegunde sind aus dem Heldenlied als zusammen gehörend bekannt (Lachmann, Walther von der Vogelweide S. 189). Nur in den Tanzliedern werden lange Reihen von Mädchennamen aufgerufen. Erdichtete Namen von mancherlei Bedeutung, wie die Provenzalen sie lieben, sind in unsrem Minnesange nicht gewöhnlich. Friedrich dem Knecht hat sich jedoch die Schöne selbst, auf sein Befragen, „Je länger je lieber" genannt, schade nur, daß er ihr „Je länger je leider" heißt (M. II, 115 b, 4. 5). Aus den Wortspielen des Grafen von Toggenburg und des Schenken von Landeck läßt sich errathen, daß ihre Geliebten „Gute" geheißen (M. I, 12 b, 1 bis 4. 203 a, 3 f.), ein Name, der auch in den Tanzliedern öfters vorkömmt.

Wie die Merker der Minne feindselig, so sind die „Boten" ihr hülfreich. Der Liebende darf nicht selbst der Geliebten seinen Kummer klagen, er sucht einen Vertrauten, der es statt seiner thue. „Wenn ich an Sie sende den lieben Boten mein, wohl wärb' ichs gerne selber, wär' es ihr Schade nicht" (M. I, 39 a, 1). „O weh! soll ich bis an mein Ende dienen, daß Ihrs Niemand sagt? Wer ist der Bote, den ich sende, der mit Treuen all mein Leid meiner Frauen könne sagen? Wäre der von deutschen Landen, auf den Handen wollt' ich ihn tragen" (M. II, 53 b, 1 v. u. I, 160 b, 2)[1]. Hieher gehören nun mancherlei Lieder meist in Gesprächsform. Bald ertheilt der Ritter oder die Frau dem Boten den Auftrag; der Ritter heißt der Schönen sagen, was er leide; sie läßt dem Ritter eine freundliche Zusicherung oder auch ihren Zweifel an seiner Beständigkeit ausrichten (M. I, 39 a, 2 v. u. ff. 62 a, 2 v. u. 78 b, 3). Bald macht der Bote seine Meldung und empfängt die tröstliche oder ausweichende Antwort der Frau, wobei sich manche sinnreiche Wechselrede entspinnt (M. I, 41 a, 4. 5. 71. a, 2

[1] Vgl. Raynouard, Band V, S. 301: Dieus u. s. w.

v. u. bis 71 b, 1 v. u. 96 b, 2 v. u. f. 97 b, 4. 137 b, 1 v. u. bis 138 a, 3. 182 a, 5. 6). Bald freut sich der Liebende guter Botschaft, die ihm geworden, oder harrt einer solchen entgegen: „Sähe ich gegen Abend einen kleinen Boten, so sänge Niemand von Frauen baß" (M. I, 70 b, 2 v. u. 22 b, 4. II, 46 b, 2 v. u. Museum 412, 1).

Vornehmlich aber ist den Dichtern ein geistiger Bote zu Diensten [1], der Gesang selbst. „Nun ich keinen Boten habe, so will ich ihr die Lieder senden" (M. I, 95 a, 4). Hartmann von Aue versichert, könnt' er der Schönen seinen Muth nach Willen sagen, so ließ' er seinen Sang, nun müss' er ihr mit Sange klagen; wie fern' er sei, doch thu' er ihr den Boten bei, den sie wohl höre und nicht sehe und der ihn nicht verrathe (M. I, 180 a, 4). Hartmann von Starkenberg ist vergeblich zu einem Heiligen gewallfahrtet, um ihn zu bitten, daß er seinen Kummer der Geliebten kund thue; nun weiß er keinen andern Boten, der ihrer Ehre sorgsam schonte, drum will er ihr das „Lied" zu Boten senden, sie wird es selber wohl verstehn (M. II, 53 b, 3 bis 5).

Die Botenlieder sind besonders bei den ältern Meistern beliebt [2]. Die Sehnsucht der Liebe und zugleich die weibliche Scheue spricht sich in ihnen wahr und lebendig aus. Doch am schönsten ist die innige Beschäftigung des Sängers mit der fernen Geliebten in einem trefflichen Liede von ungewissem Verfasser ausgedrückt: „Mir sagt' ein Pilgrim ungefragt von meiner Frauen, wie schön sie wäre und dabei wohlgemuth; das ist mir eine Mähre, die mir an dem Herzen sanfte thut. Gott gebe der Lieben guten Tag, die ich anders nicht begrüßen mag! so sprech' ich immer gegen den Morgen fruh und vergesse nimmer gegen den Abend „gute Nacht!" dazu. Meiner Sinne ich da halb vergaß, da ich Abschied nahm und sie da saß, sie brannt' auf schöne wie das Abendroth; wird mir was zu Lohne, das ist untermengt mit sehnender Noth. Sie bat mich, da ich letztens von ihr schied, daß ich ihr sende all mein sehnend Lied; die wollt' ich ihr senden, wüst' ich mit weme, der ihren weißen Händen sie schöne bring' und mir zu Boten zieme. Wie, wenn Ein Bote mich versäumte gar? Ich will ihr mehr,

[1] Auch „Frau Minne" wird zum Boten erbeten, M. I, 4 b, 6.

[2] Später wird das Verhältnis selbst geistlich angewendet, Meister Friedrich von Suonenburg vergleicht Mariens Erwählung durch Gott einer heimlichen Minne: „und was des Gabriel din bot" (M. II, 210 a, 2).

denn tausend, senden dar; wenn sie ihr alle bringen den viel süßen Sang und ihn ihr schöne singen, so wird mir leicht von ihr ein Habedank" (M. I, 33 b, 2 v. u. bis 34 a, 3).

Dieselben äußern Verhältnisse, welche den Sänger von der Geliebten ferne halten und ihm selbst in ihrer Gegenwart lästigen Zwang anlegen, sind auch die Ursache der endlosen Klagen über unerhörte Bitte, langen, vergeblichen Dienst, danklosen Gesang. So Heinrich von Morungen: „Wer lange ruft in einen tauben Wald, es antwortet' ihm daraus doch wohl einmal; ein Sittich oder ein Staar die möchten seither gelernet haben, daß sie sprächen: „Minne"; einen Baum hätt' ich mögen mit meiner Bitte sonder Waffen niederneigen" (M. I, 51 a, 6. 7. Vgl. 52 b, 4). „Ich habe so viel gesprochen und gesungen, daß ich bin müd' und heiser von der Klage; hätt' ich nach Gott je halb so viel gerungen, er nähme mich zu sich vor meinen Tagen" (I, 54 a, 5. Vgl. I, 51 b, 6) [1]. Als Grund so strengen Versagens, welches durch unverdrossene Bewerbung besiegt werden soll, können wir weder persönliche Abneigung noch widernatürliche Unempfindlichkeit der Frauen annehmen. Solche Voraussetzungen mögen nur für einzelne Fälle (z. B. M. I, 30 b, 6) oder für die spitzfindigere Liebesdichtung späterer Zeiten tauglich sein. „Wer mit Leide will erzwingen Liebe, der thöret sich viel gar" (M. I, 88 b, 6). Für jene durchgreifende Stimmung unsres Minnesangs ist eine einfachere Erklärung zu suchen, und den Grund so strengen Versagens finden wir eben darin, daß die Schöne den Bewerber nicht erhören konnte ohne gewagten Entschluß, ohne kühnes Durchbrechen herkömmlicher Schranken, ohne entschiedenen Sieg der Neigung über die Stimme der Pflicht, der Sitte, des Vorurtheils. Vollkommen klar wird dieses nicht sowohl durch die eigenen Klagen der Sänger, als durch die Äußerungen, welche sie den Frauen in den Mund legen. Sie haben uns nemlich das Liebeleben der Frauen als Gegenbild des eigenen aufgestellt und erst dadurch die Verhältnisse der Minne zu vollständiger Darstellung gebracht; sie haben uns einen Blick

[1] Die Pfälzer Handschrift 357, Blatt 13 b hat: er neme mich hin zuozim ê miner tage. Blatt 14 b: Der also vil geriefe in einen touben walt, ez antwirte ime daruz eteswenne. ja, mohte ich daz einen boum mit miner bete sunder wafen nidergeneigen. [Vgl. Die alte Heidelberger Liederhandschrift, herausgegeben von Franz Pfeiffer, Stuttgart 1844. 8. S. 75. 80. H.]

in die inneren Kämpfe des weiblichen Herzens eröffnet, und zwar am einfachsten dadurch, daß sie die Frauen selbst ihre Empfindungen aussprechen lassen. Zahlreiche Lieder dieser Art geben besonders Kürenberg, Dietmar, Milon, Hartmann, Reinmar, Walther, eben die älteren Meister, die wir als die sichersten Führer zu betrachten haben. Bald einsame Betrachtung und Klage der Schönen, bald Gespräch mit dem Boten, dergleichen wir bereits kennen gelernt, bald Wechselrede mit dem Ritter selbst. In solchen Liedern sehen wir denn klar, wie oft das Versagen so wenig von Herzen geht, was aber doch dazu nöthigt, welche Hindernisse und Gefahren sich dem innern Wunsche entgegenstellen, wie gewaltsam die Wagnis ist, die sich darüber hinwegsetzt. „Mir ist lieber, daß er bitte, denn ob er sein Sprechen ließe" (M. I, 74 b, 3). „Er ist mir lieb und lieber viel, denn ich ihm viel lieben Manne sage. Soll ich ihn zu Freund' entbehren, das ist mir leid und muß doch sein; ich will hüten mein, ich darf ihm nicht gewähren" (M. I, 95 b, 2 v. u. f. Vgl. I, 138 a, 6. 140 b, 2). „Krumme Wege die gehn bei allen Straßen, davor Gott behüte mich!" (M. I, 138 a, 2.) „Der mir ist von Herzen hold, den verred' ich sehre, nicht aus ungefügem Haß, nein, um meines Lebens Ehre" (M. I, 74 b, 1). „Minne ist ein so schweres Spiel, daß ichs nimmer darf beginnen" (Ebd. 4). „Er heischet' allzu reichen Sold" (M. I, 18 b, 5. Vgl. 71 b, 4). „Wes gehrt er mehr, da ich ihm holder bin, denn in aller Welt ein Weib? Nun will er, das ist mir eine Noth, daß ich um ihn die Ehre wag' und auch den Leib" (M. I, 79 a, 1 v. u. Vgl. I, 95 b, 2 v. u.). „Des er gehrt, das ist der Tod und verderbet manchen Leib; bleich und unterweilen roth, also färbet es die Weib'; Minne heißen es die Mann', es möchte baß Unminne sein, weh' ihm, ders zuerst begann!" (M. I, 71 b, 6. Vgl. I, 21 b, 4. 81 b, 2 bis 4.) Das Verhältnis zu mächtigen Verwandten tritt einmal ganz bestimmt hervor. Der Liebenden ist angekündigt, daß sie der Blutsfreunde sich begeben muß, wenn sie dem Herzen folgen will; wär' es aber der Freunde Rath, daß sie den Geliebten wählte, welchen Dank sollt' er ihr dann wissen? Er hat es wohl verdient, daß sie Leben und Ehre um ihn wage (M. I, 182 b, 1 v. u. f. Vgl. M. II, 117 b, 2. 4. I, 81 b, 7. 178 a, 3. Colczaer Codex S. 160).

Die Gesprächslieder oder Wechselgesänge zwischen Ritter und Frau

geben zu mancherlei Beobachtungen Anlaß. Kürenbergs Lieder haben noch die freiere Bewegung des Heldenlieds. Doch ist auch bei ihm überall Scheiden und Trennungsklage. Sonst bemerkt man bei ältern Sängern, wie bei Dietmar und Reinmar, das Eigenthümliche, daß jedes der beiden „Redegesellen" (so heißen die zusammen Sprechenden, M. I, 106 b, 4. II, 60 b, 2. 111 b, 6. Gottfrieds von Straßburg Werke II, S. 112, Str. 50. M. II, 102 a, 4: „spilgesellen") einzeln und gleichsam ungehört vom Andern seine Empfindungen darlegt. Eines spricht vom Andern in dritter Person und die Worte sind mehr gegen die Zuhörer, als an das Mitsprechende, gerichtet (M. I, 41 b, 2 bis 4. 62 a, 2. 3. 96 a, 2. 3. I, 16 b, 2. 3. II, 117 b, 3. 4), selbst da, wo die Rede des vorherigen Sprechers unmittelbar aufgefaßt oder bekämpft wird (M. I, 42 a, 3 bis 5. 69 b, 2. 3. 82 b, 3. 4). Der Übergang zu einer andern Weise zeigt sich besonders bei Walther. Erst noch unverbundene Wechselrede, Jedes für sich freut sich der Liebe und Trefflichkeit des Andern, ihr ist Weibes, ihm Mannes Heil geschehen (M. I, 124 a, 5. 6. Vgl. I, 124 a, 2 f.); anderwärts allmähliche Annäherung und Anrede (M. I, 123 b, 4 bis 7), endlich vollständige und lebhafte Verhandlung von Minnefragen, wobei die Schlußstrophe zwischen beiden Sprechenden getheilt ist (M. I, 114 b, 6 bis 115 a, 3. 106 a, 7 bis 106 b, 5). Bei Späteren, dem Truchseß von Singenberg und Ulrich von Lichtenstein, verknüpft sich noch rascher und schlagender Rede und Gegenrede, andringend und ausweichend, oft in derselben Strophe mehrmals wechselnd [1] (M. I, 150 b, 4 bis 6. 151 a, 4 bis 151 b, 2. 156 a, 7 bis 156 b, 5. 157 b, 7 bis 158 a, 5. II, 34 a, 5 bis 34 b, 4. 35 b, 2 bis 6. Vgl. II, 46 a, 6 bis 46 b, 4. 103 a, 4 bis 6. 111 b, 6 bis 112 a, 6). Die Gewandtheit des Gesprächs, die Leichtigkeit des geselligen Witzes hat merklich zugenommen; dem höflichen „ihr" ist meist das vertrauliche „du" gewichen, dessen Gebrauch der Schenk von Limburg mit der Innigkeit seiner Liebe entschuldigt (M. I, 58 b, 4) [2];

[1] Die Gesprächslieder werden öfters auch durch Erzählung eingeleitet oder fortgeführt (M. I, 39 a, 3 f. 176 a, 5 bis 176 b, 2. Benecke 208, XVIII. 259, XLIII. II, 53 a, 5 bis 53 b, 2. Vgl. M. I, 1 b, 1). Spät erst fällt die Rede der Frau ein, bei Hug von Werbenwag (II, 49 a, 7 bis 49 b, 6).

[2] Kürenberg braucht „du", auch Kaiser Heinrich, wo sie nicht in dritter Person sprechen lassen (I, 1 a, 5. 6. 7. f.); Walther hat „ihr" und „du"

aber die Herzlichkeit und das kräftige Gefühl sind den älteren Liedern eigen. Wenn in diesen die Wechselrede fast in einzele Selbstgespräche zerfällt, so begegnet man der ähnlichen Erscheinung überall in den Anfängen der dramatischen Kunst. Auch die Art des Vortrags, die Stellung der Sänger gegen die Zuhörer konnte dabei einwirken; besonders aber mögen in jener Vereinzelung der Rede eben die Verhältnisse des Lebens selbst durchscheinen, welche den freieren Verkehr der Liebenden nicht gestatten und sie auf das einsame Ausathmen ihrer Gefühle beschränken. Einige solcher Wechselgesänge zeigen auch die räumliche Trennung offenbar, denn sie bestehen gerade in der gegenseitigen Klage über diese Trennung (M. I, 56 b, 5 bis 8. 94 a, 4. 5); es ist also hier nicht ein wirkliches Unterreden, sondern verwandte Stimmen hallen zusammen, wie zwei ferne Abendglocken.

Bei aller Ungunst der Verhältnisse konnten doch ausharrende Treue, unveränderlich edles Betragen, unermüdliches Werben mit Dienst und Gesang, mit Schild und Speereskrachen (M. II, 54 a, 2. 3. Vgl. Frauendienst S. 29 u. M. II, 35 a, 1. 37 a, 6 bis 37 b, 6) dem Ritter selbst auf das Verbotene einen Anspruch verschaffen und der Schönen eine Rechtfertigung, wenn sie es gewährte. Gar häufig versichert uns der Sänger, daß er von Kindheit her (M. I, 149 b, 4. 175 b, 2. 182 b, 5. II, 48 a, 1 v. u. 167 b, 3. Benecke 246, 2), seit der Stunde, da er auf seinem Stabe ritt (M. I, 179 a, 3), der Einzigen gedient habe. Sieben Jahre lang hat er gegen ihren Willen kein Wort gesprochen (M. I, 21 b, 2). Zehen Jahre hat sich der Wald geneuet, ohne daß der Sänger je neue Freude gewann (M. II, 21 b, 1). Selbst von zwanzigjährigem und noch längerem Dienste wird gesprochen (Museum I, 391, 1. 403, 4. M. I, 150 a, 2 v. u.). Doch in einer Stunde wird des Rath, was man zehen Jahr gedienet hat (M. I, 10 a, 4). Manches an solchen Äußerungen mag uns für Übertreibung

(Letzteres M. I, 123 b, 4 bis 7), Ulrich von Lichtenstein nur am Schlusse des Gesprächs über die Minne (M. II, 34 b, 4). Hug von Werbenwag (II, 49 b, 6) läßt die Frau „du" sagen; von Trostberg (M. II, 53 a, 5 bis 53 b, 2) wechselt ab; der tugendhafte Schreiber (II, 103 a, 4 bis 6): du; so auch Hawart (II, 111 b, 6 ff.). Vgl. hieher Grimm, deutsche Grammatik, 1te Ausgabe, S. 341 f. 661 u. [4, 305. K.]

oder bloße Redensart gelten. Aber die Herzenssprache so vieler Lieder, die innige Hingebung und Trauer, worein der ganze Gesang mancher Dichter getaucht ist, läßt kaum bezweifeln, daß es wirklich Solche gegeben, die ihre besten Jahre, fast hoffnungslos, Einem Gedanken der Liebe gewidmet. Unzählig sind die Versicherungen der unbedingtesten Ergebenheit, des steten Ausharrens, „wie es ergehe"; ein Ausdruck, der den Minnesängern gäng und gebe geworden (M. I, 166 b, 3). Man schiebe eher die Mosel und den Rhein, oder kehrte den Rhein in den Po, ehe der Getreue von Ihr sein Herz entbände (Museum I, 437 u. 441, 4. Vgl. M. I, 94 a, 5). „Stürb' ich nach ihrer Minne werbend," singt Milon, „und würd' ich wieder lebend, so wärb' ich wieder um das Weib" (M. I, 97 b, 1). Gerne wird dieser Frauendienst mit den Verhältnissen der Lehens- und Dienstmannschaft verglichen. Die herrschenden Begriffe vom Lehenswesen wurden auf das Reich der Gedanken und Gefühle übergetragen; es ist ein idealer Lehensdienst. Selbst einen äußern Anhalt hatte diese Übertragung, wenn die Gebieterin einem höhern Stande, dem Hause des Lehens- oder Dienstherrn selbst angehörte, wenn der Sänger gar als Edelknabe oder Dienstmann im Gefolge der Gebieterin aufgewachsen war. Daher die vielen Stellen, worin der Dichter sich als Eigenen oder Lehensmann der Geliebten bekennt (z. B. Museum I, 364, 98. 419, 3. 427, 2. M. I, 14 b, 3. 47 a, 5. 52 a, 6. 137 b, 4. 145 b, 3. 182 b, 2. II, 21 b, 2), worin er versichert, er sei ihr „zum Dienste geboren" (Museum I, 398, 4), Worte, die sonst den Dienstmann (ministerialis) bezeichnen [1]. Ein Kuß ist der Minne Lehen (M. I, 3 a, 2. Vgl. I, 13 a, 5). Und wenn wir in den Liedern den Sänger, vor der Geliebten knieend, die Hände falten sehen (M. II, 28 a, 3. Museum I, 335. Vgl. II, 18 a, 6), so ist dieses eben die Stellung, in welcher, nach den ganz entsprechenden Worten und Bildern der Rechtsbücher, der Mann um Belehnung bittet. Am deutlichsten zeigt sich diese Beziehung in einem Liede Burkarts von Hohenfels, der sein eigen Herz von der Geliebten zu Lehen nehmen möchte: „Will sie, ich thu' ihr Mannes Recht;

[1] Schwäbisches Lehenrecht, Art. 115: „Nach Hofrecht soll ieglich Mann geboren sein Truchseß, Marschalk, Kämmerer oder Schenk." Vgl. Sachsenspiegel B. I, Art. 16.

meine Hände falt' ich ihr und soll es mit Kuß empfahen, mit ihrem Geren soll sie selbst es leihen mir" (M. I, 89 b, 1 bis 3) [1].

[1] Grimm, deutsche Grammatik S. 343: gêre, lacinia vestis. S. 681: gêre, sinus vestis. Investire per osculum; lîhen mit gevalden henden, mit gekustem munde, als man lêhen zu rechte lîhen sol. Grimm, Rechtsalterthümer 143. Man vergleiche mit den Liedern die Worte des Rechtsbuchs: „Der Mann geht für seinen Herrn, da er steht oder sitzet, so knie (er) für ihn, und neige sich aller sein Leib, so neigen sich auch die Händ, und begehre seines Guts mit gefalten Händen." Schwäbisches Lehenrecht Cap. 44. Sächsisches Lehenrecht Cap. 22. Deutsche Denkmäler I, Tafel V, Bild II. Auch den provenzalischen Sängern sind die Ausdrücke „mas juntas, de genolhos, hom liges" u. s. w. gangbar (Raynouard III, 164. 206. 284. 300. 353. V, 17) und hier ist besonders folgende Stelle des Gaucelm Faidit (Raynouard III, 290) erläuternd:

Adoncs l'estei tan denan,
Mas jontas, de bon coratge,
De genolhos, en ploran,
Tro m pres en son senhoratge;
Mas al prim li fo salvatge,
Quar m' auzei enhardir tan;
Pueis vi mon humil semblan
E receup mon homenatge,
Quar mi conoc ses enjan.

Vgl. Docens Miscellaneen II, 279, IV.

IV.

Hohe Minne.

Auf die Misverhältnisse durch Verschiedenheit des Standes beziehen sich besonders die Stellen, welche von „hoher" oder „niedrer Minne" sprechen; wiewohl diese Worte zuweilen auch die sittliche Höhe der Personen, der Gesinnung und Neigung, bezeichnen (M. I, 116 a, 4. II, 25 a, 3. 4. 37 b, 1. Museum I, 408, 7. Vgl. Raynouard Band V, S. 234: S'ieu fos u. s. w. S. 388: Ja ma dompna u. s. w.). Gepriesen wird die „Maße", die den rechten Weg ergreifen lehrt (M. I, 115 a, 3. 116 a, 3. 62 a, 1). Der von Buchein hält den Frauen, die sich niedrer Minne zuwenden, das Beispiel eines Federspiels entgegen, das man werther halte, wenn es kleine Vöglein verschmähe (M. II, 71 a, 3). In dem lehrhaften Gespräch einer Mutter mit ihrer Tochter sagt die letztere: „Es werden lichte Augen roth, wenn hoch begehrt ein niedrer Mann, von dem kein' Ehre werden kann, und wenn der Hohe nieder gehrt; die Hohen sollten hoch begehren, die Niedern nieder, das stünde baß." Dagegen meint die Mutter, die hohe edle Minne begehre nur reiner Herzen, die sie mit sich in die Höhe ziehe; das lasse sie nicht, ob auch Fürsten drohen (M. II, 260 a, 4 bis 260 b, 4. Vgl. 259 a, 2 v. u. II, 24 a, 1). Das Zweifelhafte solcher Stellen scheint eben von dem Schwanken der Begriffe zwischen äußrem und innerem Adel herzurühren. Bestimmter äußert sich Hartman von Duwe. Mancher spricht zu ihm: „Hartman, gehn wir schauen ritterliche Frauen!" Doch Hartman will lieber mit „armen Weiben" seine Zeit vertreiben. Was taugt ihm ein zu hohes Ziel? Ihm geschah in seiner Thorheit, daß er zu einer Frau von Minne sprach, da ward er queer angesehen; drum will er sich Weiber in solchem Maße spähen, die ihm das

nicht geschehen lassen (M. I, 183 a, 4 bis 6). Walther von der Vogelweide muß den Vorwurf hören, daß er seinen Sang so nieder wende. Er vertheidigt sich und die Geliebte: „Die traf die Liebe nie, die nach dem Gut und nach der Schöne minnen. Du bist schön und hast genug; was sie reden, ich bin dir hold und nähme dein gläsen Fingerlein (Fingerring) lieber, als einer Königin Gold" (M. I, 117 a, 3 bis 117 b, 2). Ein andermal sagt er: „Edel und reich sind Manche, dazu tragen sie hohen Muth; leicht sind sie „besser", du bist „gut" (M. I, 117 b, 5). Wenn diese Sänger sich rühmen, in der rechten Maße geblieben zu sein, so begegnen wir hinwider andern, die offenbar über ihren Stand hinaus werben. So klagt Friedrich von Husen: „Hätt' ich so hoher Minne mich nie unterwunden, mein möchte werden Rath; ich that es ohne Sinne, drum leid' ich zu allen Stunden Noth, die mir nahe geht" (M. I, 95 b, 2). Da diese Worte sich in einem sehnsuchtsvollen Lied aus der Ferne finden, so ist eben die „hohe Minne" als Ursache der Trennung anzunehmen.

Die Wirkung jener Verhältnisse auf das Gemüth und die Einbildungskraft der Sänger zeigt sich wohl nirgends so klar und so dichterisch, als in den trefflichen Liedern des schon erwähnten Heinrichs von Morungen. Seine Geliebte erscheint als eine Fürstin, die ihm in den Spielen der Kindheit nahe war, jetzt aber, wie ein leuchtendes Gestirn, über ihm schwebt. „Es thut viel weh, wer herziglich minnet an so hoher Statt, da sein Dienst wird verschmäht; ich bedarf viel wohl, daß ich Gnade finde, denn ich hab' ein Weib ob der Sonne mir erkoren; das ist eine Noth, die ich nimmer überwinde, Sie sehe mich denn an, wie Sie that hiebevor; Sie ist mir lieb gewesen daher von Kinde (vgl. I, 54 a, 4), denn ich ward um Sie und um Andres nicht geboren, hat sie deß Zorn, das weiß Gott, so bin ich verloren. Wo ist nun hin mein lichter Morgenstern? weh, was hilfet mich, daß meine Sonne ist aufgegangen? sie ist mir zu hoch und auch zu ferne gegen Mittag und will da lange stehn; ich erlebte noch den lieben Abend gerne, da sie sich hernieder mir zum Troste wollte lassen" (M. I, 53 b, 4 bis 6). „Ich muß immer spähen, wie der Mond, der seinen Schein von der Sonne Schein empfaht" (I, 50 a, 6). „Wenn ihre lichten Augen also verkehren sich, daß sie mich an durch mein Herze sehn

(vgl. I, 57 a, 2)[1], wer dann dazwischen steht und irret mich, dem müss' all seine Freude zergehn! Ich stehe dann und warte meiner Frauen, recht wie des Tages die kleinen Vögelein: wann soll mir wieder Liebes geschehen? (I, 51 a, 2. Vgl. I, 52 b, 1.) Steh' ich vor ihr und schaue das Wunder, das Gott mit Schönheit an ihrem Leib gethan, so ist des so viel, daß ich da gerne immer stände. O weh! so muß ich traurig scheiden von dann, eine trübe Wolke kommt dazwischen, daß ich des Scheinens von Ihr nicht habe" (I, 53 b, 2. Vgl. 54 b, 1). „Weh der Hut, die das verschuldet, daß man Sie nicht, denn selten, sieht, wie die Sonne, die des Abends untergeht. Ich muß sorgen, wann die lange Nacht zergehe, daß ich einmal sehe meine viel liebe Sonne, die mir so wonniglich taget, daß mein Aug' ob einer trüben Wolke wenig verklaget (verschmerzet)" (M. I, 54 a, 6. 54 b, 1). „Sie wohnt mir zu allen Zeiten vor den Augen, mich dünket, sie geh' zu mir durch ganze Mauern; wenn Sie will, so führet Sie mich von hinnen mit ihrer weißen Hand hoch über die Zinnen. Sie geht dort her zu einem Fensterlein und sieht mich an recht als der Sonne Schein; wenn ich sie dann gerne wollte schauen, ach! so geht sie dort zu andern Frauen" (M. I, 55 a, 3. 4). Unverwandt blickt der sehnsuchtsvolle Sänger nach diesem Lichte seines Lebens: „Sah Jemand die Fraue, die man kann schauen in dem Fenster stehn? Sie leuchtet, wie die Sonne thut gegen dem lichten Morgen; eh' war sie verborgen, da must' ich sorgen, das will ich nun lassen. Ist Jemand hie inne, der seine Sinne noch behalten hat, der gehe nach der Schönen, die mit ihrer Krone gieng von hinnen ab, daß Sie mir zu Troste komme, eh' daß ich verscheide! Lieb und Leid wollen mich beide fördern zu Grabe. Man soll schreiben auf dem Steine, der mein Grab befaht,

[1] Pfälzer Handschrift 357: Swenne ir lihten ougen so verkerent sich, daz si mir al dur min herze sen, Swer da entzwischen danne get und irret mich, dem muoze al sin wunne gar zergen. ich muoz vor ir sten und warten der vreuden min, rehte also des tages diu cleinen vogellin, wenne sol mir iemer liep geschen. Swen ich eine bin, so schint mir vor den ougen, so bedunket mich, wie si ge dort her ze mir al dur die muoren. ir rede und ir trost enlazent mich niht truren. swenne si wil, so vüeret si mich hinnen zeinem venster hoh al uber die cinnen. [Vgl. F. Pfeiffer, Die alte Heidelberger Liederhandschrift S. 76. 80. H. Lachmann, Des Minnesangs Frühling S. 126. 138. K.]

wie lieb Sie mir war und ich Ihr so unlieb, wer dann über mich geht, daß er lese diese Noth und Ihr gebe Kunde der großen Sünde, die sie an ihrem Freunde begangen hat" (M. I, 52 a, 2 bis 4). „Süße sanfte Tödterin, wähnet ihr, wenn ihr mich tödtet, daß ich euch nimmer mehr beschaue? Nein, eure Minne hat mich des ernöthet, daß eure Seele ist meiner Seele Herrin. Soll mir hie nicht wohl geschehen von eurem Leibe, so dienet meine Seele der euern dort, als einem reinen Weibe" (M. I, 57 a, 8. Vgl. Koloczaer Codex S. 105, V. 339 bis 345).

Zu den Hindernissen und Trennungen, die das gewöhnliche Leben mit sich brachte, gesellten sich die manigfachen Fahrten und Heereszüge, die den Ritter oft auf lange Zeit in ferne Lande führten. Das Reich, die Kirche, der Lehensherr erließen ihre Aufgebote. „Ich sehe wohl, daß dem Kaiser und den Weiben mit einander Niemand dienen mag" (der von Raute, M. II, 47 a, 2). „Dem Könige führ' ich, wohin er will, den Leib, nur nicht mein Herze, das bei Ihr muß bleiben. Drum sollte sie dem Könige doch zu Ehren das ihre mir überlassen haben" (M. I, 144 a, 5) (damit er nemlich nicht ohne Herz sei?). Der Kaiser gebot besonders die Heerfahrt nach Italien (Pülle), zur Krönung oder zum Kampfe. Daher einige Abschiedslieder auf die Fahrt nach Wälschland. Bernger von Horheim klagt, daß der König ihm zu Leide gestorben, vermuthlich weil er als Reichsvasall dem neuen König zur Krönung folgen muß [1]. Er befiehlt die Geliebte Gott und allen seinen Engeln. Sie wird ihm in dem Herzen bleiben Nacht und Tag. O weh! daß Pülle so ferne liegt! (M. I, 173 b, 2 bis 4.) In einem Liede des Grafen von Leiningen erfleht der Ritter auf diese leide Fahrt aus dem rothen Munde der strengen Geliebten nur die fünf Worte: „Fahr hin zu guter Stunde!" Die Schöne wird erweicht, sie segnet seine Fahrt und gesteht, daß er zwei trauernde Herzen hinführe (M. I, 15 a, 2. 3). Auch zum Heil der Seele ward manche Reise nach Rom gemacht (Frauendienst S. 63 f. Vgl. M. I, 23 b, 6. II, 172 a, 1 v. u.). Der Schenk von Landegge singt ein Winterlied in Frankreich. Der Plan hat trüben Schein, der Reise thut den Leuten weh bei der Seine und bei dem Meer. Wonne und Vogelsang ist in Schwaben, bei dem

[1] Vgl. Sächsisches Lehnrecht Art. 4.

Rhein, um den Bodensee. Dahin jammert ihn, nach der minniglichen Schönen. Was er der Lande befahren, ihm ward nie so Liebes kund. Die viel Süße, Reine, Wandelsfreie zieret Schwabenland. Hennegau, Brabant, Flandern, Frankreich, Picardie haben so Schönes nicht, noch so lieblich Angesicht (M. I, 200 b, Z. 4). Ein andermal läßt derselbe Sänger sich so vernehmen: „Der viel Süßen, der ich diene, sing' ich diesen Sang vor Wiene, da der König liegt mit Gewalt; der bedenkt des Reiches Noth, so gedenk' ich nach dem Gruße, den so minniglich und süße giebt ihr Mündel rosenroth" (M. I, 197 b, 2 v. u.). Auch der Püller sagt in einem Winterliede, in Österreich sei wohl gut sein, doch wär' er gerne von Wien wider an den Rhein zu der Schönen, däucht' es den König gut. Will Jemand gen Elsaßenland, der soll der Lieben thun bekannt, wie er sich sehne. Irret ihn Jemand an seiner Frauen, da ist der König schuldig dran (M. II, 51 a, 6 bis 8). Wahrscheinlich ist in diesen Liedern die Belagerung von Wien durch Rudolf von Habsburg im Wintermond 1276 gemeint. Steinmar scheint gleichfalls einen Zug nach Wien mitgemacht zu haben (M. II, 106 a, 3). Derselbe folgt dem König auf einer Winterfahrt nach Meißen. Er beschwert sich, daß sie so spät unternommen worden. Schildwacht in kalten Nächten, Reif und Schnee; muß er dazu Bier trinken, da wär' ihm besser bei seiner Trösterin, die der Ros' im süßen Thaue gleicht (M. II, 108 b, 4 bis 7). Ernster spricht der von Raute auf einer solchen Fahrt: wie nah' er den Tod bei sich sah, da mancher Mann seine Sünden bekannte, da war doch das sein gröster Kummer, daß ihm nie Gnade von Ihr geschah (M. II, 46 b, 1 v. u.).

Von allen Ritterzügen aber, welche hier in Betracht kommen, waren die bedeutendsten und allgemeinsten die Kreuzfahrten. Die Liedersammlungen enthalten eine ansehnliche Zahl von Kreuzliedern (kriuzliet), welche in mehrfacher Beziehung merkwürdig sind. Hier handeln wir von denselben nur, so weit sie den Minnesang berühren. Viele unsrer Minnesänger sind zugleich Kreuzfahrer und was sie von der Gottesreise singen, beweist nicht bloß, daß dieser Abschied der schmerzlichste war, es zeigt auch den Frauendienst überhaupt in neuem und hellerem Lichte. Siegreich schritt die Predigt des Kreuzes von Land zu Lande, der Glaube, der fromme Eifer kam ihr überall entgegen. Auch die Sänger ließen aufregend ihre Lieder ertönen. Ein größerer Zug, an dessen

Spitze der Kaiser oder sonst ein mächtiger Fürst sich stellte, nahm aus ganzen Gauen die Blüthe der Ritterschaft hinweg; und wie Viele mochten nicht wiederkehren! „Nun werden viel Augen trüb und roth, nach lieben Freunden leiden sie Noth, der harren sie leicht nun in Ewigkeit, das ist mancher Frau ein schweres Leid" (Hiltbolt von Schwangau, M. I, 143 b, 3). Auch dem muthigsten Ritter konnt' ein solcher Abschied bange machen; nicht bloß die Ungewisheit der Rückkehr (M. I, 175 b, 2), auch die Besorgnis, ob er die Geliebte gesund und unverändert wieder finden werde. „Wie gern' ich fahr', doch jammert mich, wie es daheim nun steh'; ich weiß wohl, es verkehrt Alles sich, die Sorge thut mir weh; die ich lasse wohl gesund, der find' ich Alle nicht" (M. I, 174 a, 5). „Nun helfe mir Gott, soll ich herwieder kommen, ein Weib, die großen Kummer von mir hat, daß ich sie finde mit ihren Ehren! soll aber sie ihr Leben verkehren, so gebe Gott, daß ich eh hinfahr'!" (Der von Johannsdorf, M. I, 173 b, 5.) Doch die Aufforderung zu diesen Zügen war unwiderstehlich; es war die Begeisterung der Zeit. „Minne und Freunde ich um Gott lassen will, das dünket mich um ihn nimmer zu viel, seit man uns von ihme Dienst gebot" (ebd.). Wie man den Frauendienst der Lehenspflicht verglich, so galt auch die Kreuzfahrt für einen Lehensdienst, den man Gott selbst, dem Verleiher aller Lebensgüter, leistete. „Ich weiß nicht, wozu ein Fürst lebt," sagt der Provenzale Marcabrun, „wenn er nicht Gott sein Lehen abverdient" (Raynouard IV, 131). Aus einem unsrer ältesten Kreuzgesänge, des Dienstmanns von Rugge, ersehen wir, wie die Frauen selbst, der allgemeinen Stimme folgend, den Ritter verachteten, der zurückblieb. Schlimme Mähren sind gekommen vom Tode Kaiser Friedrichs und so mancher andern Pilgrime (1190). Viele Leute hört man nun ihre Freunde klagen; doch wer sie beweinet, der ist ein Kind; daß wir nicht seien, da sie nun sind, das sollten wir weinen. Wer jetzt das Kreuze nimmt, wie wohl das Helden ziemt! Da spricht vielleicht ein zager Mann: „Wir sollen hie heim viel sanfte bleiben, die Zeit vertreiben mit schönen Weiben." So spricht die Frau, um die er wirbt, zu ihrer Freundin: „Gespiele, er ist nicht Bastes werth; was soll der zur Minne? Gerne bin ich seiner los." Die Freundin antwortet: „Traute Gespiele, das rath' ich auch; pfui! daß er je ward geboren!" So hat dieser Zage auf beiden Seiten verloren, bei Gott und bei den

Frauen (Schelling, Allgemeine Zeitschrift Bd. I, Heft IV, 452 bis 460).[1] In gleichem Sinne spricht Friedrich von Husen, schon auf der Fahrt sich befindend: „Sollt' irgend ein Mann geblieben sein um Liebe und nach der Minne Rath, so wär' ich noch all um den Rhein. Das gönnt' ich guten Frauen nicht, daß jemals käme der Tag, da sie den hätten lieb, der von uns schied. Wie könnt' ihnen der das mindste dienen, der so an Gottes Fahrt erschrak? Drum send' ich ihnen dieses Lied und grüße sie, wie ich bestens kann. Sieht sie mein Auge nimmermehr, mir thäte doch ihre Schande weh" (M. I, 94 a, 1. 2). In einem Liede des von Johannsdorf wünscht eine Frau, daß sie würdig wäre, mit über See zu fahren. Wie soll sie sich benehmen, wenn Er von hinnen fährt? Wie soll sie der Welt zugleich und ihrer Klage leben? Wie wehe thut es, daheim seiner Noth zu gedenken und bei sich zu sprechen: „Lebt mein Herzelieb oder ist er todt?" (M. I, 176 b, 5. 6.)

Durch solche Trauer schimmert mitunter die Freude des Wiedersehens: „Wo Freundes Scheiden also recht unsanfte thut, da thut auch Freundes Kommen innigliche wohl, das ist ein Trost, der mich noch freuen und tröften soll" (M. I, 171 b, 6). Nach manchem Abend sehnender Klage ruft die Frau dem lieben Manne frohen Willkommen zu (M. I, 15 b, 3. 4?)[2].

Von den Sängern des Kreuzes sind einige ganz dem frommen Gegenstand ihres Gelübdes hingegeben; die meisten aber, von denen wir hier sprechen, sind mit dem Zwiespalt ihres Herzens beschäftigt, das zwischen Gott und Minne getheilt ist. Wer sich mit dem Kreuz hatte bezeichnen lassen, war damit nicht in geistlichen Orden getreten, aber doch hatt' er eine Weihe empfangen, die ihn zu ernstem Sinn und reinem Leben verpflichtete. „Dem Kreuze ziemt wohl reiner Muth und keusche Sitte" (M. I, 180 a, 6). Die Sänger erörtern diesen Widerstreit und bemühen sich, ihn auszugleichen.

Manchem hat die Ungunst der Geliebten die Welt entleidet, unter dem Kreuzeszeichen sucht er Schutz und Entschädigung. „Da Sie mein

[1] [Vgl. Des Minnesangs Frühling, herausgegeben von K. Lachmann und M. Haupt, Leipzig 1857. 8. S. 97 bis 99. H.]

[2] Lied vom Moringer [Volkslieder II, Nr 298. H.].

so gar vergaß, da gedacht' ich nach dem Lohne der süßen Ewigkeit, ob mir irgend Himmelskrone des Leibes Arbeit verdienen könnt' um ihn, der Krone ob allen Kronen trägt" (M. I, 168 a, 5). „Meiner Frauen war ich unterthan, die ohne Lohn meinen Dienst nahm .... nun will ich dienen dem, der lohnen kann" (M. I, 93 a, 1 v. u.). „Ich wähnte, frei zu sein von solcher Schwere, da ich das Kreuz zu Gottes Ehren nahm; es wär' auch recht, daß es also wäre" (M. I, 93 b, 5). Hiltbolt von Schwangau freut sich, worüber er sonst geklagt, daß Ihre Huld ihm nie geworden; leichter entbehrt er Ihrer edeln Minne, als daß er Sie in den Sorgen um ihn wüßte, die er nun, beim Scheiden, um Sie hat (M. I, 143 b, 5).

Das Kreuz auf der Brust kann die Minne nicht ertödten, das lehren uns so viele Stellen. „Des Tages, da ich das Kreuze nahm, da hütet' ich der Gedanken mein; da wähnt' ich, sie zu Gott so zu bestäten, daß sie nimmer Fuß aus seinem Dienste träten; nun wollen sie ihren Willen haben und wieder ledig fahren, wie eh'. Den Gott, dem ich da dienen soll, den helfen sie mir nicht so loben, als ich bedürft' und mirs zum Heile wäre. Die Sorge drückt mich Einen nicht, sie thut auch andern Leuten weh'" (M. I, 72 a, 4. 5). „Mein Herze, mein Leib die wollen sich scheiden, die mit einander waren nun manche Zeit; der Leib will gerne fechten gegen die Heiden, dem Herzen ein Weib doch immer nahe liegt" [1] (M. I, 93 b, 3. Vgl. M. I, 24 b, 4). „Wann ich vor Gott es wage, gedenk' ich Ihr, das woll' auch er vergeben mir! Ob ich des Sünde sollte han, warum doch schuf er sie so wohlgethan?" (M. I, 93 a, 5.) „Alle Sünde ließ' ich, außer der: ich minn' ein Weib vor aller Welt in meinem Gemüthe" (M. I, 174 b, 2 v. u.). „Sie wähnet, darum, daß ich fahr', ich lasse Sie noch frei; Gott vor der Hölle nimmer mich bewahr', ob das mein Wille sei! Wie sehr das Meer und auch die starken Wellen toben, ich will Sie nimmer abgeloben; die Donnerschläge möchten aber leicht ergehn, darum Sie mich ließe" (M. I, 174 a, 3. Vergl. Frauendienst S. 182).

[1] Dieser Gedanke findet sich auch bei einem altfranzösischen Dichter:
Se li cors vait servir nostre segnor,
Tout li miens cuers remaint en sa baillie.
Extrait de quelques poësies du 12. 13 et 14 siècles, Lausanne S. 66.



Auf verschiedene Weise wird die Vermittlung der widerstreitenden Gefühle versucht. Reinmar, derselbe, den wir klagen hörten, daß er seiner Gedanken nicht Meister werde, erlaubt ihnen zuletzt, manchmal in ihre Heimath hinüber zu eilen; haben sie dort die Freunde gegrüßt, so sollen sie wiederkehren und ihm die Sünde büßen helfen (M. I, 72 a, 1 v. u.). Der von Johannsdorf schlägt der Minne vor, daß sie ihn frei lasse, bis er die reine Gottesfahrt vollendet, dann soll sie ihm wieder willkommen sein; will sie aber nicht aus seinem Herzen scheiden und muß er sie mit sich in das heilige Land führen, so möge Gott der Geliebten den halben Lohn der Reise zutheilen! (M. I, 176 b, 4.)[1] Ähnliches läßt Rubin eine Frau aussprechen: „Er thut ein Scheiden von mir hin, daß mir nie Scheiden leider ward, dem ich das Herz und all den Sinn zu Steuer geb' auf seine Fahrt, und auch von meiner Freude gleichen halben Theil, damit er uns erwerbe Beiden Gottes Heil; und mög' ihm nicht der Augen Blick zu statten stehn, lass' er das Herze für die Augen sehn!" (M. I, 172 a, 3.) Anders wieder Hartman von Owe: „Welch' Fraue sendet den lieben Mann mit rechtem Muth auf diese Fahrt, die kaufet halben Lohn daran, ob sie daheim sich wohl bewahrt; Sie bete für sie Beide hie! so fährt Er für sie Beide dort" (M. I, 180 b, 3).

Die Mischung der frommen Empfindungen mit denen der Minne erscheint in diesen Liedern zuweilen höchst sonderbar. Hiltebolt tritt sein Theil der Minne feierlich dem Herrn ab: „Dabei sollt ihr, Herre, gedenken mein, hätt' ich was Liebers, das sollt' euer sein; sie hat mir nichts denn Leid gethan, besser, denn mir, müss' es euch damit ergahn!" (M. I, 143 b, 4.) In einem Liede des Grafen von Botenloube spricht der scheidende Kreuzfahrer: „Wäre Christes Lohn nicht also süße, so ließ' ich nicht die liebe Fraue mein, die ich in meinem Herzen oftmal grüße, sie mag viel wohl mein Himmelreiche sein." Die Frau erwidert: „Nun er spricht, ich sei sein Himmelreiche, so hab' ich ihn zu Gotte mir erkor'n." Dabei bittet sie Gott, ihrer Liebe nicht zu zürnen, und der Ritter will sich und ihr Gottes Huld erwerben (M. I, 16 b, 2. 3).

Die Erklärung dieser Erscheinungen mag in dem Worte des von

[1] [Vergl. Schriften V, S. 100. H.]

Johannsdorf liegen: „Ich wagt' Ihr nicht zu singen dieses Lied, wär' Sie viel reine nicht und alles Wandels frei" (M. I, 175 b, 5). Man glaubte, das Heilige nicht zu entweihen, wenn man es mit den Frauen, die so hoch verehrt wurden, in Verbindung setzte [1], und eben die Zusammenstellungen der Gottesfahrt mit dem Dienst der Minne, wenn selbst im Einzelnen anstößig, zeigen uns von einer neuen Seite, wie wenig man den letztern für ein leichtes und flüchtiges Spiel ansah, wie man ihn vielmehr zu den höchsten und würdigsten Angelegenheiten des Lebens rechnete.

[1] Walkyren, Helge.

V.

Geistige Richtung des Minnesangs.

Die bisherige Betrachtung der gesellschaftlichen Verhältnisse, der Richtungen des Zeitalters, welche der Liebe störend und trennend entgegenstanden, erklärt uns nicht bloß, wie in den Minneliedern der Ton der Klage vorherrschend ward, sie macht uns noch weiter begreiflich, wie der Minnesang sich mehr und mehr dem Innern und Geistigen zuwenden muste. Geistige Beschauung, innerliche Vergegenwärtigung gab einigen Ersatz für das entbehrte Glück des Besitzes. Ein Verkehr der Seelen entspinnt sich; unsichtbare Bande knüpfen sich zwischen den Getrennten. Das Herz scheidet sich vom Körper und lebt sein eigenes Leben; die Augen des Gemüthes schließen sich auf; der Gedanke schwingt prüfend seine Fittiche.

„Hinweg! laß mich die Luft anwehen, die kommt von meines Herzens Königin!“ (M. I, 6 b, 6) ruft der sehnsuchtsvolle Sänger. „Säh' ich Jemand, der sagt', er wäre von Ihr kommen, wär' ich dem feind, ich wollt' ihn grüßen; Alles, das ich je gewann, hätt' er mir das genommen, das möcht' er mir mit seinen Mähren büßen; wer Sie vor mir nennet, der hat zu Freunde mich ein ganzes Jahr, hätt' er mir Haus und Hof verbrennet“ (M. I, 175 a, 8). „Mein Abendsegen, mein Morgensegen das ist alles mit der Minniglichen“ (M. I, 184 a, 3. Vgl. Museum I, 354. M. I, 175 b, 2. II, 36 a, 8). „Ich trage die Bande, die Niemand kann beschauen“ (M. I, 16 a, 3). „Mein Schein ist hier noch, so ist bei Ihr das Herze mein“ (M. I, 110 a, 6). „Ohn' Urlaub schied es von mir zu dir, liebe Fraue mein!“ (M. II, 52 b, 5. 70 b, 6.) „Die Beste, die man finden könnte, von dem Po bis an den Rhein, die sucht' ich nun manche Stunde und fand sie in dem Herzen mein“ (M. I, 145 a, 4). „Fremde ich sie mit den Augen, sie

minnet doch stets mein Herze heimlich" (M. I, 94 b, 6). „Mein Leib ist hie, so wohnt bei Ihr mein Sinn. Was hilfet, thu' ich die Augen zu? so sehen sie durch mein Herze hin" (M. I, 115 a, 4). „Ich weiß nicht wohl, wie es darum nun sei: Sie sah mein Auge lange nie, sind Ihr meines Herzens Augen bei, so daß ich ohne Augen sehe Sie, da ist ein Wunder mit geschehen; wer gab ihm das sonder Augen, daß es Sie zu aller Zeit mag sehen? Wollt ihr wissen, was die Augen sei'n, damit ich Sie sehe durch alle Land'? Es sind die Gedanken des Herzens mein, damit seh' ich durch Mauer und durch Wand; nun hüten sie, wie sie's dünke gut! so sehen Sie doch mit vollen Augen Herze, Wille und all der Muth. Werd' ich jemals ein so selger Mann, daß Sie mich ohne Augen sehen soll? Sieht Sie mich mit Gedanken an, so vergilt Sie mir die meinen wohl. Meinen Willen gelte Sie mir, sende mir ihren guten Willen, meinen habe Sie immer Ihr!" (M. I, 110 b, 7 bis 111 a, 3. Vgl. I, 172 a, 2.) Dieses Hellsehen der Liebe, welches Walther hier so vollständig ausführt, bezeichnet Wolfram mit einem sonderbaren Bilde: „Wie bin ich so von Eulen-Art! Sie sieht mein Herz in finstrer Nacht" (M. I, 147 a, 1). Heinrich von Morunge sagt: „Sie wohnt mir zu allen Zeiten vor den Augen; mich dünket, sie geh' zu mir durch ganze Mauern; wenn Sie will, so führet sie mich von hinnen mit ihrer weißen Hand hoch über die Zinnen" (M. I, 55 a).

Die Sänger freuen sich, fast auf naive Weise, der Macht des Gedankens, die sie eben erst zu erkennen scheinen: „Ich freue mich, daß ich mag gedenken, wann ich will, der herzelieben Frauen" (M. I, 5 b, 8). „Wie wenig es mich verfahe, so freu' ich mich doch sehre, daß mir Niemand erwehren kann, ich gedenke doch ihr nahe, wohin ich Landes kehre" (M. I, 95 b, 4). Wie gehaß mir sei die Gute, doch bin ich ihr mit Gedanken bei; dafür hilft ihr keine Hute, wie ungenädig sie mir sei" (M. I, 36 b, 2). „Gedanken haben mir Liebes viel gethan" (M. II, 46 a, 5). „Es wissen alle Leute nicht, daß Wünschen also sanfte thut" (M. I, 165 a, 1. Vgl. II, 101 b, 2). Besonders preist Ulrich von Lichtenstein das Glück des Wünschens, das ihn alle Freuden der Minne voraus kosten läßt (M. II, 44 a, 9 bis 44 b, 7. Vgl. II, 38 a, 9 bis 38 b, 7. I, 65 b, 5. 86 a, 5). Andre dagegen fühlen auch das Quälende der Gedanken: „Ließen mich Gedanken frei, so wüste ich nicht um Ungemach" (M. I, 114 a, 5). „Gedanken fügen

wohl Ungemach" (M. I, 158 a, 1. Vgl. I, 70 b, 3. 145 b, 1. 146 b, 2). Manchen finden wir dergestalt in Gedanken vertieft, „mit Gedanken irrefahrend," daß er nur halb ist, wo man ihn ganz zu sehen wähnt, daß er weder Augen noch Ohren hat, den Gruß unerwidert läßt oder am Abend guten Morgen beut (M. I, 114 a, 6. 110 a, 6. 123 a, 3. 185 a, 2. 185 b, 4. 93 a, 4. Museum I, 442, 4).

Gedanken sind frei, dieses Sprichwort kömmt mehrmals in den Minneliedern vor (M. I, 40 a, 3. 88 b, 3. 121 b, 3). Galt es hier nur, frei der Geliebten zu denken, so wurde die Freiheit des Gedankens bald auch auf andre Gegenstände gerichtet; und gewis hat der Minnesang, indem er den Blick nach innen richtete, an geistige Beschäftigung gewöhnte, den innern Sinn übte und schärfte, das Seinige dazu beigetragen, dem Gedanken die Flügel zu lösen, der ob allen Aaren hoch in den Lüften schwebt (M. II, 178 a, 3).

So treiben denn auch unsre Minnesänger eine verliebte Scholastik. Sie stellen Betrachtungen an über den Begriff der Minne, über den sittlichen Werth der Frauen und andre Gegenstände eines feineren Nachdenkens. Anziehend ist es dabei, zu beobachten, wie oft der Gedanke noch ringen muß, sich aus den Tönen, aus der Unbestimmtheit der Gefühle hervorzuarbeiten; und wenn es ihm nicht immer gelingt, zu völliger Klarheit durchzudringen, so ist er doch so gewandt, irgend eine gefällige Aushülfe zu finden.

Das Wort Minne ist in jener Zeit ziemlich gleichbedeutend und gleich umfassend mit dem heutigen Liebe. Es bezeichnet die Liebe zu Gott (Gottes Minne, geweihte Minne, M. II, 183 b, 3 bis 184 b, 2), die Liebe zu Freunden und Verwandten, besonders aber die Frauenliebe in jeder geistigen und leiblichen Beziehung. Dagegen bedeutet Liebe den alten Dichtern die Freude, das Wohlgefallen, Erfreutsein, die Lust des Herzens. Darum der beständige Gegensatz von Liebe und Leide, Lust und Trauer, Lieb und Leid, Erfreulichem und Schmerzlichem. „Liebe muß oft mit Leide zergehn" (M. I, 143 b, 2). „Ich weiß den Weg nun lange wohl, der von der Liebe geht bis an das Leid; der andre, der mich weisen soll aus Leide in Liebe, der ist mir noch unbereit" (M. I, 65 b, 5). „Ob ich den Trost da fände, davon mein Leid verschwände, so wollt' ich aus Herzeleide in Herzeliebe gehn" (Museum I, 354, Str. 65). „Lieb ohne Leid mag nicht sein" (M. I, 41 b, 5).

„Anders so gestund es nie, denn daß beides, Lieb und Leid, zergieng" (M. I, 69 b, 6). „Ich suchte Lieb, da fand ich Leid" (M. I, 150 a, 3). „Herzelieb, was ich des noch je gesah, da war Herzeleid mir bei" (M. I, 114 a, 5. Vgl. I, 155 a, 1). „Mir ist mein Lieb eine herzigliche Schwere, so ist dabei das Leid meine höchste Freude gar" (M. I, 164 a, 7). „Seit man Leid nach Liebe hat, so soll auch Lieb nach Leide ergehn" (M. II, 25 b, 6). In Beziehung auf die Minne heißt Liebe vorzüglich das Anmuthen, das innige, herzerfreuende Wohlgefallen an dem geliebten Gegenstande [1]. Minne giebt Lieb' und Freude (M. II, 242 b, 2). Begriffe, die sich so nahe lagen, konnten leicht gänzlich in einander übergehen, und wir finden diesen Übergang schon bei den Minnesängern selbst: „Seit die Herzeliebe heißet Minne, so weiß ich nicht, wie die Leide heißen soll" (M. I, 52 b, 6). „Stete Liebe heißet Minne; Liebe, Minne ist all ein; die kann ich in meinem Sinne nimmer machen wohl zu zwein, Liebe muß mir Minne sein immer in dem Herzen mein" (M. II, 33 b, 5).

In vielen Liedern wird die Frage, das Räthsel (M. I, 123 a, 5) aufgeworfen und zu lösen versucht, was denn die Minne sei, dieses unsichtbare Wesen, das doch so gewaltig ist, daß ihm alle Lande dienen (M. II, 34 a, 7). „Was mag das sein, das die Welt heißet Minne und das mir thut so weh zu aller Stunde und das mir nimmt so viel meiner Sinne? Ich wähnte nicht, daß es Jemand erfünde. Hätt' ich es gesehen, davon mir ist geschehen also viel Herzensehre, so wollt' ich daran glauben immermehre" (M. I, 95 a, 5. Vgl. I, 157 b, 7. II, 145 a, 4). „Herre, sagt mir! was ist Minne? ist es Weib oder ist es Mann?" (M. II, 34 a, 6.) „Die Minne ist weder Mann, noch Weib, sie hat nicht Seele, noch den Leib, sie gleichet keinem Bilde, ihr Name ist kund, sie selbst ist aber wilde" (M. I, 127 a, 6. Vgl. I, 104 a, 3. 112 a, 2). Zum Begriff der wahren Minne wird gerechnet, daß sie gegenseitig sei: „Minne sonder Widerminne (Gegenliebe) zwischen zwein, das heiß' ich nicht geminnet gar" (M. I, 167 b, 4. Vgl. I, 117 b, 6). „Minne ist Minne, thut sie wohl; thut sie weh, so heißet sie nicht Minne. Minne ist zweier Wonne; theilen sie gleich, so ist die Minne da; soll aber ungetheilet sein, so kann Ein Herz allein sie nicht behalten"

[1] Beneckes Beiträge S. 255: Minne, liebes flegerinne.

(M. I, 123 a, 4. 5. Vgl. II, 112 a, 4). In dieser Beziehung wohl sagt der Marner: „Minne ist ein Er und ist ein Sie" (M. II, 177 b, 1). Andre befassen sich weniger mit spitzfindigen Untersuchungen und erklären lieber auf dem Wege der Erfahrung: „Wenn ich ihrer Minne gehre, so fraget sie, was Minne sei. Nun kann ich ihrs bescheiden nicht, sie folge denn meiner Lehre und sei mir eine Weile bei, da es Niemand sieht" (M. I, 13 a, 6). Die bündigste Erklärung giebt der tugendhafte Schreiber. Minne heißt ihm: „Mannes Mund an Weibes Munde" (M. II, 103 a, 1).

Wenn wir gleich gehört haben, daß die Minne weder Mann noch Weib sei, so erscheint sie doch häufig in Person. Vielfach wird Frau Minne angerufen und angeklagt. Auch in Gestalt heidnischer Gottheiten, als Venus, Amor, Cupido, tritt sie zuweilen auf (M. I, 3 b, 1. 5. 7 b, 2. 8 a, 6. 55 a, 4. II, 19 b, 3. 198 a, 4. 198 b, 3. 260 a, 4. Museum I, 398, 7. Benecke 221, 2). Doch meint Graf Konrad von Kilchberg, an seiner Liebe sei nicht sowohl Venus, noch Amors heiße Fackel schuld, als der Liebsten rosenblühende Wangen und ihre Trefflichkeit (M. I, 13 a, 2). Auch Wolfram zieht die lebende Geliebte der alten Göttin vor: „Venus, die Göttin, lebte sie noch, sie müste bei ihr erblichen sein" (M. I, 148 b, 5. Museum I, 411, 3).

Den Sängern, die sich selbst und ihren Sang nach der Minne benennen (Minnesinger, M. I, 183 b, 6, Minnesang, I, 7 a, 1. 122 b, 3. 199 a, 6. Vgl. Gottfrieds von Straßburg Werke II, S. 112, Str. 52. Minnelied, II, 76 a, 6), ist denn auch nichts zu hoch, wenn es die Minne zu preisen gilt. Ohne Minne ist Niemand froh, sie ist die beste Wonne der Welt, das sagen uns so manche Stellen (M. I, 6 a, 2. 30 b, 4. 45 a, 2. 3. 90 a, 8. 104 a, 3). Noch mehr, ohne Minne ist Niemand werth (M. I, 4 b, 2). Sie ist ein Hort aller Tugend (M. I, 104 a, 3. Museum I, 409, 1. M. I, 15 b, 7). Sie lehret Sünde lassen, nie ward sie bei den Sünden funden. Unminne ist Sünde, Minne ist aller Sünde frei (M. I, 4 b, 3. 4). Ohne sie kann Niemand Gottes Huld gewinnen, sie giebt zum Himmel gut Geleite (M. I, 127 a, 6 f.).

Dieses Lob der Minne fällt zusammen mit dem der Frauen. Sie sind die Freudegebenden (M. I, 202 b, 6), an denen der Welt Heil und Wonne liegt (M. I, 80 b, 6. II, 32 b, 8). „Was hat die Welt

zu geben Lieberes, denn ein Weib?" (M. I, 108 b, 4. 203 a, 5. 6.) Nichts ist ihnen zu vergleichen, als das Himmelreich (M. I, 171 a, 2). Ohne ihre Hülfe kann Niemand einen Tag froh bleiben (M. II, 32 b, 8). An sie gedenken, ist ein Trost in allem Leide (M. I, 114 b, 2. II, 23 a, 2). Diesen und andern Lobsprüchen ähnlicher Art (z. B. M. I, 23 a, 3. 30 b, 4. 32 a, 4. 6. 7. 171 b, 5. II, 29 b, 9. 102 a, 6. 7. 103 b, 6. 7. Museum I, 358, Str. 76. 363, Str. 93) gesellen sich wieder eben so viele, wodurch die Frauen nicht bloß als Spenderinnen der Freude, sondern auch als diejenigen verherrlicht werden, die in den Herzen der Männer jedes Gute und Edle pflanzen und beleben.

Unzählige Lieder verkündigen das Lob der Frauen, theils allgemein im Preise des Geschlechts, theils in besondrer Anwendung auf die Erkorne des Sängers, der er huldigt und dient, und, nach einem gangbaren Ausdruck, um der Einen willen Allen (M. I, 9 a, 2. 34 a, 4. 86 a, 7. 124 a, 4. 143 a, 2. 155 a, 8. 155 b, 2. 167 a, 1. 170 b, 6. 177 a, 2. II, 28 b, 1. 40 b, 8. 87 a, 3. 104 a, 1. 109 a, 2. 126 a, 4. Vgl. I, 118 b, 2. II, 105 b, 2). Von der Schilderung der äußern Reize steigt dieses Lob der Frauen auf zur Würdigung ihrer innern Vorzüge und ihres sittlichen Einflusses, zur begeisterten Erkenntnis vollendeter Weiblichkeit.

Die Beschreibungen der Frauenschönheit kennen wir schon großentheils aus der Betrachtung der dazu verwendeten Naturbilder. Sie halten sich meist in allgemeinen Zügen und sind sich daher im Ganzen ähnlich. Spiegelhelle, fröhliche Augen (I, 46 a, 2. Museum 340, 12. 346, 37. 365, 99), leuchtend rother Mund, rosenblühende Wangen, Hals und Hände, weißer denn Schnee und Lilien (M. II, 16 b, 3. 6. 19 a, 6. 47 b, 8), lange, meist blonde (fahle), goldlockige Haare (M. I, 23 a, 4. 24 b, 5. II, 62 b), schlanker Wuchs (M. I, 12 a, 6. 49 b, 3), das sind die Reize, die stets wiederkehrend erscheinen. Auch der schönen Brauen (M. I, 6 a, 1. II, 40 b, 3. 181 b, 5. Benecke 246, 4), der weißen, gleichen Zähne, die man fern erkennt (M. I, 49 b, 4. 165 b, 1. II, 17 a, 6), der Grübchen in Kinn und Wange wird nicht vergessen (M. I, 11 a, 1. II, 18 a, 5. 23 b)[1]. Wie diese Sänger die Natur im

[1] Eine ausführliche Beschreibung seiner Schönen giebt Walther, M. I, 118 b, 2 bis 6. Vgl. sonst I, 12 a, 6. 24 b, 5. 178 a, 1. 2. 5. II, 23 b. Miscellaneen I, 110. M. I, 61 a, 1. 67 a, 1.

hellsten Frühlingslichte darstellen, so auch die weibliche Schönheit in der vollen Blüthe der Jugend und der Gesundheit. Das Leben auf den Bergen, im freien Lufthauch, scheint die Farben frisch und leuchtend erhalten zu haben. Auch hier bewährt sich der Minnesang als Frühlingsdichtung.

Die Augen werden gerne den Sternen verglichen (M. I, 118 b, 3. II, 47 b, 3). Der Sänger wird zum Sterndeuter: „Zweier Sterne hat Gewalt, die mich machet jung und alt, das sag' ich den Leuten; darin kann ich sehen wohl, was hernach geschehen soll, und auch schön bedeuten" (M. I, 189 b, 2). Doch nichts beschäftigt die Sänger mehr, als der rothe Mund, der wund macht und gesund, dem das tröstende Lächeln und der beglückende Kuß zu Gebote stehn. „Ihr durchleuchtig rother Mund hat mich auf den Tod verwundt" (M. I, 4 a, 6). „Des Kuß hilft mir und anders nichts gesunden" (M. I, 6 b, 2). „Rother Mund, nun lache, daß meine Sorge schwinde!" (Museum I, 342, Str. 18.) „Tröste meine Sinne, daß ich den Kuß gewinne, sprich: ja! rother Mund!" (Museum I, 361, Str. 87.) Dieses sind Wendungen, die in Hunderten von Liedern wiederkehren. Bis zur Ermüdung wiederholen sie sich besonders bei Gotfrid von Nifen, der es redlich verdient hat, wenn ihn endlich eine Gunst vom rothen Munde zum Schweigen gebracht. Bezeichnend sagt von ihm ein Andrer: „Der Nifer lobt die Fraue sein und ihr röselichtes Mündelein" (M. II, 100 b, 4).

Das Einerlei solcher Wendungen wird gleichwohl von manchem blühenden Bild und treffenden Zuge belebt. Die Vergleichungen des rothen Mundes, seines Lächelns und Kusses, mit der Rose sind schon früher ausgehoben worden. Auch der leuchtende Rubin wird zum Bilde gebraucht (M. I, 47 b, 2. 148 b, 5. 184 b, 5); daher glaubt Kristan von Hamle, wenn die Liebste lache, so müsse ihr rother Mund nachts aus der Finsternis glänzen (M. I, 47 a, 4). Malerisch zeichnet der von Weißensee das schalkhaft trotzige Mündlein seiner Schönen: „Das steht, als ob es wolle sprechen: ja trutz! wer darf küssen mich?" oder: Das stellet sich, als ob es fünfe spreche" (M. II, 19 a, 5. 8 f.).

Ein schöner Ausdruck findet sich häufig bei unsern Sängern: „Sie thut mir in den Augen wohl" (M. I, 47 b, 4. 59 a, 5. Vgl. II, 180 a, 3. 237 b, 4. 260 a, 3) [1]; oder auch: „lieb in dem Herzen, viel sanft

[1] „Augenweide" M. I, 2 a, 3. 201 b, 2. 202 b, 4.



in den Augen" (M. II, 101 a, 6). Einige versichern, daß sie die Minnigliche lieber ansehen würden, als einen Engel, und wär' es der schönste, den Gott je gewonnen (M. I, 49 a, 7. [II, 70 b, 4.] II, 40 b, 4).

Doch nicht bloß was den Augen wohl thut, wird gepriesen. Der Schönheit wird die Liebe vorgezogen, eben das Ansprechende und Wohlthuende für das Herz. „Die Liebe steht der Schöne bei baß, denn Gestein dem Golde thut" (M. I, 108 a, 6. 7). „Die traf die Liebe nie, die nach dem Gut und nach der Schöne minnen; weh', wie minnen die!" „Zu der Schöne Niemand sei zu jach! Liebe thut dem Herzen baß, die Schöne geht der Liebe nach, Liebe machet schön ein Weib, das mag die Schöne doch nicht thun, sie machet nimmer lieben Leib" (M. I, 117 a, 4. 6). Diese Aussprüche Walthers hat Reinmar von Brennenberg in einem eifrigen Wettstreit der Liebe mit der Schöne weiter ausgeführt, dessen Entscheidung gleichfalls mit den Worten schließt: „Die Schöne giebt mir hohen Muth, die Liebe thut dem Herzen baß" (M. I, 185 b, 5 bis 186 a, 3. Vgl. Suchenwirt LXVI).

Schönheit und Liebe sind aber noch nicht das Höchste, wenn nicht die Güte, die Tugend hinzutrittt, beides Worte, die hier den sittlichen Werth bezeichnen. „Ich weiß wohl, daß die Liebe mag ein schönes Weib machen wohl, jedoch welch Weib stets Tugend pflag, das ist die, so man wünschen soll" (M. I, 108 a, 7). „Nach Frauen-Schöne Niemand soll zu vieles fragen, sind sie gut" (M. I, 78 b, 4). „Ihre Tugend ich immer kröne ob aller Schöne" (M. I, 170 b, 4). „Wohl ihr, die bei Güte Schöne hat!" (M. II, 42 a, 5.) „Schön von ihrer Güte ist meine Fraue, sie ist von ihrer Schöne gut" (M. II, 37 b, 9). Walther beklagt ein schönes Weib, daß ihre Schönheit keinen Werth mehr habe, seit man nicht mehr gewohnt sei, Tugend bei Schönheit zu finden (M. I, 140 a, 1). Wie es überhaupt für eine schätzbare Kennerschaft galt, „Frauen spähen" zu können (Nibelunge 2385. M. I, 119 b, 6. II, 24 a, 3. 36 a, 4. Frauendienst S. 20), so rühmt Ulrich von Lichtenstein sich besonders, den Frauen in das Herz zu sehen. Er ist Keiner von den Vielen, die der Frauen Schönheit sehen, ohne ihrer Güte wahrzunehmen. Ihm sind all ihre Tugenden volliglich erkannt, darum hat er dreißig Jahre ritterlich in ihrem Dienste verbracht. Wie er im Grunde ihrer Herzen jede Tugend besonders sehen möge, das

macht er kund. Mit Gedanken betrachtet er ihre Sitte und ihren Muth, damit erspäht er all ihre Heimlichkeit: „Was eine Fraue Tugend hat, die muß aus des Herzens Grunde gahn, wie der Saft aus Wurzeln gaht, in viel manche Blume wohlgethan" (M. II, 43 a, 6 ff.). So mit Gedanken das Innre erfassend, segnet sich derselbe Sänger, ein Himmelreich auf Erden gefunden zu haben, seiner Frauen tugendreiches Herz (M. II, 43 b, 5 ff.).

Die Tugenden, welche die weibliche Güte und Ehre (M. I, 199 a, 3) ausmachen, werden auch besonders benannt: Treue und Stetigkeit, Keuschheit, Fröhlichkeit mit Züchten, sanfte, bescheidene Rede, Scham, die wie ein reines Kind in schöner Frauen Schoße spielt (M. I, 117 b, 2. 49 b, 2. 168 b, 2. 169 b, 8. 197 a, 4. 199 a, 5. Benecke 202, 3. 251, 2. II, 175 b, 2. Frauendienst S. 80. 81).

Alle Trefflichkeiten der Frauen umfaßt aber schon das eine „hochgelobte" Wort Weib (M. II, 182 b, 6). Gepriesen wird, die ihre Weibheit unbefleckt erhalten hat (M. I, 200 b, 1. 5. 202 b, 5. II, 36 a, 3. 43 b, 2), die man mit Wahrheit nennet: weiblich Weib (M. II, 43 b, 7); ein verstärkter Ausdruck, der häufig wiederkehrt (z. B. M. I, 50 a, 4. II, 36 b, 1. 40 b, 3. 42 b, 1. 43 b, 2. 3. 243 b, 5). Das bedeutsame Wurzelwort durch alle Formen spielend, sagt man von dem, was den Frauen wohl ansteht: „das weibet wohl" (M. II, 42 a, 4); und zur Bezeichnung des Gegentheils: „Unweib, Unweibheit, unweiblich" (M. I, 116 b, 5. II, 43 a, 2. 40 b, 9).

Vielbesungen ist in den Minneliedern der reine, süße Weibes Name, womit nicht die bloße Wortbenennung, sondern hauptsächlich wieder der Begriff der Weiblichkeit selbst gemeint ist [1]. Zu den zahlreichen Lobpreisungen dieses Namens (z. B. M. I, 13 b, 6. 200 b, 1. Museum I, 344, Str. 28. 363, Str. 93. 367, Str. 108. M. II, 241 b, 6. 243 a,

[1] Auch die Stelle: „Weib, das hochgelobte Wort, das ist besser, denn irgend anders in der Welte sei" (M. II, 182 b, 6), meint doch wohl nicht das bloße Wort, sondern dessen Bedeutung. Mehrmals findet man die Zusammenstellung: „Weibes Name und Weibes Leib" (M. I, 116 b, 5. 200 b, 1, wo auch nur „Weib und Weibes Namen". II, 182 b, 6. 183 a, 2. 241 b, 6. 243 a, 3). Sind diese Ausdrücke nicht pleonastisch, so mag der erstere mehr auf die geistige Auffassung, den Begriff, der letztere auf die Erscheinung, die Persönlichkeit sich beziehen.

3. 243 b, 5. Tristan 8303) hat wohl ein Lied Reinmars des alten den Anklang gegeben, welches mit den Worten beginnt: „So wohl dir, Weib! wie rein dein Name! wie sanfte du zu nennen und zu erkennen bist!" (M. I, 67 a, 3.) Dieses Lied war so geschätzt, daß Walther in seiner Klage über den Tod Reinmars versichert: hätte Reinmar nichts gesungen, als die eine Rede: „So wohl dir, Weib! wie rein dein Name!" so hätt' er verdient, daß alle Weiber stets für seine Seele beten (Pfälzer Handschrift 357, Bl. 41 b) [1].

Der Name Weib wird selbst über den Namen Frau gestellt: „Weib muß immer sein der Weibe höchster Name und theuret baß, denn Frauen" (M. I, 116 b, 5. Vgl. II, 43 a, 2). Der Grund des Vorzugs ehrt unsre Sänger, er beruht darin, daß in solchem Gegensatze das Wort Frau nur den zufälligen Vorrang höherer Geburt (vgl. M. I, 183 a, 4 bis 6. 119 b, 6. 49 b, 5), der Name Weib dagegen das innre Wesen edler Weiblichkeit bedeutet. Klar ist dieses in folgenden Stellen: „Von Geburt eine Fraue ist sie und von Tugenden Weib" (M. II, 41 a, 1. Vgl. II, 36 a, 3); „Man muß sie eine Fraue nennen von ihrer hohen Art. Sie ist von Tugenden ein gut Weib" (Miscellaneen I, 110) [2].

Wie für den Preis der Schönheit die blühende Frühlingswelt die passendsten Bilder giebt, so für die Verklärung der Frauentugend des Himmels ewige Gestirne. So Heinrich von Morunge: „Ihre reine Tugend ist der Sonne gleich, die trübe Wolken machet lichtgefarb, wenn in dem Maien ist ihr Schein so klar" (M. I, 49 b, 5). Kristan von Hamle aber läßt seine Gebieterin von ihren Tugenden umgeben sein, „wie der lichte Mond unter den Sternen schwebet" (M. I, 47 a, 3).

[1] Vgl. Altes Meistergesangbuch S. 34, DXV.

[2] Umgekehrt heißt es einmal: „Sie hat ihre Weibheit viel wohl behütet vor unfraulicher That" (M. II, 38 a, 2. Vgl. II, 149 b, 3). In der Stelle: „Sie ist fürwahr ein weiblich Weib und eine Fraue mancher Tugend" (M. II, 36 b, 1) ist Fraue soviel als Gebieterin, Inhaberin. Später stritten Frauenlob und Regenbog über den Vorzug von Frau und Weib (M. II, 216 a, 2. 3), zu welchem Streite vermuthlich das vorangeführte Lied Walthers (M. I, 116 b, 5) der Anlaß war. Vgl. auch Altes Meistergesangbuch S. 45, DCI. Miscellaneen II, 279, III.

Die sittliche Würdigung der Frauen giebt auch dem Frauendienst eine höhere Bedeutung. Derselbe wird als ein vorzügliches Mittel der Gesittung, als eine Tugendlehre, eine Schutzwehr vor Übelthat angesehen. So behauptet Hartmann von Aue: „Was wir Rechtes werben und daß wir Männer nicht verderben, des sollen wir den Frauen Dank wissen" (M. I, 182 a, 2. Vgl. II, 97 b, 2). Er freut sich, daß er um der Erkornen willen zu Gott und zu der Welt den Muth desto besser kehre (M. I, 182 b, 3). Selbst unbelohnter Dienst wird auf diese Weise zum Gewinn. „Sie verhieß mir viel des Guten," sagt Reinmar, „daß ich falschen Dingen wäre gram, nun wähnet Sie, ich sei betrogen; so lohn' ihr Gott! ich bin von ihren Gnaden wohl gezogen" (M. I, 73 a, 2). Ähnliches spricht Walther: „Was soll ein Mann, der nicht begehrt Gewerbes um ein reines Weib? Sie lasse ihn immer ungewährt, es theuret doch wohl seinen Leib; er thut um Einer willen so, daß er den Andern wohl behagt, so macht ihn auch die Eine froh, ob ihm die Andre gar versagt; wer gutes Weibes Minne hat, der schämt sich aller Missethat" (M. I, 108 b, 3. Vgl. I, 108 a, 3. 38 a, 3. 190 b, 7. Museum I, 426, 2). Ein Versagen von weisen Weibes Munde wird für erfreulicher erklärt, als das Gewähren einer Unverständigen (M I, 163 b, 5). Weil nun das Werben um die Gunst der Frauen nicht bloß freudebringend, sondern auch dem wahren Werthe des Mannes förderlich ist, so wird überall zum Lob und Dienste derselben aufgefordert und die Jugend dazu angewiesen. „Lerne gerne wohlgefallen reinen Weiben, junger Mann! Eine meine vor ihn'n allen! so fährst auf des Glückes Bahn. Unpreis der wird dir wilde; gut Weib in eines jungen Mannes Muthe die entwirft dem Sinne viel tugendlicher Bilde" (M. I, 88 b, 1. Vgl. I, 108 a, 1 bis 5. 169 b, 6. 47 a, 7. 73 a, 4. 184 b, 3. 4). Ausführlich findet sich diese Anweisung auch in der Lehre des Vaters an den Sohn: „Sohn, willt du zieren deinen Leib, so daß er sei Unfüge gram, so minne und ehre gute Weib'! Des Mannes Herz ist ungesund, das sich nicht innen reinen kann mit Weibes Liebe zu aller Stund'. Gnade Gott an uns begieng, da er sich Engel dort erschuf, daß er sie (die Frauen) gab für Engel hie" (M. II, 252 a, 2 bis 7. Coloczaer Codex S. 98, V. 47 bis 50).

Solch hohe Meinung von den Frauen gebot im Umgang mit ihnen ein sittiges, achtungsvolles Benehmen. Nur schüchtern und verzagt

konnte man in Gegenwart so vollkommener Wesen auftreten und selbst die Stunde lockender Gelegenheit blieb aus zarter Scheue unbenützt. Viele Lieder sind Zeugen solcher Verzagtheit und zärtlichen Verwirrung. „Wie mag das immer so geschehen, daß ich so sehre fürcht' ein Weib, daß ich ihr nicht wage zu gestehen, wie sie bezwinget mir den Leib? Sie ist zu gut, gering bin ich, ich dünke mich nicht ihr selben werth" (M. I, 25 a, 4. Vgl. I, 32 b, 1. 2). „Da Sie ohne Hute vor mir saß, warum redt' ich da nicht mehr? Da war ich allzu froh der Stunde, daß ich vor Liebe gar nicht sprach; es möchte Manchem noch geschehen, der Sie sähe, wie ich Sie sah" (M. I, 66 b, 4. Vgl. I, 23 a, 2. 62 b, 2). „Viele können desto baß reden, wenn sie bei Liebe sind; wie oft ich noch bei Ihr gesaß, so wust' ich minder, denn ein Kind, ich ward an allen meinen Sinnen blind" (M. I, 141 a, 4. Vgl. I, 138 b, 7. Raynouard B. V, S. 329: Bona domna u. s. w.). „Wenn ich bei der Hochgemuthen bin, die mir ohn' ihr Wissen nimmt die Sinne gar, so nehmen ihre spielenden Augen hin, was ich auf Genade sollte sprechen dar" (M. I, 32 b, 3). „Wenn ich sprechen soll zu Noth, so weiß ich allzu wenig, das mir fromme, von Schämen werd' ich roth; darnach weiß ich Wunder, wenn ich von Ihr komme" (M. II, 183 a, 3). „Ich weiß wohl, daß Sie lachet, wenn ich vor ihr steh' und weiß nicht, wer ich bin. Da schweig' ich als ein Stummer, der von seiner Noth nicht sprechen kann, als daß er mit der Hand die Worte deuten muß: so zeig' ich Ihr mein wundes Herz und falle vor Sie und neig' auf ihren Fuß" (Heinrich von Morunge, M. I, 53 b, 7 bis 54 a, 2. Vgl. I, 54, 3. 4. 165 a, 5).

Das leiseste Zeichen der Gunst muste so bescheidene Verehrer entzücken. Gepriesen wird die erfreuende Kraft des Grußes: „Ja, reicher Gott, wie sanft es thut, wen grüßet wohl ein lieblich Weib! Sein Muth der flieget also hoch, als wie der edel Adelar" (M. I, 7 b, 6). „Von der mir thät' ein Gruß noch sanfter an dem Herzen mein, denn ob ich zu Rome Kaiser sollte sein" (M. I, 78 b, 5. [100 a, 1.] Vgl. I, 4 a, 3. 4. 12 b, 6. 78 b, 5. 115 a, 2. 169 b, 4. II, 18 b, 6. 7. 92 b, 4. 102 a, 7. Museum I, 401, 2). Freilich besagt dieses Wort jedes Freundliche vom gewöhnlichsten Gruße, den die Schöne mit aller Welt theilen muß (M. I, 50 a, 2. II, 87 b, 3), bis zum bedeutungsvollsten Zugeständnis. Doch „ein halbes Wort" schon, wollte sie ihm das zum

Gruße senden, würde den Liebenden reich machen und hochgemuth (M. I, 146 a, 1). Macht ihn ja schon ihr Anblick wieder auf ein volles Jahr gesund (M. I, 57 a, 1). Dem von Gliers ist die Geliebte ein Baum, der in allen Tugenden wächst und blüht; ihre Minne wäre der Apfel, doch so hoch darf der Sänger nicht verlangen: „Ich möchte nur im Schatten sein, der Apfel wird doch nimmer mein" (M. I, 42 b, 2).

Die Sänger haben ein Ideal vollendeter Weiblichkeit aufgestellt und die Frau, welche diesem entspricht, ist mit wunderbaren Kräften begabt. Sie macht jung und alt, je nachdem sie gnädig oder ungnädig ist (M. I, 9 b, 3. 109 a, 1. 154 a, 1. 189 b, 2. II, 18 b, 4. 60 a. 103 b, 4). Aus ihrem Rosenmunde duftet ein verjüngender Balsam (M. I, 184 b, 5); wer ihr so recht in die klaren Augen sehen dürfte, dem wüchse nimmer graues Haar (Museum I, 346, Str. 37). Wer Sie des Morgens ansieht, den Tag geschieht ihm nimmer Leid; der Kranke, dem Sie die Adern befühlen wollte, bedürfte keines Arztes mehr (M. II, 23 b). Wer Sie des Jahres einmal sah, der ist vor allem Fehl behütet (M. I, 43 b, 5). Von einer schönen und trefflichen Frau wird ein ganzes Land erfreuet und geschönet (M. I, 6 b, 3. 140 a, 1. 184 b, 6. 189 b, 7. II, 105 b, 2. Museum I, 411, 4); von ihrer Ungunst könnt' ein Land verderben (M. I, 190 b, 1. Vgl. II, 181 b, 4). Wo Sie weilt, darf man ohne Sorge sein, daß der Reif den Bäumen oder den Blüthen schade (M. II, 23 b).

Eine religiöse Weihe der Frauen [1] wird zwar erst bei den späteren, lehrhaften Dichtern ausgesprochen, die überall Beziehungen auf die Glaubenslehre suchen. Nicht bloß wird als Grund der Verehrung geltend gemacht, was auch früher schon vorkömmt, daß wir Alle von den Frauen gekommen (M. I, 22 a, 2. [II, 207 b, 4.] II, 216 a, 3. 252 a, 2. Coloczaer Codex S. 98, V. 39. Raynouard B. V, S. 379: E ja nuls hom u. s. w.), oder daß die Frauen Gottes vollkommenstes Geschöpf seien (M. I, 188 a, 4. II, 142 b, 4. 5. 183 a, 2); es wird ausdrücklich gesagt, daß Gott sie nach seiner Mutter gebildet [2]; daß sie

[1] Vgl. oben S. 113.

[2] Meister Stolle, Miscellaneen I, 99:
Ja wizzent! swer ist vrouwen holt unde in wol eren gan,
Daz der got unde der muoter sin uf erden nimmer baz gedienet hat.

besonders erkoren seien, die himmlische Schaar zu mehren (M. I, 188 a, 3. 4). Gott selbst ward von einer Jungfrau geboren, das gab er ihnen zu Steuer (M. II, 143 a, 1). Ja er hat nach einem abenteuerlichen Liede Reinmars von Zweter im Dienste der Frauen sein Blut am Kreuze vergossen (Pfälzer Handschrift 350, S. 211). Aber auch ohne diese besondern Beziehungen sind die eigentlichen Minnesänger von dem durchdrungen, was ein Walthern zugeschriebenes Lied ausspricht: „Gott hat gehöhet und gehehret reine Frauen, daß man ihnen wohl soll sprechen und dienen zu aller Zeit" (M. I, 130 b, 1). Darum stellen sie, wie wir mehrfach gesehen, die Frauen und den Frauendienst überall mit den heiligsten Dingen zusammen, und Ulrich von Gutenburg sagt von der Geliebten, sie müsse stets nächst Gott seine Anbetung sein (Museum I, 444, 4)[1].

Wir[2] finden Marien als die Heilige eines besondern Legendenkreises. Hier treffen wir auf eine ihr geweihte Liederdichtung[3]. Die Lieder zu ihrem Preise sind in den alten Sammlungen den Minneliedern zugesellt; und wirklich schließen sie sich auch im innern Zusammenhang der zuletzt betrachteten geistigen Richtung des Minnesanges an. In ihr ist die Apotheose des vielgepriesenen Weibesnamens: „Königin ob allen Frauen!" (M. I, 125 b, 5.) „Du hast alle Weib gepreiset" (M. I, 29 a, 3). „Du minniglicher Blumenglanz, du blümest aller Mägde Kranz" (Gottfrieds von Straßburg Werke II, S. 102, Str. 3).

Die vielen ihr gewidmeten Gesänge schließen sich nach Inhalt und Ton an die lateinische Hymnendichtung. Auch in ihnen herrscht eine Gemeinschaft wiederkehrender Bilder und Vergleichungen; Marie ist die Rose ohne Dorn, die Taube sonder Galle u. s. w., besonders aber werden Bilder und Gesichte aus den Propheten, aus der Offenbarung und andern biblischen Schriften auf sie angewandt.

Eines der bilder- und tonreichsten Lieder auf sie ist das des Bruders Eberhard von Sax (M. I, 28 ff.). Größere Gesänge haben ihr

[1] Raynouard B. V, S. 380: E s' ieu u. s. w.

[2] [Das Folgende bis zum Schlusse des Abschnittes ist ein späterer Zusatz. H.]

[3] [Man vergleiche: Otto Richter, Die religiöse Lyrik in der Blüthezeit des deutschen Minnegesangs. Osterprogramm der Realschule zu Görlitz 1868. H.]

vorzüglich Gottfried von Straßburg [1] (gedruckt in B. II seiner Werke, herausgegeben durch von der Hagen, Breslau 1823) und der spätere Frauenlob, der eben davon den Namen zu haben scheint, in seiner Bearbeitung des hohen Liedes, gewidmet. Der jüngere Titurel enthält einen schwungvollen Hymnus auf sie.

Konrads von Würzburg „goldene Schmiede" ist ein Preisgedicht auf Marieen, zwar nicht lyrisch, in strophischer Form, sondern in den gewöhnlichen Reimpaaren (gegen 2000 Verse stark), aber mit aller Fülle der Bilder und Gleichnisse (veröffentlicht im Coloczaer Codex altdeutscher Gedichte, herausgegeben von Mailath und Köffinger, Pesth 1817, und in den altdeutschen Wäldern der Brüder Grimm, B. II, 1815, woselbst in den Vorbemerkungen die in den Mariengedichten episch wiederkehrenden Bilder zusammengestellt sind). [2]

[1] [Daß Gottfried von Straßburg den ihm beibelegten Lobgesang auf Christus und Maria nicht verfaßt hat, daß jenes Stück vielmehr von einem alemannischen Dichter aus dem Ende des 13ten Jahrhunderts herrührt, hat F. Pfeiffer im dritten Bande seiner Germania, Stuttgart 1858, S. 59 bis 80 dargethan. H.]

[2] [Man vergleiche nun die Ausgabe von Wh. Grimm, Berlin 1840. 8. H.]

VI.

Tagelieder.

Die geistige Richtung des Minnesanges, welche wir bisher geschildert, konnte den Verfolg desselben nach entgegengesetzter Seite nicht unterdrücken. Bei aller tiefen Verehrung, die den Frauen gezollt wurde, war der Anspruch auf den vollesten Lohn der Minne keineswegs aufgegeben, und wenn gleich Einige vorbeugen, daß sie nichts begehren, wovon die Geliebte erröthen müßte (M. I, 32 a, 3. 4. 43 a. Vgl. Flore 6072 ff.), so werden anderwärts viel kühnere Wünsche ohne Rückhalt ausgesprochen (z. B. M. I, 68 a, 1. 74 b, 7. 167 a, 3. 180 b, 7. II, 34 a, 4. Miscellaneen I, 111, Str. 6. 7 [1]). „Die mir in dem Herzen liegt, ach, hätt' ich sie an meinem Arme!" sagt der Schenk von Landeck (M. I, 198 a, 3. Vgl. I, 48 a, 1). Selbst jene Lieder, in welchen der Dienst der Frauen als der Weg zur sittlichen Vervollkommnung empfohlen wird, zeigen am Ziele noch Freuden andrer Art (M. I, 108 a, 4). Wenn der Vater dem Sohne rühmt, wie schön dem ritterlichen Diener der Frauen der Schild zu Halse stehe, so fügt er hinzu: „Ihm kommt zu Lohn ein blanker Arm, da ihm der Rieme liegen soll" (M. II, 252 b, 1).

Wir haben früher die manigfachen Hindernisse dargelegt, welche der Zustand der Gesellschaft und die Meinungen der Zeit den Wünschen der Liebenden entgegensetzten, und eben aus solchem Versagen haben wir die geistige Richtung des Minnesangs entwickelt. Zugleich aber ist dort angedeutet worden, wie ein unermüdlicher Dienst zuletzt doch ein Recht auf das Versagte geben, wie ein kühner Entschluß alle Schwierig-

[1] Äußerungen, daß solches dem Sänger noch nicht geworden s. M. I, 51 b, 4. 96 b, 4. 97 a, 1. 108 a, 5. 139 b, 8. 151 b, 6 bis 8. 161 a, 3. II, 24 b, 6. 25 b, 5.

keiten besiegen konnte. Es bleibt uns übrig, bei diesen Andeutungen wieder anknüpfend, nun auch die Gegenseite der idealen Richtung vollständiger zu entfalten. Kräftig und lebensfrisch, zu jedem Spiel und Ernst des Kampfes gewöhnt, musten die Ritter jener Zeit gerad in der Wagnis und dem Abenteuer Reiz und Aufforderung finden. „Verbotnes Wasser ist oft besser, denn Wein; was man gar ohne Furcht hat, verleidet sich; verstohlne Minne höht den Muth" (M. I, 24 a, 2. Vgl. Benecke 244, 1). Und so bietet sich uns eine eigene, zahlreiche Gattung von Liedern dar, in denen wir die Liebenden, mitten unter Gefahr und Schrecken, am Ziel ihrer Wünsche sehen. Es sind dieses die Tagelieder; ein Wort, das zunächst den Sang des Wächters, wenn es tagt (M. I, 107 a, 9. 107 b, 2. II, 167 a, 3, auch Tageweise, M. I, 147 a, 6), dann aber die Minnelieder bezeichnet, welche den Wächterruf zum Anhalt nehmen.

Die Grundform der Tagelieder, wie sie aus der Mehrzahl derselben entnommen werden kann, ist diese: der Wächter auf der Burgzinne sieht den Morgenstern aufglänzen, er kündet mit Sange den Tag und warnt Alle, die bei verstohlner Liebe weilen; die Schöne erschrickt an der Seite des entschlummerten Geliebten, die Gefahr drängt sie, ihn zu wecken, und es ergeht ein Abschied, süß und schmerzlich zugleich.

Der Wächter auf der Zinne der Mauer spielt überhaupt in den Dichtungen des Mittelalters eine nicht unbedeutende Rolle. Als Bild einer willkommenen Sache wird angeführt, wie den Wächter nach langer kalter Nacht der aufgehende Tagstern erfreut (Titurel Bl. 10 b, 5. Wilhelm v. Or. III, Pfälzer Handschrift 404, Bl. 243 b). Durch die Stille der Nacht hört man ihn das Unglück des Hauses und sein eigenes klagen; mancherlei Unterhandlung und nächtliche Besprechung wird mit ihm gepflogen. Seine Einführung in den Minnesang lag sehr nahe, denn nächtliche Zusammenkünfte konnten von ihm nicht wohl unbemerkt bleiben. Auch die Provenzalen haben das Wächter- oder Tagelied (alba, Raynouard B. V, S. 171). Schon seine Anlage, Handlung und Gespräch, deutet auf höheres Alterthum. Gleichwohl erscheint es bei unsern ältesten Minnesängern noch nicht in der oben angegebenen Form. Bei Dietmar von Aist weckt noch ein Vögelein vom Zweig der Linde (M. I, 41 b, 5. 6). Heinrich von Veldeke, der liederreiche Reinmar, Hartmann, Milon, der Burggraf von Regensburg haben

keine Wächterlieder, so manche Anspielungen auf vertrauliches Zusammensein gerade bei diesen Sängern vorkommen. Auch Kaiser Heinrich giebt einen Wechselgesang beglückter Liebenden, sodann einen Abschied nach traulicher Zusammenkunft, ohne daß irgend ein Wächterruf vernommen würde (M. I, 1 a, 5 bis 1 b, 2). Möglich, daß die Tagelieder ursprünglich mit der Frühlingsdichtung zusammenhiengen, wie das angeführte Lied Dietmars anzudeuten scheint (vgl. Museum I, 394, 1. 395, 1. Grimm, Altdänische Heldenlieder 163, 36. 173, 39, Refrain), und daß sie erst später in den Burgen einheimisch wurden. In einem provenzalischen Tagelied von alterthümlich einfachem Gepräge befinden sich die Liebenden, welche der Frühruf des Wächters aufschreckt, in einem Baumgarten, darin die Vögel singen (Raynouard B. II, S. 236 [1]). Nächtlichem Aufenthalt im Freien war allerdings der deutsche Himmel weniger günstig und darum blickt in unsern Wächterliedern der unerwünschte Tag durch verschlossene Glasfenster in das Gemach (Miscellaneen I, 100, 4. 102, 2. 110 u.). Doch erkennt man an mehreren Stellen die waldige Umgebung der Burg, daraus der Vögel Morgenlied ertönt (z. B. M. I, 27 b, 5. II, 167 a, 1). Erst bei Walther (M. I, 107 a, 5 bis 107 b, 2) und Rubin (M. I, 171 a, 4 bis 171 b, 2) tritt wirklich der Wächter hinzu. Wenn nun gleich die vielen Lieder dieser Art auf gleicher Grundlage beruhen, so ist dennoch die Ausführung manigfach abwechselnd; nicht bloß in der Versweise, im Stil und Schmuck des Gedichts, sondern in der Handlung selbst, indem bald dieser bald jener Theil derselben, bald die eine bald die andre der theilnehmenden Personen hervorgehoben oder mit neuen Wendungen dargestellt wird.

Wie überhaupt im Minnesang innrer Zusammenhang und fortschreitende Handlung unverkennbar ist, so stehen auch die Tagelieder nicht vereinzelt da. Sie sind vorbereitet durch die schon erwähnten Anspielungen auf diesen letzten Lohn der Minne, durch Botenlieder, in welchen solche Werbung geschieht (M. I, 97 b, 4), durch Lieder, in denen die Schöne noch jedes kühnere Begehren von sich weist (M. I, 18 b, 4 bis 6), durch andre, welche den schwachen Widerstand des lie-

[1] Weitere provenzalische Tagelieder finden sich bei Raynouard B. III, S. 251. 313. 342. 461. B. IV, S. 399. B. V, S. 68: „Sus levatz, drutz c'amatz“ u. s. w. S. 74 (auch Parnasse occitanien S. 110. Journal des savants, Mai 1820, S. 298).

benden Herzens, oder gar den gefaßten Entschluß verrathen (M. I, 63 b, 3. 81 b, 2 bis 7. 97 a, 5. 97 b, 2. 182 b, 6 ff.). Von andrer Seite schließen sich ihnen solche Äußerungen an, worin der Sänger klagt, daß ihn der Wächter an der Zinne nichts angehe und er ruhig bis an den Morgen schlafen könne (M. I, 5 a, 7. 151 b, 5 bis 8. 161 a, 3. [II, 207 b, 5]). In den Tageliedern selbst entspinnt sich zuerst Unterhandlung mit dem Wächter, dessen Einverständnis und Obhut den Liebenden nöthig ist. Da vernimmt der Wächter aus der Dunkelheit eine Stimme, die ihn anredet. Bald erkennt er den längst Erwarteten. Mit den freundlichsten Worten bittet ihn der Ritter, seine Ankunft der Geliebten zu melden (M. I, 16 a, 5). Hinwider hören wir die einsam Harrende klagen. Kömmt Er, der ihr bei dem höchsten Eide zu kommen gelobt, dann entbehrt sie leicht der Blumen und der grünen Heide. Sie verwünscht das arge Hüten, das treuer Liebe so viel Leides giebt. Müde des langen Sehnens fodert sie den Wächter auf, den Tag anzusingen. Auf einmal kömmt der Geliebte; da spricht sie: „Wächter, nun laß dein Singen! es ist noch nirgend Tag" (M. I, 17 a, 2. 3). Es tritt wohl auch eine Dienerin zum Wächter an die Zinne und unterweist ihn, Lohn verheißend, wie er den Kommenden leise ansprechen und ihm, wenn er die rechte Antwort giebt, an das Fensterlein winken soll; der Ritter erscheint, wird eingelassen und empfiehlt dem Wächter, gut zu hüten (M. I, 90 b, 3 f.). Anderswo hat die Frau selbst den Wächter durch Liebkosungen gewonnen (Miscellaneen I, 100, 4), oder sie ermahnt ihn, die Stunde wohl zu merken, da die Wolken sich färben, den Morgenstern und den Sang der Vöglein sorgfältig zu beachten, damit der Ritter ungefährdet wieder von hinnen komme (M. II, 167 a, 2). Auf einem Bilde der manessischen Liederhandschrift wird der Ritter, in einem Zieheimer sitzend, von der Frau den Thurm hinaufgewunden. Auf einem andern steigt er eine Leiter hinan und empfängt von der Schönen, die an der Zinne steht, einen Blumenkranz, als Sinnbild des Minnesoldes (vgl. M. I, 143 a, 5). Wenn nun der Tag durch die Wolken bricht, so läßt der Wächter seinen „Warnsang" (Benecke 241, XXXIV) ertönen. Er warnt bald im Allgemeinen verborgne Liebende, bald diejenigen besonders, die sich seiner Obhut vertraut haben. Mancher einfache Ruf mochte dem Leben selbst entnommen sein: „Ich singe, ich sage, es ist an dem Tage" (M. I, 18 a, 3); „Es nahet

dem Tage, wo sich zwei Liebe scheiden, die haben herzeleide Klage" (M. II, 113 b, 2 ff.). Die provenzalischen Tagelieder haben fast alle den Kehrreim (Refrain). Ebenso mehrere deutsche (M. I, 17 b, 7 ff. [Vgl. I, 15 b, 1. II, 98 a, 1.] 56 b, 5 ff. II, 110 b, 1 ff. 113 b, 2 ff.). Bei andern kann er im Aufschreiben weggefallen sein oder ist er nur noch angedeutet (M. II, 23 a, 5: „Und ist es Tag"). Ursprünglich sind wohl eben jene volksmäßigen Wächterrufe der Kehrreim gewesen, wie sie auch noch als solcher vorkommen. Mit dem eigentlichen Tagrufe verbinden sich dichterische Beschreibungen des aufgehenden Morgens, gefühlvolle Äußerungen sorgsamer Wächtertreue, oder auch allgemeinere Mahnungen: „Maße ist zu allen Dingen gut" (M. I, 16 b, 4); „Wohl ihm, der bei Liebe Leides sich behüten kann!" (M. I, 48 a, 2. Vgl. I, 153 a, 7. II, 88 a, 5. 96 b, 3. 115 a, 4.) Spätere fallen hiebei nur zu sehr in den Lehrton. Nicht gering ist des Wächters Verlegenheit, wenn sein Ruf nicht vernommen oder nicht beachtet wird, oder wenn er den Unwillen der Erwachenden fürchtet. Dann fodert er die Vögel auf, statt seiner zu singen, sie nimmt er zu Zeugen, daß er seine Pflicht gethan; oder er stellt die Liebenden gänzlich in Gottes Pflege (M. I, 15 a, 6 ff. Vgl. I, 16 b, 4. II, 96 a, 4 ff. 166 b, 3). Fürsorgend erscheint wieder die treue Dienerin, die des Wächters Singen gehört hat und der Frau die Mähre bringt (Benecke 244, 2). Beklagt wird nun die Kürze der flüchtigen Nacht (M. I, 16 b, 6. 147 b, 4. 153 b, 4), geflucht wird dem grauen Tage (M. I, 147 b, 4. II, 49 a, 2. 166 b, 4), der die Liebenden scheidet (M. I, 147 b, 5). „Weh geschehe dir, Tag, daß du mich läßt bei Liebe länger bleiben nicht!" (M. I, 107 a, 5.) „Weh dir, Tag, o weh! daß du einen Mann willt von mir scheiden, daß in Christenlanden noch bei Heiden Weib so lieben nie gewann!" (M. II, 97 b, 6.) „O weh Tag! Wild und Zahm, das freut sich dein und sieht dich gerne, außer ich Eine" (Miscellaneen I, 100, 3). Da wird denn selbst versucht, dem Wächter den Tag abzuläugnen: „Wächter, erkennst du des Mondes Schein für Tageszeit?" (M. I, 48 a, 1.) „Sage mir mit sanftem Worte! hörst du die Vöglein in dem Hage? Du hast mein Herz aus süßem Schlaf erwecket" (M. I, 27 b, 5). „Der Wächter sagt, er sehe des Morgens Schein, das wähn' ich nicht; den kleinen Vögelein träumet auf Ästen; der Sterne Gläßten trüget, der Wächter lüget" (M. II, 166 b, 4. Vgl. M. I, 171 b, 1. Miscellaneen

I, 102, 1). In einem schönen Tagliede des Markgrafen von Hohenburg bekämpfen sich, wiederkehrend, die Mahnung des Wächters: „Weck' ihn, Fraue!" und das Wort der Schönen: „Schlaf, Geselle!" Drei Leben stehen auf der Spitze, da entscheidet der Wächter: „Nun weck' ihn! denn ihn wecket doch mein Horn" (M. I, 17 b, 7 ff. Vgl. II, 98 a, 3). Mitunter singt auch wirklich ein schlauer Wächter zu frühe, denn er will mit „Miethe besponnen sein." Die Frau bietet ihm Silber, Gold und edel Gestein, da verspricht er, später zu warnen (M. I, 2 b ff. Vgl. I, 37 a, 3 bis 5. Miscellaneen I, 101, 3). Es giebt Tagelieder, worin der Wächter gar nicht vorkömmt oder seines Sanges nur beiläufig erwähnt wird (M. I, 41 b, 5 f. 147 b, 3 ff. 107 a, 5 ff.171 a, 4 ff. Miscellaneen I, 100, XI). Hier ist dann die Darstellung ganz den Liebenden selbst und ihrem zärtlichen Scheiden gewidmet. „Wenn du, mein Traut, nun von mir scheidest, wem läst du dann ein sehnendes Weib?" (M. II, 23 a, 5. Vgl. I, 148 a, 1.) „Was helfen Blumen roth, seit ich nun hinnen soll, viel liebe Freundin? die sind mir verhaßt, recht wie den Vögeln die winterkalten Tage" (M. I, 107 b, 1). Der Thränen viel wird da vergossen (Benecke 245, 1. 201, 3. M. I, 56 b, 7. II, 96 b, 2). Das schmerzlich Süße solcher Abschiede bezeichnen Wolframs Worte: „Weinende Augen, süßer Freudenkuß" (Miscellaneen I, 100, 5. Vgl. M. I, 147 b, 4: „Schimpf bei Klage"). Klage, daß Lieb nicht ohne Leid sein möge (M. I, 41 b, 5. Vgl. I, 91 a, 2. II, 96 b, 5. 167 a, 1); Trost des Wiedersehens (M. I, 28 a, 1. 147 b, 3 ff. II, 88 b, 3); heilige Versicherung unwandelbarer Treue und steten Dienstes (M. I, 171 b, 2. 107 b, 2. II, 49 a, 3. Benecke 201, 3): „Soll ich nun von dir scheiden, so muß doch ungeschieden sein getreues Herzens Treue" (M. I, 153 b, 3. 4). Austausch der Herzen: „Ihr Herz ihm durch das seine brach" (M. I, 91 a, 1. 2. Vgl. Benecke 243, 3). „Der Herzen Wechsel ward da nicht gespart" (M. II, 96 b, 5). „Der Wechsel da mit Kuß ergieng" (Benecke 243, 3. Vgl. noch I, 152 a, 2. 171 a, 4 bis 6 [1]). „Führ' mich in deinem

[1] In einem provenzalischen Tageliede (Parnasse occitanien S. 110) sagt der Ritter:

> Per dieu, no m'oblidetz mia!
> Qu'el cor del cors reman sai,
> Ni de vos mais no m partrai.

Herzen hinnen!" M. II, 37 a, 2.) Er nimmt ihre Freude hin (M. I, 41 b, 6) und läßt ihr die seinige zum Pfande (Benecke 214, 3). Groß ist ihre Sorge, daß der Geliebte glücklich wieder von hinnen komme: „Sich hub groß Weinen von ihr hie, daß sie nicht mochte wissen, wie er käme hin" (M. I, 171 b, 1). „Den ich in meinen Augen gerne bärge, o weh des, wie kommt er hin?" (M. I, 147 b, 3. Vgl. M. II, 38 a, 3.) „Wächter, nimm mein Gold und hilf ihm hin, wies mir ergeh'!" (M. I, 48 a, 3.) Einsam trauernd bleibt sie zurück (M. I, 107 b, 2) und als Nachklang finden wir ein sehnend Lied, darin die Getrennten sich der Freuden und Schmerzen jener Nacht erinnern, in der des Ritters getäuschtes Auge die leuchtende Schönheit der Geliebten für den Schein des Mondes nahm (M. I, 56 b, 5 bis 8. Vgl. I, 1 a, 5. 6. 41 b, 8).

Dieses nun sind die Tagelieder, die zu ihrer Zeit so beliebt und viel gesungen waren. Das Urtheil über das Anstößige dieser Liedergattung wird sich mildern, wenn man den Ton und die Bedeutung derselben recht erfaßt. Die Erfindungskraft des Dichters ist im Ganzen keineswegs auf lüsterne Schilderung, sondern auf die Darstellung der Gefahr und des Trennungsschmerzes nach kurzem Glücke gerichtet. „Wie schwer sich Lieb von Liebe schied, ein Freund von seiner Frauen" (M. II, 213 b, 1. Vgl. M. I, 161 a, 3. [II, 207 b, 5]). Daß Lieb nicht ohne Leid sein könne, ist der ausgesprochene Sinn dieser Gedichte. Darum ist der Ton des Ernstes und der Trauer in ihnen vorherrschend. Auch sind sie nicht mit dem flüchtigen Genusse des Augenblicks abgeschlossen. Der glückliche Augenblick ist das Siegel der Treue, die in allen Prüfungen der Trennung ausharren soll. Und so ist auch diese Gunst nicht leicht erworben, sie ist, wie wir früher entwickelt, der Lohn eines langen unermüdeten Dienstes und muß noch im Augenblicke selbst gefahrvoll errungen werden. Die Neigung siegt über widernatürliche Einrichtungen, aber sie bricht Gesetz und Herkommen, darum kann das Verhältnis kein heiteres sein. Es erhebt sich jedoch über die Gemeinheit, indem es die sittlichen Bestandtheile ewiger Treue und einer auf erprobten Werth gegründeten Liebe in sich aufnimmt. Schön sagt die Frau in einem Tageliede von Winli: „Deine Zucht deine Mannheit und deine Milde hat mich mit Schwert und auch mit, Speer erfochten unter Helm und unter Schilde, mit Heldes Hand, in Stahlgewand" (M. II, 23 a, 5).

Sänger von ernster Sinnesart, wie Walther und Rubin, verschmähen denn diese Weise nicht. Wolfram allein hat fünf kunstreiche Tagelieder gesungen (M. I, 147 a, 4 bis 148 a, 2. Miscellaneen I, 100 bis 102), wiewohl er die Minne einer offenen Hausfrau rühmt, bei der man vor Merkern unverhohlen den Tag erwarten könne, ohne mit Gefahr des Lebens ausgeleitet werden zu müssen (M. I, 147 a, 4 f.). Auch hohe Herren hielten es nicht für unwürdig, dergleichen Gesänge zu dichten, wie König Wenzel von Böheim, der sich doch einmal rühmt, daß er die Rosen nicht gebrochen, deren er Gewalt gehabt (M. I, 2 a, 5 f. Vgl. jedoch I, 2 b, 4 [1]). Des Kaisers Heinrich ist schon gedacht worden. Selbst ein geistlicher Fürst soll sich in dieser Gattung versucht haben: „Wem sollte das nicht wohl gefallen," sagt der Renner, „daß ein Abte von Sanct Gallen Taglied machte so rechte schöne?" Von Späteren wurden die Tagelieder auf Sittenlehre und geistliche Ermahnung angewendet. Eines dieser Gedichte hat zu seinem Kehrreim ohne Zweifel einen alten Wächterruf benützt: „Schau' fürhin, schau' und wart' all um dich! Ich sehe den Tagstern, also dünket mich, wer um Ehre wolle werben, der soll nicht säumen sich" (M. II, 110 b, 1 bis 4. Vgl. II, 107 a, 4 ff.). Ein andres ruft die Minner der Welt auf, sich dieser falschen Geliebten zu entreißen, bevor der Tag des Gerichtes durch die Fenster hereinblicke (Pfälzer Handschrift 350, S. 235. Vgl. M. I, 128 a, 4. II, 152 a, 2) [2].

Mit den Tageliedern schließt sich uns der Kreis des eigentlichen Minnesangs. Ein altes Schnitzwerk, die Liebesgeschichte eines Minne-

[1] Diese Stelle hat Bodmer (Neue kritische Briefe, Zürich 1763, S. 379 bis 383) mit einigen andern zusammengehalten, welche ähnliche Proben der Enthaltsamkeit beweisen sollen. Allein das Lied des Grafen von Botenlauben (M. I, 15 a, 4. 5) kann sich allgemein auf das Ungenügende des bloßen Anschauens der Geliebten beziehen und das Lied des Dietmar von Aist (M. I, 42 a, 4. 5) beweist nicht eben eine absichtliche Enthaltung. Vgl. übrigens hieher noch M. I, 18 b, 3. 38 b, 2. 68 a, 1. Raynouard B. V, S. 314: Peironet u. s. w.? S. 437: Rosin u. s. w. Hutten, Opera V, 343. Murners Geuchmat, Basel 1519. 4⁰. E III a: Es ist in dem Niderlandt ouch der bruch, so der wirt ein lieben gast hat, daz er im syn frow zuo legt uff guoten glouben.

[2] Ein geistliches Tagelied eines Troubadours s. bei Raynouard B. IV, S. 399, II. Diez, Leben und Werke der Troubadours S. 67, Anmerkung 1. Finn Magnusen, Edda IV, 57, 3. Ebert, Überlieferungen II, 211, 42.

sängers darstellend, verfolgt diese von der ersten verschmähten Bitte bis eben zu dem Inhalt der Tagelieder [1]. Von der heitern Feier des Frühlings ausgehend, hat unsre Darstellung den Minnesang durch die Beschränkungen der gesellschaftlichen Verhältnisse begleitet und endigt nun da, wo die Minne sich ihren Kranz von der starren Burgmauer herabholt und über Blumen und Vogelsang die lange Winternacht gepriesen wird (M. I, 41 b, 7 f. 182 b, 6. II, 112 b, 1. 201 b, 3. Vgl. I, 17 a, 2. 24 a, 1. II, 24 b, 6. 25 b, 5. 33 b, 9. 101 b, 1).

[1] Von der Hagen, Briefe in die Heimat u. s. w. B. I, S. 109 f.

VII.

Die Formen.

Die Formen, in welchen diese gesammte Minnedichtung sich ausspricht, sind von der grösten Manigfaltigkeit. Wir handeln hier von ihnen vorzüglich in der Beziehung, als sie aus dem Wesen dieser Dichtung selbst sich so reich entfaltet haben.

In Zeiten, wo die Dichtkunst lebendig wandelt, erscheint sie überhaupt nicht ohne das Geleite der Tonkunst. Es ist ein Sang der Minne, was jene Dichter so eifrig geübt. Darum heißt die Form des Liedes sein Ton, seine Weise. Wort und Weise werden häufig zusammen genannt; beide haben gleiche Wichtigkeit. Auch getanzt werden viele Lieder, und die hiezu bestimmt sind, heißen Reihen (M. II, 74 b, 4. Benecke 157), Tanz (M. II, 199 b, 4. Benecke 182 u. Museum I, 423), Frauentanz (M. II, 40 a, 8). Wenn jede Kunst für sich schon ihres Maßes bedarf, wodurch sie eben zur Kunst wird, so kann die Regel am wenigsten entbehrt werden, wo verschiedene Künste zusammenwirken. Die Manigfaltigkeit des Minnesangs besteht nicht in einem willkürlichen und schrankenlosen Erguß von Worten und Tönen, der Wechsel spielt über der Regel, er ist die unendliche Gestaltung derselben Grundform. Die Minnelieder bestehen bald nur aus einem, meist aus mehreren Gesätzen, aber die mehreren, welche zusammengehören, sind, mit Ausnahme Einer nachher zu beschreibenden Gattung, unter sich gleichförmig und jede einzelne Strophe („Liet") ist in sich nach einer herrschenden Regel gegliedert. Sie hebt an und knüpft sich mit zwei gleichen oder doch sich entsprechenden Theilen (bei den Meistersängern Stollen oder Aufgesang), sie tönt aus und löst sich mit einem dritten Theile von freierer Bildung (Abgesang) [1]. Dieser Grundsatz der Dreitheiligkeit, der

[1] J. Grimm, Über den altdeutschen Meistergesang, Göttingen 1811.

uns noch heutzutag in Musik und Tanz begegnet, ist wohl auch damals von der Tonkunst ausgegangen; aus dem Innern des Gedichts hat er schwerlich sich entwickelt, denn der Inhalt schwebt unabhängig durch die drei Gliederungen der Form. Die Theilung der Form kann wohl darauf führen, jedem Gliede derselben auch für den Inhalt eine besondre Bestimmung und Bedeutung anzuweisen, etwa als Frage, Erörterung, Lösung, oder als Satz, Gegensatz, Vermittlung; eine solche Vergeistigung der Form gehört aber mehr denjenigen Zeiten an, in welchen die Dichtkunst sich vom Gesange getrennt hat und nun, des sinnlichen Ausdrucks der Musik entbehrend, den zurückgebliebenen schwächeren Klängen der Sprache und des Reims durch entsprechende Anordnung des Inhalts aufzuhelfen sucht; wie z. B. der innere Bau des Sonetts im Verlaufe der Zeit so bestimmte Gestalt gewonnen hat, daß es nahezu möglich wäre, ein Sonett in ungebundener Rede zu verfassen.

Die Bedeutung des Grundsatzes der Dreitheiligkeit wird sonach erst durch eine vollständigere Einsicht in die Tonkunst der Minnesänger [1] ganz zu Tage treten; uns beschäftigt hier nicht sowohl die Erklärung der Regel, die als Thatsache besteht, sondern vorzüglich die Darlegung des Manigfaltigen, dessen üppiges Wachsthum wir aus dem Wesen der Minnedichtung selbst erklären.

Der Minnesang ist ein Theil des Frauendienstes (M. I, 54 a, 1. 161 a, 4. 169 a, 4. 170 b, 3. 176 b, 2. II, 49 b, 2), er ist ein Werben um die Gunst der Schönen. Darum klagt der Sänger so oft, daß sein langes und vieles Singen nichts verfange (M. I, 171 a, 3). „Geschiehet mir, als dem Schwan, der da singet, so er sterben soll, so verlier' ich zu viel daran" (M. I, 21 a, 5. Vgl. 55 a, 6. Museum I, 427, 2). Mancher fodert auf, in sein Lied einzustimmen, damit es recht voll ertöne, mit Gesange soll, wie im Heereszug, gestürmt werden: „Helfet singen alle, meine Freund', und zieht Ihr zu mit Schalle, daß

[1] Mittel der Erforschung sind: Reste von Walthers Liedern mit Singweisen (Museum II, 1, S. 27); die Liederbücher des Grafen Hugo von Montfort und des Oswald von Wolkenstein mit ihren Singnoten; die Musiknoten des jenaischen Meistergesangbuchs (Wiedeburg §. 5. Museum I, 118, Note 22); spätere Sammlungen dieser Art, welche die Weisen älterer Meister überliefern, jedenfalls die alte Regel fortpflanzen; die vielen Noten provenzalischer und nordfranzösischer Liederhandschriften; die Denkmale des alten Kirchengesangs.



Sie mir Genade thu'! Schreiet, daß mein Schmerze meiner Frauen Herze brech' und Ihr zu Ohren geh'! Sie thut mir zu lange weh'" (M. I, 57 a, 5. 6. Vgl. I, 44 a, 5. II, 42 b, 2. 47 b, 5. 48 a, 4. 106 a, 1 bis 3. 106 b, 3. 107 b, 6. Museum I, 419, 4 v. u.)[1]. Wer so eifrig mit Sange wirbt, kann nicht bei Einem Tone stehen bleiben. Manigfaltigkeit und Schmuck liegt in der Natur solches Werbens. Der Minnesang spielt, weil er gefallen will; er ist lockender, einschmeichelnder Nachtigallenschlag. Bitte und Klage sind stets die alten, aber die Weise muß immer eine neue sein. Das gleiche Anliegen anders und wieder anders zu singen, müssen alle Wendungen der Kunstform versucht werden. Und so hören wir stets von neuem Sange, neuem Liede, neuem Tone reden (M. I, 50 a, 2. 59 b, 4. 159 a, 8. 161 a, 4. 170 b, 3. II, 47 a, 4. 55 a, 2. Vgl. Miscellaneen I, 99, VII. Raynouard B. V, S. 219 [298]: En est son faz u. s. w.). Wolfram erhebt, wie wir früher gehört, seinen Sang über den der Vögel, weil er im Winter Neues singe, während jenen der Mai nur ihren alten Ton bringe (M. I, 148 a, 4). Doch nicht bloß einen neuen Ton suchen die Sänger, auch ein erlesener unter so manchen, ein „auserkorner", soll es sein (M. I, 32 a, 5. Museum I, 444, 3). Die Liedersammlungen zeigen uns wirklich, daß nicht leicht Einer den Ton eines Andern gebraucht (ein solcher wird Tönedieb gescholten) und daß auch bei demselben Dichter, zumal in eigentlichen Minneliedern, die Wiederholung der Töne viel seltener ist, als die stets geschäftige Erfindung neuer Weisen. Merkwürdig ist, daß gedankenreichere Sänger, wie Reinmar der alte, sich weniger scheuen, zu demselben, wenn auch einfachen Tone wiederzukehren, während Andre, wie Gottfried von Neisen, die Dürftigkeit des sich ewig wiederholenden Inhalts durch unerschöpflichen Wechsel und kunstreiches Spiel der Töne zu ersetzen suchen. Begreiflich konnte auch bei dem einen Sänger die Gabe der Dichtkunst, bei dem andern die der Tonkunst vorwiegen.

Die Manigfaltigkeit der Formen hat der deutsche Minnesang mit dem provenzalischen und dem französischen gemein, aber in ganz andrer Richtung entwickelt sich das Manigfaltige bei jenem als bei diesen. Die

[1] Vgl. Raynouard B. V, S. III, Anm. a. S. 354. S. 434, 1. Grimm, Meistergesang S. 95 f.

wälschen Sänger wenden ihren Bildungstrieb nach außen, sie ziehen in kunstreicher Verflechtung die Reime der ersten Strophe durch mehrere, oft durch sämmtliche Gesätze des Liedes fort; sie lassen einzelne Zeilen der Strophe in dieser selbst ungebunden, aber solche vereinzelten Zeilen bindet durch alle Strophen der gleiche Reim und das gleiche Maß, und eben dadurch, daß jede Strophe nicht in sich geschlossen ist (Raynouard B. V, S. 396) und den anklingenden Reim in den andern zu suchen hat, werden alle unter sich fester geknüpft; die Wälschen lieben auch eine bedeutende Zahl von Strophen, denn mit der größeren Zahl derselben wird die Durchführung der gleichen Reime um so künstlicher; die Abtheilung in Strophen fällt wohl auch gänzlich weg, aber gerade dadurch, daß wenige Reime durch eine ansehnliche Länge fortgesponnen werden [1]. Die deutschen Sänger dagegen arbeiten nach innen, nur selten reimen sie von einem Gesätz in das andre hinüber, sie trachten vielmehr die Strophe in sich zu begründen, zu gliedern, mit Zwischenreimen zu durchbrechen; die meisten Minnelieder bestehen nur aus wenigen Strophen, viele nur aus einer, man zieht es vor, die eine Strophe nach dem Bedürfnis des Inhalts auszudehnen, als diesen in mehrere zu zersplittern; wo hingegen einem längeren Gedichte der strophische Bau zu fehlen scheint, besteht solches doch bei näherem Anblick aus einer Zusammenstellung verschiedenartiger, in sich gerundeter Gesätze.

Diese abweichenden Richtungen erklären sich aus der verschiedenen Reimfähigkeit der Sprachen. In der deutschen Sprache reimen die Wurzeln, in den romanischen auch die vocalreichen Biegungen für sich allein. Letzteres giebt eine unendliche Vermehrung des Reimvorraths; man nehme nur das Eine, daß hier alle zu derselben Ordnung gehörigen Zeitworte durch alle Abwandlungen zusammenreimen! Ein so großer Reichthum von Reimen lockt über die engen Grenzen einer Strophe hinaus. Auch sind jene bloßen Biegungsreime, wenn schon wohlklingend, doch nicht gewichtig, sie gewinnen aber an Kraft, wenn man durch eine längere Fortführung derselben, statt der Bedeutung, den Klang geltend macht. Der Deutsche dagegen konnte nicht verführt sein, die geringere Reimzahl durch einen größeren Raum zu vertheilen, in

[1] Es giebt ein provenzalisches Lehrgedicht von 840 Versen auf den gleichen Reim. Raynouard B. V, S. 310. Vgl. B. V, S. 424 bis 428.

Masse konnte er nicht mit Reimen auftreten, einzelne Anklänge aber, durch eine Reihe von Strophen zerstreut, würden sich unhörbar verloren haben. Volleren Klang gewann er nur dadurch, daß er die wenigeren Reime enger zusammenrückte, innerhalb der Strophe festhielt, daß er, statt denselben Reim mühsam zu verfolgen, mehrere Reime in manigfacher Verschlingung, im Wechsel längerer und kürzerer Zeilen, durch einander spielen ließ. Je mehr sich ihm auf diese Art die Strophe füllte und verflocht, um so nöthiger war es ihm, durch geregelte Abtheilung derselben Übersicht und Ordnung zu erhalten, und daher mag es kommen, daß die deutsche Dichtkunst dem Grundsatze der Dreitheiligkeit so beharrlich anhieng, während die wälsche zwar viele Weisen von dreitheiligem Strophenbau darbietet, im Ganzen aber jene Regel keineswegs vorherrschen läßt.

Der Reim ist in unsern Minneliedern älteren Stils noch kaum als eine Zierrat zu betrachten. Er hat den Beruf, die Hauptsätze der Strophe zu bezeichnen und abzugränzen. Hierin beschränkt er sich auf das Nothwendigste. Öfters erscheint er noch unvollkommen, denn nur die Selbstlauter brauchen genau zu stimmen (M. I, 38 f. 39 b, 7 f. 42 a, 3. 97 a, 3. [Vgl. I, 173 a, 7.] II, 110 a, 7. 117 b, 2 bis 5), bei diesen aber findet in der altdeutschen Dichtkunst ein Unterschied der Längen und Kürzen, klingender und stumpfer Reime, statt, welchen die heutige Sprache nicht mehr kennt [1]. Noch reimen je nur zwei beisammen stehende Zeilen auf einander, der Einschnitt der epischen Langzeile, welcher die Reimverschlingung so nahe giebt, wird reimlos gelassen. Eher wird, ohne Wirkung auf den Reim, ein Wechsel am Bau der epischen Strophe angebracht, sei es durch Verkürzung des Abgesangs, zumal in der dritten Zeile (M. I, 72 b, 3 bis 7. II, 117 b, 1. 2.

[1] Über stumpfe und klingende Reime s. Grimm, deutsche Grammatik S. 16 bis 18. 360. 369 bis 371. 373. 375 f. 384 f. 444 bis 452. 959 f. 1067. 1072. Ein stumpfes Reimpaar scheint mit einem klingenden gleiche Dauer zu erhalten und daher eines durch das andre ersetzt werden zu können, wenn der stumpfe Reim um zwei Silben vorgestoßen, oder der klingende um eben so viel eingezogen wird (M. I, 38 a, 7. 38 b, 1. 2. 6. 7. 39 b, 7. [Vgl. I, 41 b, 5 f.] 63 b, 4. 102 a, 2 bis 102 b, 3. Nibelunge V. 53 f. Vgl. M. I, 49 a, 4 f. 183 a, 4 bis 6; dann in den erzählenden Gedichten. Auch auf die Einschnitte in Dietmars von Aist Liedern, z. B. I, 41 a, 2 bis 4, scheint dieses anzuwenden sein).

Vgl. I, 169 a, 7 ff. 22 a, 3 bis 7. 23 b, 6 f. II, 30 b, 6 ff.?), oder durch Steigerung des Gesätzes auf sechs Langzeilen (mit Verlängerung in der zweiten Hälfte der Zeilen), so daß der Aufgesang, welchen ursprünglich die zwei ersten Zeilen mit vier Gliedern bildeten, nunmehr aus zwei Reimpaaren und acht Gliedern besteht (M. I, 96 b, 3 bis 97 b, 4). Bei so einfachen Änderungen konnte man begreiflich nicht stehen bleiben, nachdem einmal der Bildungstrieb sich auf die Form geworfen hatte; auch stand das Beispiel der kunstreichen Nachbarn vor Augen. Dietmar von Aist giebt uns noch das Schauspiel der Entpuppung aus den epischen Formen; mehrere seiner Lieder sind noch ganz darin befangen (M. I, 39 b, 2 bis 6. Vgl. 39 b, 7 f. 41 b, 5. 6), oder haben kaum erst die Einschnitte zu Reimen ausgebildet (M. I, 40 a, 6 bis 40 b, 2), andre hängen noch im Aufgesang fest, während der Abgesang schon freier die Flügel regt (M. I, 39 a, 3 bis 5. 6 bis 39 b, 1. 41 a, 3 bis 6. 41 b, 2 bis 4 [1]), hinwider fallen solche, die sich ganz gelöst zu haben schienen, am Schlusse noch in den alten Ton zurück (M. I, 40 a, 3. 40 b, 3. 4. 6 f. 41 a, 2. 42 a, 3 bis 7). Die Verschränkung der Reimzeilen ist einfach (am künstlichsten I, 40 b, 6) und niemals haben mehr als zwei Zeilen den gleichen Reim. Aus dem epischen Gleichmaß entpuppt sich allmählich nun das lyrische Formenspiel. Reichere Reimkunst entwickelt schon Heinrich von Veldeke, zwar noch ganz dem zwölften Jahrhundert angehörend, aber angeregt durch nordfranzösische Muster; er kennt die Verwebung mehrfacher Reime (M. I, 20 a, 4. 3. 5. 18 b, 7 f.), wie die klangvolle Wiederkehr der gleichen Endlaute; besonders liebt er Strophen, darin nur zweierlei Reime spielen, aber in drei- bis fünfmaligem Anklange (M. I, 18 a, 5 bis 18 b, 6. 19 a, 4 bis 7. 19 b, 7 f. 20 a, 6. 20 b, 4 bis 7. 21 a, 4 f. 22 a, 1. Vgl. Kristan von Hamle, M. I, 46 b, 4 bis 6. 47 b, 6 ff. Heinrich von Morunge, M. I, 50 b, 3 bis 6. 53 a, 3 bis 53 b, 6. 54 a, 3 bis 5. 54 b, 4 bis 7. 55 a, 7 bis 55 b, 2. 56 a, 4 bis 6. 56 b, 2 bis 4. 57 a, 4. Friedrich von Husen, M. I, 92 b, 3 bis 5. 93 b, 3 bis 6. 94 a, 5 bis 94 b, 2. 94 b, 3 f. Bernger von Horheim, M. I, 172 b, 4 bis 6. 173 a, 5 bis 173 b, 4. Ulrich von Lichtenstein, M. II, 42 b, 2 bis 6).

Die Künstlichkeit ist fortan stets im Zunehmen. Auch die ersten

[1] Ähnlich dem Tone Spervogels.

Meister, wie Reinmar und Walther, üben mancherlei Reimspiel, aber sie wissen Maß und Ziel zu halten. Gefällig ist ein Lied Walthers, darin er sich nach der Zeit sehnt, in der die Mädchen den Ball werfen; die zwei schwebenden Strophen haben je Einen Reim, der alle fünf Zeilen schließt, ähnlich dem Balle, wenn er von Hand zu Hand fliegt. Abgeschmackt erscheint dagegen eine Weise des Kanzlers, die Einen Reim durch dieselbe Strophe zwanzigmal umtreibt (M. I, 243 b, 6 bis 244 a, 3). Viermalige Wiederkehr desselben Reims s. z. B. M. I, 7 a, 2 ff. 63 a, 4 bis 6. 63 b, 3. 140 a, 2 ff. 143 b, 2 bis 5. 189 b, 3 bis 5. II, 55 b, 4 bis 6. Stark häufen sich oft in den Leichen die Reime an, z. B. Museum I, 436. 441 f. achtfach. Das lange Ausharren auf demselben Reime zieht unvermeidlich sonderbare Wendungen, fremdartige Worte und Bilder herbei, wovon selbst provenzalische Lieder die Spur tragen, besonders wenn die Reime zugleich bedeutsam sein sollen. Walther singt ein Winterlied, in dessen fünf Gesätzen die fünf Selbstlauter der Reihe nach je siebenmal auslautend reimen, aber er hält dieses Lied, dessen Künstlichkeit auch unwillkürlich zum Komischen geführt haben würde, in einem kläglich launigen Tone (z. B. „eh' denn ich lange lebt' also, eh' wollt' ich essen Krebse roh"), dem die seltsame Form wohl zusagt (M. I, 125 a, 6 ff.); auch hat es dieser Weise nicht an Nachahmern gefehlt (M. I, 157 b, 2 ff. II, 181 b, 5 ff.). Eine andere Kunstprobe sind die reichen Reime, welche darin bestehen, daß völliger Gleichlaut in verschiedener Bedeutung desselben Wortes wiederkehrt. Solche Reime hat besonders die französische Dichtkunst von jeher gehegt [1]. In den deutschen Minneliedern findet man hin und wieder einzelne (M. I, 77 b, 4. [98 a, 4.] 199 b, 4. II, 17 b, 6. 37 a, 4. Benecke 177, 3. M. II, 183 a, 4). Walther gebraucht sie in einem sehr ernsten Liede in freier Mischung mit gewöhnlichen (M. I, 141 b, 2 bis 5) [2]; Gottfried von Neifen bildet mit vieler Leichtigkeit ein Minnelied von fünf Strophen aus lauter reichen Reimen (Museum I, 358, XVIII); in einem andern, jedoch scherzhaften, treibt er die Schwierigkeit bis auf sechs solcher Gleichlaute für jedes Gesätz (M. I,

[1] Raynouard B. V, 438: Ma dona u. s. w.

[2] Z. B. „Der Vöglein Sang ein traurig Ende hat, dazu der Linde Süße und Linde."

23 a, 6 ff.) [1]. Manchmal werden Worte, die in der Wurzel reimen, durch mehrere Biegungen fortgereimt und auch dieses Spiel wird durch ganze Lieder verfolgt. Schon Reinmar giebt hiefür ein Muster (M. I, 82 b, 3. 4); Gottfried von Neifen steht auch hier mit an (Museum I, 344, VI. 368, XXVI [2]) und Ulrich von Lichtenstein versichert von einem Liede, das er in dieser Art gedichtet: „Die Lied (Strophen) waren meisterlich und sinnreich ihre Reime, darum sang sie mancher gern" (Frauendienst S. 274. M. II, 42 b, 2 bis 6. Vgl. noch M. I, 86 a, 6 bis 8) [3]. Die gewandte Handhabung der Sprache äußert sich häufig auch dadurch, daß die Worte desselben Reims Schlag auf Schlag einander folgen (Museum I, 355, XVI. 372, XXXII, wo zugleich je am Anfang der Stollen reiche Reime. M. I, 44 a, 3 bis 5. 83 b, 7 ff. 88 a, 5 ff. 116 b, 2. 189 b, 3 bis 5. 192 b, 2 bis 4. II, 17 a, 7 bis 17 b, 3. 50 b, 4 bis 6. 51 a, 6 bis 8. 55 b, 4 bis 6. 99 b, 5. 100 a, 1. 103 b, 3 bis 5. 110 a, 3. 168 b, 2 bis 5. 191 b, 4 bis 6. Benecke 164 bis 166. 174 ff.). Die Aufgabe wird schwieriger, wenn dieser Reimworte mehrere sind, wenn sie ganz ohne Zwischensatz zusammenstehen oder gar noch eine weitere Künstelei hinzukömmt. So hat der Düring nicht genug, je in drei Zeilen einer Strophe drei Worte unmittelbar auf einander zu reimen; die beiden Reimworte, die ein drittes in die Mitte nehmen, müssen noch unter sich einen reichen Reim bilden (z. B. besonnen, Wonnen, Sonnen. M. II, 20 a, 6 bis 20 b, 3).

Der Reim, der anfänglich nur die Zeilen abgränzen und das

[1] Z. B. die erste Strophe: „Ich wollte nicht erwinden (unterlassen), ich ritte aus mit Winden (Windspielen), heuer in kühlen Winden, gegen der Statt zu Winden (Ortsname), ich wollt' überwinden (überschiffen?), eine Magd sah ich winden, wohl sie Garn wand." Vgl. Altes Meister-Gesangbuch S. 43, DLXXXI.

[2] „Nun ist die Heide wohl bekleidet, mit so wonniglichen Kleiden, Rosen sind ihr bestes Kleid" u. s. w. Solche Spiele in provenzalischer Sprache s. bei Raynouard B. V, S. 219: En est son u. s. w. S. 221: No m platz u. s. w. S. 298.

[3] Weniger schwierig ist es, ohne Rücksicht auf den Reim, die Worte in Wurzel und Biegung zu doppeln (M. II, 50 b, 3. Vgl. I, 178 b, 3 bis 5. II, 109 a, 4. 5). Spiel mit dem Wort Minne: M. I, 77 b, 4 [I, 98 a, 4], mit Liebe: M. I, 196 a, 2. 196 b, 3. II, 244 b, 4. Vgl. Raynouard B. V, S. 29: E si mi dons u. s. w. S. 392.

Nächste verbinden sollte, greift mehr und mehr über diese Bestimmung hinaus. Schon die größere Zahl und Verwicklung der Zeilen, die ein Gesätz bilden, weist ihm ein neues Geschäft an. Er hat den verschlungenen Reigen zu führen, die Gruppen zu ordnen; er bezeichnet auch das Getrennte als sich entsprechend [1]. Es genügt ihm aber überhaupt nicht fürder, nur am Schluß der Zeile zu wachen, er stellt sich an den Anfang und an das Ende, er bricht aus der Mitte hervor. So reimen Anfang und Schluß derselben Zeile (M. I, 121 b, 2 bis 5 in der ersten und letzten des Abgesangs; II, 38 b, 8 bis 39 a, 4. 41 b, 1 bis 5 in der letzten; II, 43 a, 6 ff. in der fünften), oder das letzte Wort einer Zeile mit dem ersten einer vorhergehenden, manchmal ziemlich entfernten (M. I, 122 b, 3 bis 123 a, 2, 5te und 6te, 7te und 8te; II, 17 a, 4 bis 6, letzte und drittletzte, oder auch vorletzte, je nachdem man einen Zwischenreim annimmt, I, 83 b, 7 ff. II, 32 a, 6 ff. letzte und vorletzte, II, 38 a, 2 bis 8, letzte und drittletzte; Museum I, 366, XXV letzte und 10te; Museum I, 378, XXVIII letzte und 5te, Museum I, 380, XLIII letzte und 3te; Benecke 222, XXIV letzte und 8te), sogar die letzte Silbe des Abgesangs mit der ersten (und zwar der gleiche Reim durch 3 Strophen, M. II, 37 a, 3 bis 5 [2], oder mit reichen Reimen, Museum I, 343, V, oder neben dem Reim von Wurzel und Biegung, Museum I, 344, V), zweiten (M. II, 55 a, 2 bis 4), dritten (M. II, 47 a, 6 ff. Museum I, 340, X), vierten (Museum I, 381, XLV, wobei noch andre Künstlichkeit), fünften (Museum I, 338, I. 372, XXXII) des Aufgesangs, oder die letzte Silbe der ersten Zeile, über weiten Raum hinüber, mit der ersten Silbe der letzten Zeile (M. I, 121 a, 7). Auch Anfänge unter sich sind durch den Reim gebunden. Die regste Manigfaltigkeit herrscht jedoch in den Zwischenreimen; im Innern der Zeilen spielend, klingen sie bald unmittelbar zusammen (M. I, 88 a, 5 ff. 116 b, 2. 189 b, 3 bis 5. 192 b, 2 bis 4. II, 17 a, 7 bis 17 b, 3. 99 b, 5. 100 a, 1. 103 b, 3 bis 5),

[1] Bemerkenswerthe Reimstellung findet sich z. B. Museum 381, XLV. M. I, 45 b, 6 ff. 143 b, 2 bis 5. 198 b, 4 ff. 199 a, 7 ff. 201 b, 6 ff. 203 a, 2 bis 6. 203 b, 2 bis 6. II, 21 b, 5 bis 7. 22 a, 5 ff. 51 b, 2 bis 4. 91 a, 6 bis 91 b, 1. 159 b, 3 f. Benecke 226, XXXII.

[2] Hawart (M. II, 111 a, 2 bis 4) bindet die ersten Silben der beiden Stollen mit der letzten des Abgesangs.

bald sind sie durch andre Zwischenreime oder reimlose Worte (M. I, 191 b, 4 bis 6. II, 101 b, 3 bis 7. Benecke 228, XXVIII?) getrennt, bald finden sie ihren Anklang in der Mitte andrer Zeilen (M. II, 50 b, 4 bis 6?), bald sind sie mit dem Schluß oder Anfang der eigenen (M. II, 96 b, 6 ff.) oder andrer (M. I, 83 b, 7 ff. 198 a, 6 ff. II, 52 b, 7 ff. 97 b, 4 bis 6. Kein Zwischenreim scheint I, 199 b, 5 ff.) Zeilen gebunden, bald knüpfen sie auf mehrfache Weise zugleich Verbindung an (M. I, 45 b, 6 ff? 172 b, 3); sie springen von einem Stollen zum andern, vom Aufgesang in den Abgesang (M. II, 22 b, 6 bis 8. 51 b, 2 bis 4); bald treffen sie regelmäßig ein, bald bleiben sie aus, wo man sie erwartet, bald kommen sie verstärkt, oder an neuer Stelle zum Vorschein.

Offenbar hat der Reim seine Dienstbarkeit abgeworfen; wohl hilft er noch die Strophe bauen, aber mitten hindurch zieht er sein eignes luftiges Gewebe. Dagegen nimmt die Strophe, ungestört von den durchklingenden Zwischenreimen, ihren gemessenen Gang. Viele Weisen bestehen allerdings aus kurzen Reimzeilen, die sich rasch zusammenreihen oder verschränken (z. B. M. I, 203 b, 7 ff.); in andern wechseln kürzere Reimzeilen mit längeren; aber von beiden Fällen kann man deutlich denjenigen unterscheiden, wo nicht jeder Reim eine Ruhe macht, sondern die Zeile, den Zwischenreim mit sich nehmend, zu dem Abschnitte forteilt, welcher für den Bau der Strophe bestimmend ist. Wie wollte man auch so vielen Klängen Gewicht und Ausdruck geben? und wenn dieses möglich wäre, welche Zerstücklung müste daraus entstehen! Daß solche Reime wirklich den Schritt der Zeile nicht unterbrechen, daß sie schwebend gehalten werden müssen, erhellt auch aus andern Merkmalen; sie ertönen mitten im Strom der Rede, sie haften auf den untrennbarsten Redetheilen (M. I, 83 b, 7 ff. 198 b, 1. II, 47 a, 6 bis 47 b, 4. 55 a, 4. 97 b, 4. Museum I, 355, XVI. 372, XXXII. 381, XLV. Vgl. II, 17 a, 4 bis 6. 168 b, 2 bis 5), ja selbst auf der einzelnen Silbe eines mehrsilbigen Worts (M. I, 122 b, 4. Museum I, 378, Str. 150), und manchmal finden sie sich gerade in solchen Silben, worauf nach dem Versmaße der Ton nicht liegt, oder wo ohne Zerstörung des Versmaßes kein Abschnitt sein kann (z. B. Museum I, 381. 355, XVI). Wenn dieses bei Zwischenreimen vorkömmt, die auf Schlußworte anklingen, in denen doch stärkerer Nachdruck erwartet wird,

so zeigt es eben wieder, daß der Reim hier nicht sowohl zur Bezeichnung des Abschnitts, als des eigenen Klanges wegen vorhanden ist. Andrerseits weiß die Strophe ihren Bau zu vollenden, auch wo sie vom Reime verlassen ist; mitten unter den Reimen (M. I, 14 b, 4 bis 15 a, 3. 6. II, 50 b, 4 bis 6), selbst am Schlusse klangreicher Gesätze (Museum I, 355, XVI) treten reimlose Zeilen, Waisen, ein. Aufmerksam muß man diese stets betrachten, weil doch oft ein versteckter Zwischenreim die Bindung herstellt. Manche mögen auch nur als Einschnitt längerer Zeilen anzusehen sein, dergleichen besonders am Schlusse der Strophen häufig sind; allein auch hier bleibt es beachtenswerth, daß der Reim sich nicht der gelegenen Stelle bemächtigt hat [1].

Im Ganzen ergiebt sich, daß Reim und Versbau bald innigst verbunden sind, bald jedes den eignen Weg behaupten; insbesondre aber arbeitet der Reim dahin, die Sprache zu eigenem und selbstständigem Klange, wie ein Erz oder einen Krystall, zu läutern. Er rastet nicht, bis er die Strophe gänzlich in Klang aufgelöst hat. Was schon ältere Meister vorbereitet haben und was fortan mit steigender Künstlichkeit verfolgt worden (M. I, 116 b, 2. 172 b, 3. 189 b, 3 bis 5. 192 b, 2 bis 4. II, 22 a, 2 bis 4. 50 b, 4 bis 6. 103 b, 3 bis 5. 110 a, 3 f.), das bringen Spätere, der Düring und Konrad von Würzburg, zur reichlichsten Erfüllung; nicht etwa nur, daß Reime von vier Silben und andre dergleichen Kunststücke (M. II, 20 a, 3 bis 20 b, 6) zum Vorschein kommen, ganze Strophen finden sich hier, darin jedes Wort ein Reim ist, z. B. in einem Winterliede Konrads von Würzburg:

Gar bar lît wît walt; kalt snê wê tuot;

(so stammelt es durch 2 Strophen hindurch; M. II, 203 a, 4 f. [Hagen 2, 326 b. Pf.]), ja sogar einzelne Silben mehrsilbiger Worte werden in der künstlichsten Verwicklung und Umstellung besonders gebunden (M. II, 19 b, 3). Solche Strophen sollten dem goldnen Rebengewind im Titurel (Bl. 20 b, 5) gleichen, dessen Blätter alle, wenn ein Wind sich erhob, zu süßem Tone zusammenklangen, recht als ob tausend Falken mit Glöcklein von Golde sich aufschwängen.

Aber eben dieses Äußerste des Reimspiels vermögen wir keineswegs

[1] Eine schwierige Aufgabe ist Wolframs Tagelied M. I, 147 b, 3 ff. Besonders lange Zeilen M. I, 154 b, 2 bis 4. II, 28 b, 3 bis 29 a, 2.

für den Triumph der Kunst anzuerkennen; Sinn und Bedeutung sind im Spiele völlig aufgegangen, das Spiel selbst aber hat seine Freiheit verloren und ist zu mühseliger Arbeit erstarrt. Jene Läuterung des Wortes zum Klang ist in strenger Ausführung ein Unerreichbares, sie wird bloß annähernd am besten erzielt, wie es in so vielen Liedern trefflicher Sänger geschehen ist (z. B. I, 113 b, 4 bis 7. II, 28 a, 1 bis 5), die den reinsten Wohlklang mit der lebendigsten Bewegung zu verbinden wissen.

Wenn wir im Vorhergehenden die Richtung der deutschen Kunst, im Gegensatze der wälschen, bezeichnet haben, so konnte damit nur der größere und allgemeinere Zug gemeint sein. Ausnahmen und Übergänge sind bei dem regen Kunsttriebe der Zeit und bei den manigfachen Berührungen der Völker so natürlich, daß vielmehr das Gegentheil unbegreiflich erscheinen müste. So giebt es deutsche Lieder, in denen die dreitheilige Anlage nicht nachzuweisen ist [1], wiewohl auch hier der erste Anblick täuschen kann. Kürzere Strophen enthalten oft den Aufgesang schon in den zwei ersten Zeilen, die sich gleich sind und zusammenreimen (M. I, 22 a, 3 bis 7. 23 b, 6 f. [Einschnitt.] I, 49 a, 4 f. 146 b, 3 bis 4. II, 30 b, 8 ff.? 32 b, 6 ff. 90 a, 2 bis 4. 113 a, 7 ff. 119 a, 4 ff. [2]), während in vielzeiligen Gesätzen jeder Haupttheil in größeren und erkennbaren Gruppen hervortritt. Auch die Gleichheit der Stollen ist nicht buchstäblich zu verstehen, man hielt es für zureichend, wenn sie als Seitenstücke sich entsprechen; daher können sie sich in umgekehrter Ordnung der Zeilen zugewendet sein, wie rechte und linke Hand (M. I, 8 b, 2 bis 4? 177 a, 5 f. II, 84 b, 7 ff.), oder sie nehmen den Abgesang in die Mitte (M. I, 102 b, 4 ff.? 105 b, 4 ff.? Grimm S. 50 f.) [3]. Da wir vorhin gesehen, wie der Reim häufig

[1] Benecke 232, XXX. M. I, 20 b, 2. 3. 72 a, 1 bis 3. 91 b, 2 bis 5. 93 a, 4 bis 93 b, 2? 169 a, 3 f. 178 b, 3 bis 5. II, 47 a, 3 bis 5? 81 a, 2 bis 4. 84 a, 3 bis 5. 84 b, 1 bis 6. 109 a, 4 bis 6. 111 b, 6 bis 112 a, 6. 163 a, 4 ff. Gar kein Abgesang M. I, 106 b, 6 ff.? 166 a, 3 bis 5. II, 26 b, 7 ff.? 30 b, 8 f.? (Walthers Tagelied I, 107 a, 5 ff., da die Reime nicht in Betracht kommen? Vgl. Grimm, S. 53.) Drei gleiche Theile M. II, 94 b, 5 ff. 100 b, 3 bis 5.

[2] Schwierig sind M. I, 93 a, 4 bis 93 b, 2. 106 b, 6 ff.? 126 a, 3 bis 127 b, 1. 183 a, 4 bis 6.

[3] Manchmal wiederholt sich am Schlusse regelmäßiger Strophen der Aufgesang zur Hälfte. (M. II, 85 b, 8 bis 86 a, 3. 88 b, 4 bis 89 a, 2. 89 b,

ohne Einfluß auf den Bau der Strophe seine Stellung nimmt, so kann es nicht befremden, wenn die beiden Stollen in der Reihenfolge der Reime verschieden sind (Museum I, 366, XXV. Benecke 236, XXXII. M. I, 167 a, 4 ff. II, 21 b, 5 bis 7. 26 b, 7 ff.? 99 a, 5 bis 99 b, 3. 165 a, 2. 210 a, 1 ff. 221 a, 2. 3. 225 b, 5 bis 226 a, 2). Es lag im Berufe dieser kunstreichen Sänger, das Äußerste zu versuchen, was innerhalb der Regel möglich wäre, und sie gefielen sich darin, den Schein der Überschreitung zu geben, während doch, auf verstecktere Weise, die Regel beobachtet war. Sie war beobachtet, wenn überhaupt zwei, in welcher Ordnung es immer sein mochte, sich entsprechende Theile und ein dritter freierer vorhanden waren. Der Ausnahmen selbst sind im Verhältnis zu der großen Zahl regelmäßiger Lieder überaus wenige.

Ausnahmsweise versuchen es wohl auch deutsche Sänger, mehrere Strophen zu verbinden, was wir als der wälschen Dichtkunst eigenthümlich bemerkt haben. Doch geschieht es theils auf sehr bescheidene Weise, indem nur etwa durch zwei bis drei Gesätze [1] die gleichen Reime durchgeführt oder einzelne Zeilen gebunden (Museum I, 362, XXI. [M. I, 23 a, 5.] M. I, 23 b, 1 bis 4. 63 b, 4 bis 6. 135 a, 2. 3, Refrain [Vgl. 194 b, 2 bis 4]), oder ohne Rücksicht auf den Reim die Schlußworte einer Strophe am Anfang der nächstfolgenden aufgefaßt werden (M. I, 8 b, 5 bis 9 a, 2. 34 a, 4 bis 7) [2], was auch bei den Provenzalen selbst vorkömmt (Raynouard B. V, S. 287: Be m cujava u. s. w. S. 392); theils hält man für nöthig, durch besondre

4 bis 6. 90 a, 5 bis 90 b, 2. 90 b, 6 bis 91 a, 2. 91 b, 5 bis 92 a, 1 [theilweise im Reim]. 159 a, 1 bis 3 [gleicher Reim der ersten und letzten Zeile]. 182 a, 5 bis 182 b, 3. 183 b, 3 ff.)

[1] In einem Liede des tugendhaften Schreibers (M. II, 101 a, 4 bis 101 b, 2 [Hagen 2, 141. Pf.]) geht der Reim-ere durch fünf Strophen in abwechselnder Stellung, wenn anders swære: wære, dann hêre: mêre u. s. w. als zusammenreimend anzusehen sind. Vgl. Grimm, S. 144, Note 144. Es scheint nicht eine Wiederkehr der Reime, sondern der Worte zu sein, sonst wär' es auch unkünstlerisch, daß in der vierten Strophe der Reim sich in den Abgesang verlöre und daß die Worte nicht immer, wie bei reichen Reimen, in verschiedener Bedeutung wiederkehren.

[2] Ähnlich dem Falle, wo in der Strophe selbst mit dem Schlußwort einer Zeile die folgende Zeile wieder anhebt. (M. I, 153 a, 2 bis 6. Vgl. Raynouard B. V, S. 298: En est son u. s. w.)

Mittel die Aufmerksamkeit zu wecken und zu spannen: so verknüpft Kristan von Lupin, auffallend genug, drei Gesätze durch die verstärkten Reime: „röther denn roth: nöther denn noth: tödter denn todt“ (M. II, 16 b, 2 bis 4); ein Lied Gotfrids von Neifen hebt mit einer Strophe von sieben Langzeilen an, worin kein einziger Reim vernommen wird, man erwartet die Bindung in der nächsten Strophe, allein auch diese läuft reimlos aus, erst in der dritten werden sämmtliche Zeilen der ersten, und in der vierten die der zweiten durch den Reim gebunden (Museum I, 345, VII); doch das sinnreichste Spiel dieser Art ist ein Gesprächslied Ulrichs von Lichtenstein: die zwei dem Ritter angehörenden Gesätze haben je durch ihre sieben Zeilen den gleichen Reim, die unterbrechenden der Frau sind in sich reimlos, aber reimen Zeile für Zeile auf einander, das letzte ist zwischen Ritter und Frau getheilt, und zwar klingen die vier dem Ritter zugeschiedenen Zeilen wieder unter sich, die drei übrigen, welche der Frau bestimmt sind, binden sich mit dem Schluß der beiden früher von ihr gesprochenen Strophen, ganz dem Inhalt angemessen, in welchem gleichfalls zwischen dem lieberfüllten Ritter und der widerspenstigen Schönen kein Zusammenklang zu Stande kömmt (M. II, 35 b, 2 bis 6).

Ein Mittel, die Strophen zu verbinden, welches alle Sprachen gemeinsam haben, sind die Kehrzeilen, der Refrain. Welchen Namen die Sänger selbst einer Sache gaben, die bei ihnen so häufig vorkömmt, ist unbekannt. Diese Wiederkehr geschieht auf sehr manigfaltige Weise. Bald in eigenen Sätzen, die nach jeder, in sich geschlossenen Strophe eintreffen, bald in der Strophe selbst, als Schlußzeile (M. I, 175 a, 2 f. 202 a, 6 bis 202 b, 2), als theilweiser (M. I, 135 a, 2 f. 150 b, 4 bis 6. 194 b, 2 bis 4. II, 19 a, 8 ff. 106 a, 4 ff. 106 b, 7 ff. Benecke 193, IX), oder vollständiger (M. II, 113 a, 7 ff. 159 b, 3 f. 168 b, 7 ff. Benecke 238, XXXIII) Abgesang. Selbst im Aufgesang finden wir die beständige Wiederkehr derselben Reimzeilen (M. II, 219 b, 2 ff.) und Ulrich von Lichtenstein hat ein Gedicht, dessen Strophen alle mit den gleichen Worten anheben (M. II, 34 b, 9 ff.); er sagt davon: „daß jeglich Lied sprach: „Hoher Muth!“ darüber lächelte sie, denn sie hatte es vor noch nie gehört“ (Frauendienst S. 219) [1]. In Tageliedern hallt

[1] Derselbe Dichter hat eine eigene Art, am Schluß eines Lieds noch eine oder einige Reimzeilen anzuhängen. Frauendienst S. 224. 233. 254.

der Frühruf durch Stollen und Abgesang (M. I, 17 b, 7 ff. Vgl. II, 23 a, 5). Auch wo der Refrain kein ergänzender Theil der Strophen ist, hängt er doch öfters durch den Reim mit ihnen zusammen (z. B. in mehreren Liedern Johanns von Brabant, M. I, 7 f., der überhaupt durchweg den Refrain hat). Mitunter findet die Wiederkehr nur in einzelnen Gesätzen des Liedes statt (M. I, 202 a, 6. 202 b, 2. II, 55 b, 4 bis 6). Strenge Gleichheit der wiederkehrenden Sätze ist nicht eben erfoderlich. Es genügt, daß gewisse Stichworte sich wiederholen. Besonders in Gesprächsliedern führt der Wechsel der Rede sehr natürlich auf Abänderungen (M. I, 150 b, 4 bis 6. Benecke 208, XVIII). In einem Tageliede, dessen wir schon erwähnt, ist es ganz passend, wenn der Wächter und die Frau, die mit ihm rechtet, jedes verschiedenen Refrain gebrauchen; Er: „Weck' ihn, Fraue!" Sie: „Schlaf, Geselle!" (M. I, 17 b, 7 ff.) Freiere Bewegung giebt es auch, wenn das Wiederkehrende mit dem Wechselnden gefällig verbunden ist, wenn Jenes mit Diesem reimt (M. II, 19 a, 8 f. 106 a, 4 ff.), wenn der Refrain sich an veränderliche Reimzeilen anknüpft oder in solche übergeht (Museum I, 371, XXXI. M. I, 135 a, 2 f. 194 b, 2 bis 4. II, 55 b, 5. 6. 109 a, 4 bis 6). Was die innere Bedeutung des Refrains betrifft, so bezeichnet er kurz den Gegenstand des Lieds, giebt das Thema, welches zu glossieren ist, wiederholt sonst irgend ein liebliches Bild, wohin besonders der lachende Mund zu rechnen (M. I, 7 a, 2 ff. 135 a, 2 f. 194 a, 2 bis 4. II, 19 a, 8 f.), einen heitern oder ernsten Sinnspruch, z. B. „Sie ist mein Sommer und mein Mai" (M. II, 119 a, 4 f.), „Freude und Sommer ist noch alles hin" (M. I, 175 a, 2 f.), „Freude und Freiheit!" (in einem Tanzliede M. I, 87 a, 4 ff.), „Scheiden das thut weh und muß doch sein" (M. II, 22 a, 1 ff.), „Wo dein Herze wohnt, da liegt dein Hort" (Benecke 220, XXIII). Dieses letzte Sprichwort, einer Bibelstelle entnommen [1], glossiert Ulrich von Winterstetten. Derselbe führt das Thema aus: „Ich bin dreierhande Schaden faste überladen." Die drei Schäden sind: der Tod seines Bruders, die abnehmende Lust am Gesange, die Ungunst der Geliebten (Benecke 262, XLV). Mehrmals finden wir auch den Refrain, nach Art der Glossen, dem Liede vorgesetzt (M. I, 7 b, 7. [Vgl. Museum I, 328.] 8 a, 2. 9. II,

[1] Gotfrid von Straßburg, M. II, 185 a, 4: „Wo dein Hort ist, da sind deine Sinne, sprach Gott selbst."

22 a, 1. 90 a, 2) und öfter mag es nur beim Ausschreiben unterblieben sein. In den Tageliedern mag der durchtönende Wächterruf (M. I, 17 b, 7 ff.) oft einer ältern Volksweise angehören, wie auch sonst der Refrain Anklänge aus Volksliedern vernehmen läßt (M. II, 117 a, 5: „Hei! grauer Otte" u. s. w. II, 22 a, 1). Besonders lieben ihn auch die Tanzlieder, in denen er seine eigenthümliche Bestimmung haben mochte (M. I, 13 b, 7 ff. 85 b, 4 ff. 87 a, 4 ff. 143 b, 6 ff. II, 80 b, 5. 6. 8. 81 a, 2 bis 4. 243 a, 4 ff. Museum I, 386, L). Nicht selten ist er bloß ein Ausruf der Freude oder der Trauer, ein Hei! oder O weh! das zur bestimmten Stelle wiederkehrt (M. I, 41 b, 2 bis 4. 51 b, 1 bis 5. [Vgl. I, 55 b, 3 f.] 141 b, 6 bis 143 a, 3. Museum I, 399 f.), irgend ein Laut, der die Bewegung des Tanzes (M. II, 80 b, 5: „tenderl, lenderl, lenderlin!" Museum I, 386, L: „wigen wagen gugen gagen!"), oder den Gesang der Vögel nachahmt (M. I, 45 b, 3 bis 5. 113 b, 4 bis 7. Vgl. II, 81 a, 2 bis 4).

Eine merkwürdige Erscheinung im Gebiete der alten Kunstformen sind die Leiche [1], Gedichte größeren Umfangs, in denen mancherlei Töne in buntem Wechsel zu einem weithin gezogenen Ganzen verbunden sind [2]. Doch ist auch hier die mehrbezeichnete Richtung der deutschen Liederkunst nicht verläugnet, indem nicht etwa durch das Aushalten oder Wiederauffassen gleicher Reime die manigfaltigen Theile zusammengehalten werden, sondern der Zusammenhang nur im Bau dieser Theile beruhen kann. So wenig man berechtigt ist, diese Gedichte für Werke regelloser Willkür zu erklären, so schwierig ist es gleichwohl, ihre Regel und Grundform zu erfassen. Verschiedene Töne, willkürlich zusammengereiht, würden wieder als Einzelnes auseinander fallen; irgend ein Gesetz der Verbindung, wenn auch tiefer liegend, wodurch die einzelnen Theile zum Ganzen werden, ist daher künstlerisch nothwendig. Sich

[1] Über die Leiche s. Grimm, Meistergesang S. 63 bis 70. 181 f. 191. Docen, Recension von Benecke in den Ergänzungsblättern der Jenaer Litteraturzeitung 1811, Nr. 41. 42. Ebd. in Schellings Allgemeiner Zeitschrift B. 1, Heft 4, S. 452 ff. Von der Hagen, Museum II, 165. [K. Lachmann, Über die Leiche der deutschen Dichter des zwölften und dreizehnten Jahrhunderts, im Rheinischen Museum für Philologie, III, 1829, S. 419 bis 434. F. Wolf, Über die Lais, Sequenzen und Leiche. Heidelberg 1841. 8. H.]

[2] Der kürzeste Leich wäre bei Ulrich von Winterstetten, Benecke 264, XLVI; allein es ist wohl nur Strophe mit Refrain.

mit der Einheit des Inhalts zu begnügen, paßt nicht für jene Zeiten und am wenigsten für diese Gedichtart, welche eben im Inhalt so zerflossen ist. Auch hier vermißt man die nähere Kenntnis der Musik und des Tanzes, wodurch sich Manches aufhellen möchte. Dennoch liegen Wahrnehmungen vor, die zu weiterem Erfunde führen können. Man bemerkt in den Leichen zweierlei Bestandtheile, einen gemessenern und, besonders gegen das Ende hin, einen freiern. Jener bildet sich aus Reimgebänden, welche niemals zur dreitheiligen Strophe werden [1], aber sich, wie Stollen eines Aufgesangs, wiederholen, und zwar in mehrfacher, theils unmittelbarer, theils durch andre Töne unterbrochener Wiederkehr; denn statt der Lösung in einen Abgesang springt der Leich zu neuen Aufgesängen über, oder es entfalten sich die den andern Bestandtheil ausmachenden Reimfolgen von freierem Ergusse. Diese als Abgesang des nächstvorhergehenden Aufgesangs zu betrachten, scheint nicht zulässig, denn vorerst würden die früheren Aufgesänge, denen sich kein solcher freierer Theil anschloß, doch nicht abgesungen sein, man müßte denn wieder einen Aufgesang für den Abgesang des andern ansehen, auf beide Weise würde man aber nur sehr unklare und unförmliche Strophen herausbringen; sodann macht es sich überhaupt bemerklich, daß geschlossene Strophen gar nicht zu Stande kommen sollen: nicht bloß stellt das fortwährende Auffingen durch die mehrfache Wiederholung der gleichen Gebände und durch die Anreihung neuer sich nachdrücklich hervor, sondern wir können auch keinen solchen Abschluß in der Mitte des Gedichts annehmen, ohne dieses für eine leblose, bloß mechanische Zusammenschiebung verschiedener Töne zu erklären. Sollten selbst vollständige Strophen sich vorfinden, so werden uns doch diese, so wie sie sich wiederholen, ebenfalls zu Stollen. Die Form der Leiche scheint durchaus im Größern aufgefaßt werden zu müssen; nicht der einzelne Aufgesang löst sich im einzelnen Abgesang, sondern was sich in sonstigen Liederstrophen klar und leicht übersichtlich im Einzelnen darlegt, die Zusammensetzung aus dem Gleichen, Gemessenern, und

[1] Grimm, a. a. O. S. 67 sagt: „Es ist wahr, manchmal scheint das Lied bloß auf- und nicht abzusingen, manchmal sind die Abgesänge da, und selbst in jenem Fall ist es noch zweideutig, ob man nicht den folgenden Ton als ein Absingen zu betrachten hat. Sogar in einigen Leichen scheint sich der Typus des Meistergesangs in dem Ganzen zu zeigen, man sehe den des Lichtenstein."

dem Ungleichen, Freieren, ist bei den Leichen nur im Ganzen und durch dieses zerstreut vorhanden, eben in den bisher bezeichneten zweierlei Bestandtheilen, die sich auf das Manigfaltigste ablösen und verweben.

Im Übrigen können wir von dieser Gedichtform nicht mit Vorliebe sprechen; künstlich in ihrem Bau und zugleich ungebunden im Raume, führt sie selbst treffliche Sänger ins Weitläufige und Leere (z. B. Museum I, 331 ff. Graf Otto von Botenlaube). Auffallend ist es, daß sie dennoch schon frühzeitig vorkömmt. Des Dienstmanns von Rugge Leich vom heiligen Grabe, dessen wir bei den Kreuzliedern gedacht, mag noch in das Jahr 1190 fallen. Walthers Gedichten ist ein Leich vorgesetzt (M. I, 101), und unter den verstorbenen Sängern solcher Gedichte, welche der von Gliers selbst in einem Leiche rühmt, wird auch der von Aue benannt (M. I, 43 b, 2: „Ihre Kunst war ohne Maße groß"). Auch bei den Provenzalen findet sich Ähnliches (Raynouard B. III, S. 396).

Schon in den Heldenliedern finden wir der Leiche erwähnt; sie werden gefiedelt oder geharft (Nibelunge 2055. 2062. Rother 172. 176. 2504. 2515). Begreiflich ist aber hier nicht von unsrer künstlichen Form die Rede, die Bedeutung ist allgemeiner und bezieht sich zunächst auf das Spiel [1]. Doch ist auch jene besondre Art, die sich den allgemeinern Namen angeeignet, der Bestimmung für das Saitenspiel treu geblieben. Ulrich von Lichtenstein meldet, daß, wie er einen Leich mit hohen und schnellen Noten sang, des ihm mancher Fiedeler Dank gesagt und der auch viel gesungen [2] worden (Frauendienst S. 204. 207). Mehrere Leiche schließen damit, wie die Saite oder der Fiedelbogen zerspringt (Ulrich von Winterstetten, Tanhuser [MSH. I, 142 a. II, 85 b. Pf.]). Zum Tanze bestimmt zeigen sich viele Leiche durch den Inhalt, wie durch ausdrückliche Benennung (Benecke 157: „diesen Reigen." Ebd. 182 u.: „diesen Tanz;" so auch M. II, 60 b, 2. 199 b, 4. Museum I, 423). In dem Wechsel der Töne erkennen wir die Irrgänge des

[1] Grimm, Meistergesang S. 64: „Die einzig richtige Etymologie ist in laikan, schwedisch leka, isländisch leika, dänisch leege = spielen." Ebd. Grammatik 428: „leich (ludus)."

[2] Ulrich von Winterstetten (Benecke 182): „dieser Sang" (vgl. Benecke 157. M. II, 199 b, 4. Museum I, 428, 3. 434, 3 v. u.). Der von Gliers in seinem zweiten Leiche (Museum I, 429. M. I, 42 b ff.) braucht die Ausdrücke „sprechen, Rede"; auch ist dieser Leich wirklich unlyrisch.

Reigens, in dem raschen Reimschlag den Auftritt der Tanzenden (Benecke 183: „springet hübsche Tritte!"). Lebendige Handlung ist besonders in solchen Tanzleichen, die der Sänger mit Liebesklage anhebt und dann, das innre Leid niederdrückend, sich in die Wirbel des Tanzes wirft: „Was ich singe, das freut mich im Herzen nicht, ich tanze, ich springe, eh' daß mir Lieb von Ihr geschicht" (Heinrich von Sax, Museum I, 418 ff. Ulrich von Winterstetten, Benecke 159, III). Dieser sichtbaren Verbindung des Leiches mit dem Tanze thut es keinen Eintrag, daß er sich, frühe schon, auch anderartigen Gegenständen zugewendet. Wir finden nicht nur Leiche, die gänzlich der Liebesklage gewidmet sind, sondern auch mehrere geistliche, und am Schlusse statt des lustigen Heia hei! ein frommes Amen; Frauenlob hat das hohe Lied zu einem Leiche bearbeitet; auch gegen die Juden ist einer gesungen worden (Grimm, S. 66) u. dgl. m. Man hat auch solche fremdartige Dinge doch mit dem Tanze zu verbinden gesucht. In den wunderlichen Leichen Tanhusers wird bald der Herzog Friedrich von Österreich gepriesen, bald das Lob aller milden Fürsten gesungen, bald ein Liebesabenteuer erzählt, bald allerlei Gelehrsamkeit in Erdkunde, Fabellehre und Rittergedichten possenhaft ausgekramt, zum Schluß aber folgt gewöhnlich noch der Aufruf zum Tanze und die Darstellung des letztern in raschem Schwunge der Zeilen. Glücklich ist der Übergang von der Aufzählung fabelhafter Frauen zum Lobe der eigenen, wie sie unterm Rosenkranze am Reigen geht (M. II, 62). Ein andermal ist die Erzählung seltsam mit dem Tanze verwoben (M. II, 63 b). Man sieht in diesen Leichen den Vorsinger oder Sprecher heraustreten, er hält seinen Vortrag, den die Gesellschaft ruhig anhört, sowie er aber bei den rascheren Gängen angekommen, wird Alles lebendig und wirbelnd schlingt sich der Reigen. Ein Leich Konrads von Würzburg, worin geklagt wird, daß der Gott des Streites den der Minne verdrängt habe, endigt gleichfalls mit der Aufforderung zum Tanze (M. II, 198 f.). Öfter nennen sich die Sänger am Ausgang der Leiche.

So viel hier von den Formen. Das Kunstreiche derselben erscheint im Allgemeinen und in der eigentlichen Blüthezeit des Minnesangs keineswegs mühsam und gezwungen, eben weil es aus unerschöpflicher Liebe zur Sache und im Fortschritt stätiger Entwicklung hervorgegangen.

VIII.

Die Sänger.

Die sämmtlichen Lieder der Minne machen, nach Inhalt und Form, ein Ganzes aus. Jeder einzelne Sänger stimmt in dieses, wie in einen großen Waldgesang, ein. Wer nur in sparsamen Tönen sich versucht, gehört diesem Liederreiche nicht minder an, als der fruchtbarste Meister, Aber neben den verschiedenen Stufen der Entwicklung, welche sich der Zeit nach ergeben, sind in jenem Ganzen und Gesammten nicht bloß gewisse größere Verzweigungen zu unterscheiden, sondern es treten auch viele einzelne Dichter in bestimmter und ausgezeichneter Eigenthümlichkeit hervor.

Was die größeren Verzweigungen betrifft, so können sie nicht wohl Schulen genannt werden, da sich im dreizehnten Jahrhundert förmliche und geregelte Kunstgenossenschaften noch nicht gebildet hatten. Es ist eine freiere Fortpflanzung durch Lehre im Einzelnen, durch Beispiel und Umgang, Neigung und Wahl. Aber wenn auf der einen Seite Dietmar von Aist, Milon von Sevelingen, Hartmann von Aue, Reinmar der alte, Walther von der Vogelweide, Hiltbolt von Schwangau, Rubin, der Truchseß von Singenberg, der Schenk von Landegge, Ulrich von Lichtenstein, auf der andern Heinrich von Veldeke, Wolfram von Eschenbach, Graf Otto von Botenlauben, Heinrich von Morungen, Kristan von Hamle, Kristan von Lupin, Hetzbold von Weißensee, der Thüring, Winli, Reinmann von Brennenberg genannt werden, so sind damit zugleich zwei verschiedene Richtungen und Farben der Liederkunst angezeigt. Faßt man auf jener und dieser Seite zuerst die älteren Meister ins Auge und geht dann beobachtend auf die jüngeren Sänger über, so wird man dort die Tiefe der Empfindung, das stille, innige Nachdenken, die Einfachheit des herzlichen Ausdrucks und der Formen, hier die rege Einbildungskraft, den sinnreichen Geist, den Glanz der Bilder

und das üppigere Spiel der Töne vorherrschend finden. Begreiflich können diese Bezeichnungen nur im Größeren gelten; der allgemeine Zusammenhang des Minnesangs, die Sinnesart der einzelnen Sänger, die Wanderungen derselben, musten vielfache Übergänge vermitteln und machen eine scharfe Abgrenzung unmöglich. Nach ungefährer Bestimmung aber war die erstere Weise vorzüglich in Schwaben und den östlichen Marken einheimisch, die letztere in Franken und Thüringen, wo Heinrich von Veldeke und sein größerer Nachfolger, Wolfram von Eschenbach, im Rittergedicht eine neue Welt des Glanzes eröffneten, der bald auch im Minnesang widerschien. Die erstere Weise erscheint hiernach auch mehr nur als die ruhig sich fortbewegende Entwicklung des ursprünglichen Minnesangs, die letztere als eine Aufregung desselben durch neue Bestandtheile und entschiedene Persönlichkeiten.

„Der Nachtigallen der ist viel," sagt Meister Gottfried im Tristan (V. 4749 ff.), von den Liederdichtern sprechend. Darum fragt er auch nur nach denen, welche, das Banner vortragend, die Schaar leiten mögen, und er nennt unter den Mitlebenden Walthern von der Vogelweide. Allerdings sind unter der großen Zahl einzelner Sänger diejenigen auszuzeichnen, welche die Kunst zu ihrem Berufe gemacht, den Andern zum Muster gedient und daher als die eigentlichen Sangesmeister (vgl. Tristan V. 4798) an der Spitze stehen. Solche sind, außer dem schon genannten Walther, vorzüglich Heinrich von Veldeke und Reinmar der alte.

Heinrich von Veldeke, wie wir wissen, ein Niederdeutscher [1], schon der Sprache nach, wahrscheinlich am Niederrhein oder der Maas zu Hause, doch am Hofe von Thüringen wohl bekannt, sang im letzten Viertel des zwölften Jahrhunderts. Von seinen Leistungen und seinem Einfluß als erzählender Dichter ist hier nicht zu handeln. Aber auch als Minnesänger hat er gewis bedeutend eingewirkt, wie schon die allgemeine Verbreitung seiner Lieder beweist. Er ist nicht etwa als Stifter des deutschen Minnesangs zu betrachten, klagt doch er selbst schon um eine verschwundene Zeit, da man der Minne besser gedient und die Frauen nicht wie jetzt gescholten (M. I, 19 b, 3. 5 f. 20 b, 8. Vgl. 21 a, 7); aber in der Liederdichtung, wie in der erzählenden, hat er die Einwirkungen, welche die nordfranzösische Dichtkunst auf ihn selbst

[1] Über Heinrich von Veldeke s. Grimm, deutsche Grammatik S. 453 f.

geübt, nach dem innern Deutschland übergetragen. Seine Bekanntschaft mit derselben zeigt er in den Liedern nicht bloß durch den Gebrauch französischer Worte (M. I, 19 a, 2: poyſun; I, 20 a, 1: amis) und die Beziehung auf wälsche Fabel (M. I, 19 a, 2: Tristan), sondern mehr noch durch die vorherrschende Bildung der Gesätze aus zwei öfter wiederkehrenden Reimen. Gottfried von Straßburg sagt von ihm, daß er das erste Reis in deutscher Zunge geimpft, wobei zwar zunächst, doch nicht ausschließlich, die Rittergedichte gemeint sind; „wie wohl sang er von Minnen!" rühmt Gottfried namentlich (Tristan V. 4721 ff.). Die Beachtung fremder Muster hat jedoch dem eigenthümlichen Werthe von Heinrichs Gesängen keinen Eintrag gethan; die sinnliche Auffassung, das rege Naturgefühl verkünden bei ihm die frische Jugend der Kunst. Der Frühling ist ihm stets eine liebe neue Mähre (M. I, 18 a, 5. 19 a, 1. 5). Gut schildert er das reiche, aber kurze Freudeleben der Vögel, wenn die Linden lauben und die Buchen grünen, und passend stellt ihn die älteste Liederhandschrift dar, wie er, einen Kranz in den Haaren, unter einem dichtbelaubten Baume gelagert ist, worauf Vögel herumhüpfen und sich schnäbeln. Eigenen Reiz giebt seinen Liedern ein Zug von Laune, die bald unbefangen spielt, bald dem Ernste zur Folie dient: „Lieber hätt' ich mit Ihr gemein tausend Mark, wo ich wollte, und einen Schrein von Golde, denn daß ich weilen sollte fern von ihr, siech, arm, allein" (M. I, 20 b, 2).

Ein Meister ganz anderer Art ist Reinmar der alte, der am Hofe von Österreich gelebt zu haben scheint (M. I, 68 a, 2: Liupolt). Er hat „mehr zu thun, denn Blumen klagen" (M. I, 68 b, 1). Er vor Allen steigt nieder in das innerste Gemüth, er „streitet mit Gedanken in seinem Herzen" (M. I, 67 a, 4). Seine Lieder sind fast blumenlos, aber reich der sinnigsten Herzensworte. Wie kein Andrer hat er den Ausdruck der lautern Liebe, der ausdauernden Treue, der zärtlichen Klage, des ergebenen Duldens: „Es gieng von Herzen gar, was mein Mund je zu Ihr sprach" (M. I, 66 a, 2). „Sie ist mein osterlicher Tag und hab' Sie in meinem Herzen lieb, das weiß Er wohl, dem ich nicht lügen mag" (M. I, 68 b, 7. Vgl. 70 a, 5). „Näher, denn in dem Herzen mein" (M. I, 62 b, 6). „Ich mag wohl sorgen um Ihr Leben, stirbet Sie, so bin ich todt" (M. I, 64 b, 2). „Sie hat Tugenden, denen ich immer folgen will, länger nicht, denn so lang ich lebe" (M. I, 64 a, 3).

„Die Jahre, die ich noch zu leben habe, wie viel der wäre, Ihr würde nimmer Tag genommen" (M. I, 65 a, 3). „Meine Jahre müssen mit Ihr Ende nehmen, wie mit Freuden, so mit Klage" (M. I, 83 a, 2). „Ich klage immer meinen alten Kummer, der mir doch stets ein neuer ist" (M. I, 76 b, 2. Vgl. I, 76 a, 3). „Sie weiß wohl, wie lange Sie mich bitten läßt, daß ich doch stets der Bittende bin" (M. I, 70 a, 4). „Mir machet Niemand Schaden, denn meine Stetigkeit" (M. I, 69 a, 7. Vgl. 76 b, 5). „Die Liebe hat ihr fahrend Gut also getheilet, daß ich den Schaden habe" (M. I, 63 a, 6). „Wie ist ihm zu Muthe, wundert mich, dem herzlich lieb geschieht; er selger Mann, da freut er sich, wie ich wohl wähne, ich weiß es nicht; Gott gebe, daß ich erkenne noch, wie solchem Leben sei!" (M. I, 64 b, 7.) „Ihm ist wohl, der möge sagen, daß er sein Lieb in sehnenden Sorgen ließ, nun muß aber ich ein Andres klagen: ich sah ein Weib nach mir noch trauren nie" (M. I, 63 a, 5). „So selger Mann ward ich noch nie, daß Ihr mein Kommen thäte wohl und auch darnach das Scheiden weh'" (M. I, 77 b, 3). „Ich weiß den Weg nun lange wohl, der von der Liebe geht bis an das Leid, der andre, der mich weisen soll aus Leid in Liebe, der ist mir noch unbereit; giebt Minne nichts, denn Ungemach, so müsse Minne unselig sein! Dieselbe ich noch stets in bleicher Farbe sah" (M. I, 65 b, 5). „Wenn Andre sich des Lieben freuen, so ist mir mit Leide wohl" (M. I, 67 b, 4). „Was ich um Sie leiden soll, das ist ein Kummer, den ich gerne dulde" (M. I, 68 b, 4). „Des Einen und sonst Keines mehr will ich ein Meister sein, so lang ich lebe: daß Niemand sein Leid so schön kann tragen" (M. I, 67 a, 5. Vgl. 66 b, 1. 79 b, 2). „Man soll sorgen, Sorg' ist gut, ohne Sorg' ist Niemand werth" (M. I, 82 b, 6). Dem schmucklosen Stil dieses Meisters gemäß, sind auch die Formen einfach und streng; wenig Reimspiel (M. I, 78 a, 6 bis 78 b, 3. 79 a, 3 bis 6. Vgl. 77 b, 4) und öftere Wiederkehr desselben Tones.

Manigfaltig sind die Minnelieder Walthers von der Vogelweide. Bald giebt er Bilder aus dem Gebiete der Maientänze und des Blumenbrechens; bald singt er das Lob der Frauen in hoher, volltönender Weise, mit der er sonst die Könige begrüßt; bald spielt er in leichtern Liedern und mißt, wie die Kinder, einen Halm: „Sie thut nicht, Sie thut;" bald senkt er sich in das Innere, nach Reinmars Vorbild, dessen Kunst er in zwei Liedern auf den Tod des Sängers sehr hoch stellt.

Walthers Lieder sind nur noch mehr betrachtend und spruchartig, selbst strafend gegen Männer und Frauen; er ist nicht so, wie Reinmar, ganz der einen, innigsten Empfindung hingegeben, seine besondern Vorzüge sind der weitgreifende Gedanke und die lebendige Gestaltung. Überhaupt war diesem vielseitigsten der altdeutschen Liederdichter der Kreis des Minnesanges zu enge, er fühlte das Bedürfnis einer umfassendern Weltanschauung, er richtete das Lied auf die wichtigsten Angelegenheiten des Vaterlandes und der Kirche; bei diesen ist er mit voller Seele und dorthin gehört auch die Darstellung seines Wesens und Wirkens. Sein reges Vaterlandsgefühl wendet sich selbst auf das Lob der Frauen zurück; mit Recht ruft er zum Zeugnis auf, „ob deutschen Weiben Jemand je gesprochen baß" (M. I, 120 b, 3); denn in einem stolzen Liede zum Lobe des deutschen Landes sagt der vielgereiste Sänger: „Von der Elbe bis an den Rhein und wider bis in Ungerland da mögen wohl die besten sein, die ich in der Welt gekannt; kann ich recht erschauen gut Geläß (Benehmen) und schönen Leib, so mir Gott! so schwür' ich wohl, daß da ein Weib besser ist, denn anderswo die Frauen. Deutsche Männer sind wohl gezogen, als Engel sind die Frauen gethan. Tugend und reine Minne, wer die suchen will, der soll kommen in unser Land, da ist Wonne viel; lange müss' ich leben darinne!" (M. I, 119 b, 2 ff.) Walther versichert einmal, wohl vierzig Jahr' und drüber hab' er von Minne gesungen (M. I, 122 b, 3); war daher seine Kunst auch nicht ausschließlich der Minne gewidmet, so war er doch durch diese lange Übung derselben, durch seine vielfachen Wanderungen und seine Bekanntschaft an allen Fürstenhöfen, durch den Werth seiner Lieder und den Ruhm seiner Meisterschaft vorzüglich geeignet, das Reich des Minnesangs zu mehren, und wirklich wird man von den Liedern keines andern Meisters so zahlreiche und bestimmte Nachklänge finden, als von den seinigen.

Hartmann von Aue und Wolfram von Eschenbach, die Meister des Rittergedichts, erscheinen gleichfalls in der Reihe der Minnesänger, ersterer auch hier einfach und bescheiden, bieder und fromm, letzterer, selbst in dem Wenigen, kunstreich und mit den wundersamen Bildern seiner kühnen Einbildungskraft. Von beiden aber ist in andrem Zusammenhange zu sprechen.

Auf diese einflußreicheren Meister war jedoch die Dichtergabe nicht beschränkt; sie war überall aufgeregt durch die allgemeine Lust am

Gesange. Um von den Vielen nur Einige zu rühmen, so sind Hiltbolt von Schwangau und Rubin ausgezeichnet in edler Einfachheit; Heinrich von Morunge [1], von Keinem übertroffen, sagt mit Fug von sich, er sei um Sanges willen zu der Welt geboren (M. I, 53 a, 5), und die wenigen Lieder Kristans von Hamle sind leuchtende Kleinode der Sammlung. Manche äußern ihr Eigenthümliches nur in einzelnen und zarteren Zügen, Andre entwickeln ihre Kunst vornehmlich in den Tönen, Alle aber sind Stimmen des einen, vollen Chores.

Die Schilderung eines vollkommenen Ritters beschließt Hartmann, in einem seiner erzählenden Gedichte, mit den Worten: „und sang viel wohl von Minnen" (Armer Heinrich V. 71). Der Minnesang war, wie wir gezeigt, ein Theil des Frauendiensts. Wie in jeder ritterlichen Kunst, in jeder edeln Hofsitte, durften auch hier die Fürsten nicht zurückbleiben, die an der Spitze der Ritterschaft und des Hofes standen. Kaiser Heinrich VI selbst [2], im Tone der besten Zeit, grüßt mit Gesange die Süße: „Mir sind die Reich' und die Land' unterthan, wenn ich bei der Minniglichen bin, und wenn ich scheide von dann, so ist mir all meine Gewalt und mein Reichthum dahin. Eh' ich mich Ihr begäb', ich begäbe mich eh' der Krone. Er sündet, wer mir das nicht glaubt, daß ich möchte leben manchen lieben Tag, ob auch nimmer Krone käme auf mein Haupt, des ich ohne Sie mich nicht vermessen mag; verlör' ich Sie, was hätt' ich dann? da taugt' ich zu Freuden weder Weib noch Mann und wär' mein bester Trost, beides zu Acht und zu Bann" (M. I, 1 a). Auch König Konrad der junge (Konradin), obgleich „der Jahre noch ein Kind," versucht sich im Liede; er fürchtet, vor Liebesleid zu sterben, doch ihm ist ein andrer Tod beschieden (M. I, 2 a, 1). Ihnen schließen sich die Fürsten und Grafen des Reiches an: König Wenzel von Böheim, die Herzoge Heinrich von Breslau, Johann von Brabant, der von Anhalt; die Markgrafen Otto von Brandenburg, mit dem Pfeile, Heinrich von Meißen, von Hohenburg; die Grafen Rudolf von Neuenburg, Kraft von Toggenburg, Konrad von Kilchberg, Friedrich von Leiningen, Otto von Botenlaube, Albrecht von Heigerloch, Werner von Hohnberg. Auch unter

[1] Grimm, deutsche Grammatik S. 455.

[2] [Vgl. J. Grimm in Pfeiffers Germania II, Stuttgart, 1857. 8. S. 477 bis 480. H.]

diesen sind rühmenswerthe Sänger, namentlich der Graf von Botenlaube und der Herzog von Breslau. Herzog Johann von Brabant singt leichte Lieder, alle mit dem Rundreim, seine Sprache bezeichnet den Niederdeutschen („zwischen Maas und Rheine" ist keine schöner, als die Seine. M. I, 8 a, 5) und den Nachbar der Nordfranzosen, während der Graf von Neuenburg (Neufchatel) sich den Trubadur, Folquet von Marseille, zum Muster nimmt (vgl. M. I, 8 b, 2. 3 mit Raynouard B. III, S. 153, 3. S. 157, 2).

Es ist kein Grund, anzunehmen, daß jene hohen Herren nicht selbst gesungen, sondern sich die Lieder von Andern fertigen lassen. Warum soll man ihnen absprechen, was zur Bildung für die Welt gehörte? Ihre Sängerschaft ist in der Sitte der Zeit begründet, der Gesang steigt, von Stufe zu Stufe, vom Dienstmann bis zum Kaiser auf, und in den andern Sprachen zeigt sich die gleiche Erscheinung. Selbst die Versäumnisse der Reimkunst bei Kaiser Heinrich sind als Beweis geltend gemacht worden, daß er sich keiner fremden Hülfe bedient (Grimm, deutsche Grammatik S. 361).

Über die Lebensumstände der einzelnen Sänger lassen sich manche Nachrichten zusammentragen. Mehrere derselben sind sonst geschichtlich bekannt, in ihren Fürstenämtern, Kreuzzügen, Fehden; Andre kommen in Urkunden vor, als Zeugen oder mit frommen Stiftungen; die Lieder selbst deuten manches Lebensverhältnis an. Auch die Sage hat sich angeheftet, wie bei dem Bremberger (Reinmann von Brennenberg); ihn ermordet der eifersüchtige Gemahl der] besungenen Frau und giebt ihr das Herz des Sängers zu speisen [1]. Dieselbe Sage, welche die Provenzalen (von Guillem de Cabestaing, Raynouard B. V, S. 187 ff.), die Nordfranzosen von Dichtern ihres Landes (vom Castellan von Coucy) erzählen und die auch von Konrad von Würzburg, wiewohl ohne Beziehung auf einen Sänger, berichtet wird (Müllers Sammlung I, hinter dem Armen Heinrich, S. 208: Von der Minnen).

[1] Ein Meistergesang hat diese Sage überliefert. Wunderhorn II, 229 ff. [Vgl. Schriften II, S. 325. 326. 344. IV, S. 66 bis 72. VII, S. 410. Franz Hüffer, Der Trobador Guillem de Cabestanh. Sein Leben und seine Werke. Berlin 1869. 8. H.]



IX.

Ulrich von Lichtenstein.

In den provenzalischen Liedersammlungen sind häufig die Leben der Sänger, die Geschichten ihrer Liebe, die Namen der Geliebten, die besondern Umstände, unter denen einzelne Lieder entstanden sind, verzeichnet. Solche Lebensabrisse fehlen gänzlich in den deutschen Handschriften und wir können dasjenige, was die Minnesänger als solche betrifft, fast nur aus zerstreuten Stellen ihrer Gedichte dürftig zusammenlesen. Was wir aber bei Mehreren entbehren, das ist uns bei Einem um so reichlicher gegeben. Wir besitzen die ausführliche Lebens- und Liebesgeschichte eines trefflichen Minnesängers, von ihm selbst beschrieben. Die Gesänge sind in die Erzählung verwoben, oder vielmehr wir sehen sie aus dem Grunde der Geschichte, aus dem innern und äußern Leben des Dichters, hervorgehn. Dieser Dichter ist Ulrich von Lichtenstein, aus dem steirischen Geschlechte, das jetzt gefürstet ist; sein Buch hat er selbst Frauendienst benannt. (Frauendienst, oder: Geschichte und Liebe des Ritters und Sängers Ulrich von Lichtenstein, von ihm selbst beschrieben. Nach einer alten Handschrift bearbeitet und herausgegeben von Ludwig Tieck. Stuttgart 1811 [1]. Eine andre Dichtung Ulrichs von Lichtenstein, „Itwitz" (Vorwurf, Rüge), oder „der Frauen Buch", in 2112 Versen, das Kampfgespräch eines Ritters mit einer Frau über die Sittenlauigkeit der Zeit enthaltend, ist nur handschriftlich, zu Wien, vorhanden [2]. Schottky in den Wiener Jahrbüchern B. IV, Anzeigeblatt S. 40.) Dasselbe ist um 1255 vollendet worden,

[1] [Ulrich von Lichtenstein, mit Anmerkungen von Theodor von Karajan herausgegeben von Karl Lachmann. Berlin 1841. 8. H.]

[2] [„Der vrouwen buoch" ist nun gedruckt in der eben genannten Ausgabe S. 594 bis 660. H.]

als Ulrich wenigstens 53 Jahre alt war. Er ist frühestens im zwanzigsten Jahre Ritter geworden [1], bei einem Hochzeitfeste, das im Jahr 1222 gefeiert wurde, und er war, nach seiner eigenen Angabe (Frauendienst S. 233), drei und dreißig Jahre Ritter gewesen, als er das Buch voll dichtete. Wir können nicht umhin, aus dieser Haupturkunde des Minnedienst's einen umständlichen Auszug zu geben, wobei nur dasjenige kürzer angedeutet werden soll, was nicht den Minnedienst zunächst betrifft. Manches, was wir bis daher aus den Liedern selbst entwickelt, wird dadurch volleres Licht gewinnen; aber auch neue, befremdliche Erscheinungen werden hervortreten, welche selbst wieder zur Erklärung auffordern.

Das Buch beginnt mit dem Preise der Frauen, an denen alle Tugend und das Heil der Welt liegt. Wer sagen kann, wo der Sonne Schein endet, kennt auch das Ende ihres Lobs. Nach diesem Lobe will Ulrich eine Mähre anheben, die nur Wahrheit sprechen soll. Da er noch ein Kind war und auf Gerten ritt, hörte er die Weisen sagen, daß Niemand Würdigkeit und Freude erwerben möge, der nicht ohne Wank guten Weiben Dienstes bereit sei. Da schon gedacht' er, ihnen immer zu dienen mit Leib, Gut, Muth und Leben. In seinem zwölften Jahre fragt' er nach der Schönheit und Sitte aller Frauen im Lande und die vor allen gelobt wurde, der dient' er in Gedanken bis ins fünfte Jahr. Da rieth sein Herz ihm, ihr um Sold zu dienen, den man von Frauen holt, schiene sie auch zu hoch geboren, kein Weib war doch je so hoch und reich, daß einem edeln Ritter, der ihr mit Herz und Leib dient, wie er soll, nicht endlich gelingen mochte. Nun gieng er vor sie stehen und, als er sie ansah, gedacht' er: „Wohl mir, soll das meine süße Fraue sein? wie soll ich ihr aber so recht geziemend dienen, besser als so manches edle Kind in ihren Diensten? Vielleicht dient ihr Einer mehr, dem sein Herz doch nicht so zu ihr steht, als das meinige; aber in meiner Liebe zu ihr will ich ihnen allen vorgehn.“ Wenn er wo des Sommers schöne Blumen brach, so trug er sie seiner Frauen hin; wenn diese sie in ihre weiße Hand nahm, so dacht' er in

[1] Im zwölften Jahr erkor sich Ulrich die Frau, der er dienen wollte, dieser Frauen Knecht war er beinahe bis ins fünfte Jahr (Frauendienst S. 2), drei Jahre fuhr er als Knappe turnieren (S. 4); so kommen zwanzig Jahre heraus, ohne die Zeit zu rechnen, die er bei dem Markgrafen Heinrich zugebracht.

seiner Freude: „Wo du sie angreifest, hab' ich ihnen eben so gethan." Wenn er hinkam, wo man ihr Wasser über die weißen Händlein goß, so nahm er das Wasser, das sie angerührt hatte, heimlich mit sich und trank es aus vor Liebe. So dient' er ihr, so viel ein Kind vermag, bis sein Vater ihn von ihr nahm, an welchem Tag ihm herzliches Trauren und der Minne Kraft bekannt ward. Sein Leib schied wohl von dannen, aber sein Herz blieb dort; wo er gieng oder ritt, war es immer bei ihr, und wie fern er von ihr war, schien ihr lichter Schein des Nachts in sein Herz. Man gab ihn einem Herrn, der hoher Tugenden reich war, dem Markgrafen Heinrich von Österreich (Isterreich?). Auch dieser sagt' ihm, wer würdiglich leben wolle, müsse sich einer Frau zu eigen geben. Er lehrte den Jüngling, über die Frauen sprechen, auf Rossen reiten und in Briefen süße Worte dichten, vor Schmeicheln und Lügen aber warnt' er ihn. „Hätt' ich Alles mit Werken erfüllt, was er mir sagte, so wär' ich werther geworden, als ich bin." Indessen lag Ulrichs Vater todt. Da musst' er heim, wie so Mancher, dem seine Vordern Gut lassen. Mit seines Herren Urlaub ritt er heim, gen Lichtenstein, in das Steierland. Hier fand er viel Turnierens von Knechten (Knappen), die dadurch die Ritterschaft lernten. Er unterwand sich dessen auch um seiner Frau willen: „wenn ich ihr will zu Diensten sein, so muß es durch Ritterschaft geschehen, unter Helme muß ich Preis erjagen." So fuhr er turnieren in Knechtes Weise, um es zu erlernen, drei Jahre. Darauf ward er Ritter, zu Wien, bei einer Hochgezeit (Festlichkeit), wie er seitdem keine so schön gesehen. Der Fürst Leupold aus Österreich gab seine minnigliche Tochter einem Fürsten von Sachsen zu Gemahl (1222). Der edle Fürst gab dritthalb hundert Knappen Schwert; den Grafen, Freien, Dienstmannen, wohl tausend Rittern, gab er Gold, Silber, Ross und Kleid. Fünf tausend Ritter aßen da sein Brot; da war viel Tanzes und Ritterspiels. Viele Frauen waren da, auch Ulrichs Freudenschein, doch sprach er kein Wort mit ihr, worüber er lange traurig war; er ließ es, um der Merker böses Spähen zu vermeiden. Als sie ihn unter Schilde sah, sprach die Gute gegen einen seiner Freunde: „Ich bin wahrlich froh, daß Herr Ulrich hie ist Ritter worden, ich weiß noch, wie ich den von Lichtenstein von mir gab, damals war er noch viel klein." Als der Freund Ulrichen sagte, daß ihr seine Ritterschaft lieb sei, freut' er sich von Herzen und

gedacht' in thörichtem Wahne: „Wie? wenn sie mich zu ihrem Ritter haben will?" Zwölfmal turnierte Ulrich noch in diesem Sommer, kein Turnier wollt' er versäumen, um ihretwillen, und daß es ihm nicht mislang, must' er ihr danken. Als der kalte Winter kam, must' er vom Tjostieren (Speerebrechen) abstehn, darum war er traurig. Seine Frau war so behütet, daß er sie niemals sehen, auch keinen Boten haben konnte, der ihr recht sagte, wie so herzelieb sie ihm sei. Da ritt er auf eine Burg, wo die Hausfrau seine Niftel war und zugleich seiner Gebieterin vertraut. In geheimem Gespräche sagt ihm die Niftel, wie ihre Frau zu erfahren wünsche, wer diejenige sei, der Ulrich so wohl spreche und so ritterlich diene? Ulrich entdeckt ihr, nachdem sie zu schweigen beschworen, daß es dieselbe sei, die sie fragen hieß. Er dringt in die Niftel, wenn sie ihn vom Tode retten wolle, seinen Dienst und seine Liebe der Frau kund zu thun; auch bittet er sie, ein neues Minnelied, das er gesungen, ihr zu Ohren zu bringen und ihm dann wieder zu sagen, wie es ihr gefallen. Die Niftel meint zwar, Jene sei ihm zu hoch geboren und werde zürnen, doch verspricht sie, die Botschaft auszurichten. Das Minnelied besagt: „Ich diene dir immer ohne Wank, nun sprich, daß es dein Wille sei!" Fünf Wochen reitet Ulrich umher und sieht Frauen, dann erfährt er durch die Niftel den Bescheid der Geliebten: das Lied sei gut, aber sie wolle sich dessen nicht annehmen; werde Ulrich ein biedrer Mann, das gönne sie ihm mit Recht, da er sonst ihr Knecht gewesen, aber solche Rede soll er lassen, seinen Dienst werde sie nie annehmen, es wäre ihm zu viel. Zwar hat die Niftel eingewendet, es geschehe oft, daß ein junger Mann so hoch begehre, wenn es ihm auch nimmer gelinge, sie werben nur um hohen Muth. Doch Jene erwidert, kein Mann habe noch so hohes Lob getragen, der nicht noch dadurch getheuert würde, wenn sie seinen Dienst annähme, was doch nie geschehen würde, darum soll er es sich auch versagen; wär' er aber auch in aller Würdigkeit ganz vollkommen, wie sie von ihm noch nicht gehört, so müste einem Weibe doch immer sein übel stehender Mund leid sein. Alsbald entschließt sich Ulrich, von den Lefzen, deren er drei hat, eine abschneiden zu lassen, sein Mund muß ihr besser gefallen oder noch tausendfalt schlimmer. Die Niftel räth ihm, sich nicht so zu verderben und zu leben, wie ihn Gott geschaffen. Vergeblich, er reitet nach Grätz in Steierland und

thut dem besten Meister seinen Willen kund. Der spricht, vor dem Maien schneid' er nicht. Als nun der süße Sommer kömmt und die Vöglein singen, reitet Ulrich wieder gen Grätz; unterwegs begegnet ihm ein Knecht seiner Frau, den er als Zeugen mitnimmt. Der Meister will ihn binden, denn rührt sich Ulrich um ein Haar, so nimmt er Schaden. Doch der Ritter, obschon ihm bang ist, setzt sich frei auf eine Bank, der Meister nimmt ein Messer und schneidet ihm den Mund ob den Zähnen durch; er hat meisterlich geschnitten und Ulrich meisterlich ausgehalten. Durch den rückkehrenden Diener[1] läßt er der Frau sagen: „Wenn sie sagte, meine rechte Hand gefiel' ihr nicht, so schlüg' ich sie ab." Sechsthalb Wochen liegt er darnieder, ihm ist wohl und weh; weh, denn sein Leib ist wund, wohl, denn sein Herz ist froh. Von Hunger und Durst leidet er groß Ungemach. Doch dichtet er ein Minnelied, darin er den Tag lobt, dessen Schein dem Ihren gleicht; gerne möcht' er einst auch die Nacht loben. Nach der Genesung sendet er Ihr das Lied durch die Nistel. Die Frau schreibt der Nistel zurück, sie werde nächsten Montag auf der Reise in dem Markt über Nacht sein, der bei der Wohnung der Nistel liege, dahin soll diese zu ihr kommen. „Will auch dein Neffe dahin kommen, den seh' ich gerne, um seinen Mund, wie ihm der steh', und um Andres nicht." Als ihm der Brief gelesen worden, den die Nistel ihm gesendet, hebt Ulrich sich auf die Fahrt, aber die Frau ist so behütet, daß er sie den Abend nicht sieht. Er schläft die Nacht nicht vor Kummer, frühmorgens aber sieht er sie in der Messe. Furchtsam naht er ihr, die ihn mit einer Neigung empfängt, mit Worten aber ihm keinen Gruß sagt. Die Messe ist ihm gar zu kurz; was man singt oder liest, davon vernimmt er nichts, er sieht nur immer das reine süße Weib an. Als die Frau von dannen reitet, sagt ihm die Nistel, Jene habe ihm erlaubt, heut auf dem Wege zu ihr zu reiten und mit ihr zu reden, was er wolle, jedoch nicht zu viel. Er reitet gleich nach, wo er sie unbehütet vor sich reiten sieht. Als sie ihn bei sich gewahr wird, kehrt sie sich von ihm um, da verstummt ihm die Zunge und sein Haupt sinkt nieder. Ein andrer Ritter jagt zu ihr und furchtsam bleibt Ulrich hinter ihnen. Sein Herz straft ihn der Zagheit, er ermannt sich und reitet wieder

[1] Er verräth dem Diener nicht, daß dessen Gebieterin seine Geliebte sei.

zu ihr; die Süße sieht ihn an und von ihrem Ansehn erschrickt er so, daß er wieder schweigen muß, die Kraft der Minne bindet ihm den Mund. Das Herz ermuntert ihn, er reitet wieder zu ihr, aber er fühlt, daß er bleich vor Furcht ist. Das Herz springt ihm in der Brust, es sagt: „Nun sprich! nun sprich! nun sprich, da dich Niemand hindert!" Wohl zehnmal thut er den Mund auf, zu ihr zu sprechen, aber die Zunge liegt nieder. So scheidet er von ihr, wie erst, ohne ein Wort zu sagen, das geschieht ihm dieses Tages wohl fünfmal. Die Tagreise nimmt ein Ende, man heißt die Frauen von den Pferden heben, Ulrich nimmt das Hebeisen und hebt manche klare Frau ab. Die Falschesfreie hält noch immer auf ihrem Pferde und viel Ritter und Knappen stehen um sie, mit denen sie ihren Scherz hat. Da er mit dem Hebeisen zu ihr kommt, spricht sie: „Ihr seid nicht stark genug, daß ihr mich abheben möget." Des Scherzes wird gelacht und sie tritt auf das Hebeisen; als sie aus dem Sattel steigt, ergreift sie ihn beim Haar, und ohne daß es Jemand sieht, bricht ihm die Gute heimlich eine Locke aus: „Das habt dafür, daß Ihr verzagt seid! Man hat mir von Euch nicht wahr gesprochen." So geht sie zu ihren Frauen und läßt ihn in tiefen Gedanken zurück. In seiner Herberge angekommen, bittet er Gott, ihm das Leben zu nehmen. Er fühlt sich krank und jammert laut, wie war es möglich, daß er zu ihr kein einzig Wort sprechen konnte? Er verwünscht seine Zunge und seinen Mund, nimmer wird er wieder froh werden, weil er so durch eigene Bosheit seine Frau verloren. So bringt er die Nacht in Klage hin, bald sitzt er, bald liegt er, jetzt steht er, jetzt geht er, nun windet er sich dort, nun hie, oft ringt er seine Hände. Einer seiner Verwandten kömmt am Morgen und fragt ihn, was ihm fehle. „Mir thut das Herz so weh, als ob es mir brechen wolle." Jener geht nach einem Arzt in die Stadt, Ulrich aber läßt sich ein Pferd vorführen und rennt recht als ein rasender Mann nach der Stelle, wo er gestern die Gute gelassen. Als er sich dem Orte nähert, sieht er, wie sie ihm von dort in Frauenweise in einem Mantel entgegen reitet; als sie ihn sieht, neigt sie ihm und nun schweigt er auch nicht länger. Er sagt ihr, wie er ihr seit den frühesten Jahren gedient, lasse sie ihn darum ihren Ritter sein, um sie will er sein Leben wagen in ritterlicher Arbeit und ihr bis zu seinem Tode dienen. „Schweiget! denn Ihr seid ein Kind," antwortet sie, „und so hoher Dinge unverständig, reitet

gleich fort von mir, so lieb euch meine Huld ist!" Er gesteht, daß er noch zu unklug, um ganz auszusprechen, was sein Sinn meine, sonst sei er weise genug, um in ihrem Dienste den Preis eines Ritters zu gewinnen. „Laßt Euer Flüstern!" fährt sie fort, „denn Ihr wißt wohl, daß man mein hütet; hat Jemand Eure Rede gehört, so mag es Euch zu Schaden kommen; laßt mich! wahrlich, Ihr seid ein verdrießlicher Mann." Indem sieht sie sich um und spricht zu einem Ritter: „Reitet doch her zu mir! denn es ziemt sich nicht, daß nur ein einziger Ritter neben mir reite, sehet, daß das nicht wieder geschehe!" Ulrich stimmt mit ein. Da kommen ihrer sechs herzu, die nach Rittersitten mit ihr reiten. Er nimmt Urlaub und ist von Herzen froh, daß er seiner Frau nun doch einen Theil seiner Gedanken gesagt. Er fährt nun wieder als ein guter Frauenritter umher, doch sagt er wenig von seinen Thaten, damit Niemand spreche, er wolle sich selber rühmen. Im Winter dichtet er wieder Lied und Botschaft und schickt es der Niftel, die es der Geliebten sendet. Die Gute kennt den Boten und heißt ihn willkommen. Er giebt vor, daß er ihr ein Büchlein bringe, das sie zu Nacht lesen soll, denn darin steh' ein gutes Gebet. Sie nimmt das Büchlein und wähnt, daß ein Gebet darin stehe, sie schaut es an hie und dort und findet nur süße Rede darin geschrieben. Diese schriftliche Botschaft, in kurzen Reimzeilen, wovon je zwei, und am Schluß eines Abschnitts drei, unmittelbar auf einander reimen (vgl. Raynouard B. V, S. 226), beginnt mit einem zierlichen Gespräche zwischen dem Dichter und dem Büchlein selbst, als seinem Boten. Jener empfiehlt diesem, sich zu betragen, wie es zu Hofe ziemt, und die zärtliche Botschaft wohl zu werben. Das Büchlein fürchtet, vor Frau Melde, die zu Hofe spähend geht, als unhofebar zu Spotte zu werden, es wagt nicht, so recht reine Weibeshand anzurühren, ja es hat Angst, von der zürnenden Frau das Leben zu verlieren, auf einem Roste verbrannt oder mehr als geviertheilt zu werden. Läßt sie es aber auch zu Rede kommen, von demselben Tage wird es in einen finstern Kerker, heiß' er Lade oder Schrein, verschlossen. Der Dichter spricht dem Büchlein Trost ein, wer sollt' auch seinen lieben Boten gerne in den Tod senden? Er beneidet das Büchlein, das ihre weißen Hände umwenden werden, dem sie ihre heimlich spielenden Blicke und den rothen Mund zukehren wird. Jetzt begiebt sich das Büchlein auf die Fahrt und bittet für seinen Herrn

um die Gnade der Schönen: „Was schadet der blumenreichen Heide an ihrer Augenweide und an ihrem lichten Glanze, wenn man zu einem Kranze ein Theil ihrer Blumen bricht? Auch wähn' ich, Niemand Weiser spricht, daß es Schade möge sein, wenn einem Feuer ein Feuerlein nur um Leuchten wird genommen; es schadet nimmer und mag frommen. Nun erzeiget ihm, reine Fraue gut, wie auch die Sonne dem Monde thut! den entzündet sie, wie ein Licht, und schadet doch ihrem Scheine nicht." Auch ein Brief wird übergeben, darin ein Minnelied: „Niedre Minne, an Freuden todt ist der, dem sie angesieget; giebt die hohe sehnende Noth, doch wohl ihm, der derselben pfliget! Sie giebt Sorge, doch ist die Sorge seliglich." Der Bote bleibt zween Tage, dann bescheidet sie ihn: „Nimm hin das Büchlein und bring es deiner Frauen wieder! ich hab' es oft gelesen; wohl steht ein gut Gebet darin, aber ich wills doch nicht behalten." Als nun die Niftel das Büchlein wieder aufthut, findet sie mehr darin geschrieben, als erst darin stand. Sie sendet es sogleich an Ulrich, der darüber hocherfreut ist und sich günstigen Inhalt verspricht. Nur ist sein Schreiber nicht bei ihm, der ihm heimliche Briefe liest und auch die seinigen schreibt; darum bleibt das Büchlein zehn Tage ungelesen, aber es kömmt diese ganze Zeit nicht aus seinem Busen und nachts, wenn er schläft, liegt es nahe bei ihm. Endlich kömmt der Schreiber, er wird in ein heimliches Zimmer genommen, um das hinzu Geschriebene zu lesen. Es steht aber dieses geschrieben, und zwar dreimal: „Wer wünschet, was er nicht soll, der hat sich selbst versaget wohl." Da wird dem Ritter weh und nicht wohl, doch muß ihm Alles gut dünken, was ihm die Süße thut, für Alles muß er ihr danken. Im folgenden Maimond findet eine Fürstensprache zu Freisach statt. Leupold von Österreich will dort den Markgrafen von Isterreich mit dem Fürsten von Kärnthen versöhnen. Viele Fürsten und Herren kommen dort zusammen. Ulrich und sein Bruder Dietmar benützen diesen Anlaß, ihre Ritterschaft im Dienste der Frauen zu zeigen. Sie lagern sich im Felde und laden Jeden zum Speeresbrechen. Dieses Ritterspiel findet solchen Beifall, daß man zehn Tage darüber nicht zum Geschäfte kommt. Um ein Ende zu machen, veranstalten die Fürsten ein großes Turnei, an dem sie selbst Theil nehmen. Ausführlich beschreibt Ulrich dieses Alles, von seinen Thaten sagt er bescheiden nur so viel, daß er nicht der Beste und auch nicht

der Böste gewesen. Doch meldet die Niftel seiner Frauen, daß er zu Freisach das Beste gethan und um ihretwillen mehr denn hundert Speere verstochen; auch sendet sie ein Minnelied mit, daran mancher Ritter, der es zu Freisach vernommen, die Weise neu, die Worte süß und wahr gefunden hat: sein hoher Muth blüht mit Gedanken gegen ihrer Güte, wie die Blumen der Heide gegen des Maien Schein; Sie macht ihn reich, wie der Traum den Armen, mög' er nicht enttäuscht erwachen! Diesmal schreibt die Frau der Niftel zurück: daß diese so sehr ihren Neffen lobe, das möge von wegen der Sippe sein, die Fremden loben ihn nicht. Ulrich erhält diesen Brief zu Kibenz, wo er auf dem Turnei ist. Er schämt sich der Botschaft und denkt: „Sie muß mir wegen Ritterschaft noch hohes Lob sprechen, oder Leib, Gut, Sinne und Leben wird verloren." Da fährt er weit in die Lande, wo Jemand nur Ritterthat übt zu Schimpf oder zu Ernst, er verzehrt sein Gut und wagt willig seinen Leib. Als der Winter gekommen, reitet er wieder zu der Niftel und klagt ihr sein Leid. Aber diese spricht, sie könne ihren Boten nicht mehr hinsenden, denn die Frau fürchte, daß man es merke und darum habe sie es untersagt; sie sei ihm nicht gehaß, aber der Bote reite zu oft zu ihr, auch wohne sie zu ferne und sei so sehr behütet, darum soll er einen andern Boten suchen. Der trauernde Ritter dichtet ein Lied, darin er um den Sommer klagt, während dessen man den Frauen besser dienen könne; was soll ihm des Winters Zeit und seine lange Nacht? ihm ist doch nichts Liebes beschert. Er reitet nun den Winter umher, um Frauen zu sehen und einen Boten zu finden zu der Holden, der sein Herz getreu ist. Vergeblich, schon kömmt wieder der Sommer heran und führt ihn auf Ritterschaft nach Kärnthen und Krain, dann gen Isterreich nach Triest und von da zum Turnei nach Brixen. Hier wird ihm ein Finger ausgestochen, so daß er nur noch an der Hand hängt. Alle Ritter beklagen seinen Schaden, er selbst zeigt sich dessen froh, weil es ihm um ein Weib geschehen, die seinen Dienst daran erkennen muß. Der Finger wird erst schlecht verbunden und am sechsten Tage findet man die Wunde ganz schwarz; da reitet Ulrich zu einem bessern Meister gen Botzen, unterwegs singt er ein Lied von seiner Frauen. Sieben Tage liegt er nun zu Botzen, wo ihm die Wunde neu verbunden worden. Da schickt' ihm eine Frau ihren Boten, der ihm sagt, daß sie sein Leid

beklage, sie habe gehört, er sei der Frauen Dienstmann, darum müsse jedes werthe Weib um seinen Kummer Sorge haben. Zugleich sendet sie ihm vier Büchlein, da soll er sich die Weile mit kürzen, es sei gute Rittersitte, gerne lesen und Gesang zu hören, was schon zuvor biedre Männer um werthe Frauen 'gethan haben. Am andern Tag, als Ulrich eben Mittagsruhe halten will, kömmt der Bote wieder, um ihm eine Singweise zu bringen, die im deutschen Lande noch unbekannt sei und die der Ritter deutsch zu singen gebeten wird. Er lernt sie sogleich und singt darin die Würdigkeit der Frauen und seine Liebe: „Kalter Schnee müste von der Hitze brennen, die mir an dem Herzen liegt." Als man das Lied aufgeschrieben, nimmt es der Bote mit. Zum Lohne bringt er dem Dichter ein wunderschönes Hündlein. Nun kömmt ihm Nachricht, daß am zwölften Tag ein Turnei zu Freisach sein werde. Der Meister gestattet ihm, dahin zu reiten, um es anzusehen, und er selbst begleitet ihn. Zu Freisach angekommen, wird Ulrich neidisch, daß er nicht auch für seine Frau Ritterthaten verrichten könne. Er sinnt darauf, den Turnei zu hindern. Indem er vorgiebt, von einer Frau gesendet zu sein, die das Hündlein und andre Kleinode als Preis aussetze, weiß er unter die Ritter solche Eifersucht zu bringen, daß sie sich nicht mehr über die schon verabredete Einrichtung des Turneis vereinigen können, und so zergeht der Turnei, zu welchem wohl dritthalbhundert Ritter versammelt waren. Ulrich scheidet von dannen in das reine süße Land, worin seine Fraue wohnt. Sein Finger schmerzt ihn, am meisten aber klagt er, daß er noch immer keinen Boten zu ihr finden kann. Endlich reitet zu ihm ein treuer Knecht, der ihm einst von der Niftel Botschaft gebracht. Dieser beklagt Ulrichs Finger, auch gesteht er, zu wissen, wer seine Geliebte sei und daß sie ihn nicht hasse. Als der Knappe sie nennt, geschieht Jenem ein Minnewunder: sein Haupt sinkt nieder, sein Herz seufzt, sein Mund schweigt; alles aus Schrecken, daß Jemand ihren Namen wisse; ist es durch seine Schuld geschehen, so muß er sich des immer schämen und sie soll ihm dann künftig immer fremde sein. Der Knappe beruhigt ihn und übernimmt die Botschaft: Versicherung unwandelbarer Treue, Nachricht, daß Ulrich um sie einen Finger verloren, der ihr zu Dienste geboren war, Bitte um tröstende Antwort; auch ein neues Lied wird mitgeschickt. Die Frau erwidert dem Boten, der auf eine heimliche Zusammenkunft deutet: sie wolle

alt werden, ohne daß ihr je bekannt werde, was sie heimliche Minne nennen, es werde nie geschehen, daß sie seinen Dienst annehme und ihre Ehre kränke. Der Knappe setzt seine Fürbitte fort und singt das Lied, darin gesagt ist, daß sie, so wenig sies empfinde, mitten in Ulrichs Herzen in Haft und Banden liege; sie möge nun mit ihm dingen, doch nicht um Silber oder Gold, einzig um den Sold der Minne. Die Schöne findet das Lied minniglich, aber der Ritter soll sie alles Gewerbes frei lassen, sonst wird sie ihms fügen, daß er immer Schaden davon hat; er ist ein thörichter Mann, daß er ihr auf solchen Wunsch dient, der einem Könige wohl zu viel wäre; nie ward ein Mann so hoch geboren, von dem solche Rede sie nicht erzürnte, und sie verwundert sich, wie Ulrich den Muth dazu gewann. Als Ulrich diese Antwort erfährt, verzagt er darum doch nicht: „Ist sie mir heute gehaß, so will ich besser dienen, daß sie mir werde hold; sollte mich denn ein Wörtlein verjagen von meiner hohen Hoffnung?" Da nun der Sommer hin ist, so will er nach Rom fahren. Der Knappe, der ihn begleiten will, findet es wohlgethan, daß man auch dem etwas diene, von dem man Alles hat, Gut, Seele, Leib, Weib, Kind und liebe Freunde. Sechszig Tage sind sie zu Rom, nach Ostern scheiden sie von dannen und Ulrich singt auf dem Heimweg, im Glanze des Maien, ein neues Lied von seiner Frauen: „Der Maie tröstet all, das lebt, nur nicht mich minnesiechen Mann, das Herze mein ist minnewund, des muß ich sonder Freude sein; wenn sich mein Leib zu Freuden hebt, das Herze sieht mich weinend an und spricht, es sei viel ungesund; so lass' ich dann die Freude mein. Sie sprechen, ich sollt' auf Gottes Wege dein Lob nicht singen, Fraue mein! Da es ihnen an mir misbehagt, so will ich sprechen mein Gebet: Dein' Ehre habe Gott in Pflege! so muß dein Leib empfohlen sein Marien, der viel hehren Magd, die nie an Jemand missethät." In Steierland ist damals viel Turnierens, da bindet Ulrich um seine liebe Frau den Helm oft zu Haupt. So ist der Sommer mit Freuden hingegangen und nun wird der Bote wieder abgesendet mit Werbung und Lied. Letzteres ist ein Gespräch des Dichters mit der Minne, worin diese ihn mehr hoffen läßt, als bis jetzt die Schöne zugesteht. Denn nicht besser gemuth ist sie, als das letzte Mal. Sie will dem Ritter immer gram bleiben und besonders noch zürnt sie darüber, daß man ihr gelogen, er hab' einen Finger

in ihrem Dienste verloren, den er doch noch habe. „Frau, er hat den Finger wohl, aber er ist ihm ganz erkrummt, so daß er ihn wenig brauchen kann, doch hebt er wohl noch in eurem Dienst manches große Speer damit." „Ich gönn' ihm wohl seinen Finger, nur soll er mir nicht vorlügen, und weil du das gethan, will ich mit dir nicht mehr reden." Der Bote meldet dieses Alles zurück, da denkt Ulrich: „Will mir meine Frau um meinen Finger gehaß sein, dann kann wohl Rath werden, da er mir doch etwas gekrümmt ist; ich schlag' ihn ab und send' ihn ihr, so muß sie es doch wohl glauben, daß er verloren sei, wenn sie ihn selbst sieht." Er geht nun zu einem biedern Manne, Ulrich von Hasendorf, der ihm stets zu Diensten bereit war; den bittet er um seiner Treue willen, daß er ihm den Finger abschlage. Jener weigert sich der Missethat, der Dichter aber besteht auf der Leistung des Freundesdiensts, bis der Andre einwilligt. Ulrich nimmt sein Messer, setzt es auf seinen Finger und spricht: „Nun schlag zu, biedrer Mann!" Jener schlägt und der Finger springt ab; die Wunde blutet kräftig. Nun beginnt Ulrich ein Büchlein zu dichten, welches in grasgrünen Sammt gebunden wird; darüber läßt er von einem Goldschmied zwei goldne Brettlein wirken, statt der Sperre sind zwei kleine Hände gar löblich gemacht und darein wird der Finger gefügt [1]. Mit diesem Geschenke reitet der Bote zu der Schönen. Da sie den Finger ersieht, spricht sie: „O weh! die Thorheit hätt' ich ihm nicht zugetraut, daß je ein verständiger Mann so was thun würde." Sie liest das Büchlein, welches sich dem frühern, von ihr zurückgesendeten, anschließt. Der Dichter wirft darin der Minne vor, daß sie jenen kleinen Boten, den er doch ihrem Geleit empfohlen, zum Spotte werden ließ. Hätte derselbe nicht kurz zuvor die Hand der Schönen berührt, er hätte seine untröstliche Mähre mit dem Feuer gebüßt oder wäre zerführt worden, wie die welken Blätter vom Winde. Jetzt bittet der Dichter die Minne, dem neuen Boten hülfreicher zu sein, dem Finger aus seiner rechten Hand, der bis an sein Ende der Lieben treulich gedient und den er als Pfand seiner unwandelbaren Treue hinsende. (Noch sagt er, daß sein Herz nach ihren Hulden weine, wie ein verwaistes Kind nach

[1] Der Trubadur Wilhelm von Balaun läßt sich, nach dem Verlangen der beleidigten Geliebten, den Nagel des kleinen Fingers abnehmen und überreicht ihr ihn knieend, auch singt er ihr ein Lied darüber. Raynouard B. V, S. 183.

Troste.) „Mir thut das Sterben des Fingers weh," spricht die Frau zu dem Knappen, „doch nicht aus Liebe zu deinem Herrn, sondern nur weil er spricht, er hab' ihn durch meine Schuld verloren. Sag' ihm, er möchte den Frauen nur noch besser dienen, als da er den Finger noch hatte, den will ich hier in meiner Lade behalten, daß ich ihn alle Tage sehe, doch nicht als wenn ihm sein Dienst gegen mir auch nur um ein Haar helfen sollte; denn wenn er mir tausend Jahr diente, so wäre sein Dienst doch verloren." Mit dieser Rede kömmt der Bote zu Ulrich, der darüber von Herzen froh ist, denn wenn die Gute den Finger sieht, so muß sie doch an ihn gedenken. Er beschließt jetzt zu ihrem Dienst eine neue große Ritterfahrt, und zwar als Königin Venus, zu unternehmen. Zu dieser Fahrt holt er den Urlaub seiner Frau ein, die ihm sagen läßt, wenn es ihm auch nicht gegen sie fromme, so sei es ihm doch löblich. Um unerkannt zu bleiben, nimmt Ulrich von einem Priester Stab und Tasche, als wollt' er nach Rom pilgern. Statt dessen begiebt er sich nach Venedig, wo er den Winter über die Fahrt vorbereitet. Ein Brief ergeht in die Lande, worin die Königin Venus, Göttin über die Minne, allen Rittern zu Lamparten, Friaul, Kärnthen, Steier, Österreich und Böheim kund thut, daß sie ihnen zu Liebe fahren und sie lehren wolle, wie sie werther Frauen Minne verdienen sollen. Des nächsten Tages nach St. Georgen werde sie zu Meisters (Mestre) sich aus dem Meere heben und von da bis hin zu Böheim fahren. Welcher Ritter gegen sie komme und einen Speer wider sie entzwei steche, dem gebe sie zu Lohn ein golden Fingerlein, das soll er dem Weibe senden, die ihm die liebste sei; solch Fingerlein habe die Kraft, daß die Frau, der man es sende, immer desto schöner sei und ohne Falsch den minnen müsse, der es ihr gesandt. Steche die Königin einen Ritter nieder, der soll' an vier Enden in die Welt neigen einem Weibe zu Ehren; welcher Ritter aber sie niedersteche, der soll' alle die Rosse haben, die sie mit sich führe. Genau werden die Orte bestimmt, an denen sie in den neunundzwanzig Tagen ihrer Fahrt jeden Tags eintreffen wird. Am achten Tage nach Beendigung ihrer Reise soll noch überdieß ein Turnei zu Neuenburg sein. Welcher Ritter ihre Fahrt vernimmt und gegen sie nicht kommt, den thut sie in die Acht der Minne. Wohin dieser Brief kömmt, sind die Ritter fröhlich, „denn," sagt Ulrich, „die deutschen Lande stunden so, daß Niemand ehrenreich

war, der nicht ritterlich fuhr und durch Frauen hochgemuth wurde; das war damals Sitte und wäre gut, es wäre noch." Am festgesetzten Tag' und Orte nun erhebt sich der Ritter, in kostbarer Frauentracht, mit großem Zuge, mit Posaunern und Fiedlern; Kleidung, Banner und Schild, Pferdezeug, alles von weißer Farbe. Die Erzählung dieser Fahrt macht einen beträchtlichen Theil des Buches aus. Welche Ritter überall mit der Königin gestochen und wie es jedesmal ergangen, wird umständlich berichtet. Drei hundert und sieben Speere versticht die Königin auf der ganzen Fahrt; einst an einem Tage dreiundvierzig, noch in die Nacht hinein, beim Scheine großer Lichter, wird das Spiel fortgetrieben (S. 131); zwei hundert ein und siebenzig Fingerlein giebt sie hin und so viele Speere sind auf ihr verstochen, kein einziges Mal hat sie sich nur geneigt, ob sie gleich einmal verwundet worden (S. 112), sie hat aber vier Ritter auf das Land gestochen. Darum ruft Mancher aus: „Ei! wie die Königin Venus die Ritter hie niedersticht! ich habe bei meinen Zeiten nie gesehn, daß Frauen also die Männer fällen können" (S. 127). Lebhaften Antheil nehmen allwärts die Frauen. Zahlreich erscheinen sie an den Fenstern, freundlich grüßend (S. 94. 126). Zu Wien besonders zeigen sie sich in köstlichen Kleidern. „Jegliche," sagt Ulrich, „hatte den Neid, daß sie sich besser, als die andern, kleiden wollte, denn Frauen mögen jung oder alt sein, so haben sie gern viel Gewandes, will es auch manche nicht gern tragen, so freut sie doch der Besitz, daß sie nur sagen kann: „Wenn ich wollte, ich könnte mich wohl viel besser kleiden, als diese und jene" S. 123). Wo man das Ritterspiel nicht dulden will, legen die Frauen Fürsprache ein (S 89). Sie begleiten den Scheidenden mit frommen Segenswünschen, und davon hat er seitdem viel Glück gewonnen, „denn Gott kann guten Frauen nicht versagen" (S. 93). Mancherlei Zeichen der Gunst erfährt der verkleidete Ritter, worüber er jedoch, der Einzigen ergeben, sich entrüstet anläßt. Einmal findet er unter seinen Kleidern ein fremdes Röckel, nebst einigen Kleinoden und einem freundlichen Briefe, worin der Königin Venus im Namen aller Frauen gedankt wird, daß sie um ihrer willen Frauenkleid an sich gelegt (S. 97. 100 f.). Ein andermal, als er allein im Bade sitzt, bringt ihm ein unbekannter Knappe kostbare Kleider und Kleinode, sammt süßem Briefe, und statt der Antwort auf seine Fragen wird er mit frisch geblätterten Rosen, alles Sträubens

unerachtet, so dicht überstreut, daß man ihn nicht mehr sieht und noch der Fußboden wonniglich gefärbt ist. Die Göttin Venus geht fleißig mit den Frauen zur Messe. Zu Tervis (Treviso) trägt ihr auf dem Gang zur Kirche eine Gräfin den Mantel (S. 92). Beim Pace unterläßt die Königin nicht, den Frauen den Kuß zu bieten. Besonders merkwürdig ist eine Messe zu Felsberg (Feldsberg, unweit der mährischen Grenze), deren Schilderung, ein heitres Sittengemälde, hier mit Ulrichs eigenen Worten stehen möge: „Ich legte schöne Kleid an und ritt in hohem Muthe auf die Burg, wo man mich willig empfieng; der Wirth und seine Hausfrau giengen mir entgegen und viele Frauen folgten ihnen eine Stiege herab, deren Kleider fielen manchen Fall ab der Stiege nach dem Tritt; ihre gute Geberde, ihre sanften Sitten, ihr minniglicher Schein thaten meinem Herzen wohl. Da sie gegen mich kamen, wollte ich durch Zucht auch nicht länger stehen, ich gieng ihnen entgegen, dessen lächelten alle Frauen, daß ich es so frei anfieng und Weibeskleider trug und so schöne Zöpfe, darüber ward da viel gelacht. Der Hauswirth sprach: „Frau Königin, seid mir willkommen!" Ich neigte ihm mit Züchten; die Frauen grüßten mich auch und ihrer einer bot ich meinen Kuß, darüber wurde sie rosenroth, dann gieng ich zu einer andern, die auch vor Scham roth wurde. Die Hausfrau nahm mich bei der Hand und führte mich in eine schöne Kirche, eine Messe sang man Gott zu Ehren und bei mir standen viele Frauen; ich muß gestehn, daß Gott da nicht viel gedient ward. Fast hätte mich da das Netz der Minne und mancher süße Blick gefangen, der von lichten Augen gieng, und nur meine Treue wandt' es ab, daß ich da nicht von der Minne gefangen wurde; fast hätt' es eine von den Frauen gethan, ihre gute Geberde und ihr lichter Schein brach durch meine Augen bis in den Grund meines Herzens, und ihr rosenfarber rother Mund, den ich gegen mich lachen sah und der so süß zu mir sprach; ei! wäre mir da nicht meine Treue zu Hülfe gekommen, so hätte sie meine Sinne bezwungen. Da ich sie aber so von Herzen ansah, sprach meine Treue zu mir: „Wie nun? wie nun? was soll denn das sein? wem willst du denn deine Fraue lassen, an der doch nach Gott dein Leben steht? Ändre deinen Muth! denn ich gestatte dir solche Dinge nicht." Da mich meine Treue so bestrafte, wurde mein Herz gar unfroh, daß mir dieser Wank geschehen war, ich dachte: „Ich will dieses wonnigliche Weib nicht mehr ansehen,

sie ist so minniglich, daß ich wohl Schaden leiden möchte, wenn ich sie länger betrachtete." So stand ich in Gedanken, wie die wohl thun, die sich an Weib verdenken, ich wuste nicht mehr, wo ich war, bis man das Evangelium las; da das ein andrer Pfaffe anhub, da besann ich mich zuerst wieder. Da man zum Opfer gehen wollte, bat ich die Hausfrau, voran zu gehn, die sprach: „Dessen sollt ihr mich erlassen, wie litte doch meine Zucht, daß ich vor einer Königin gienge?" Da gieng ich zum Opfer, und nach mir manche schöne Fraue; man lachte sehr darüber, daß ich so ganz in Frauensitte gieng und mich bewegte, mein Tritt war kaum händebreit; wie langsam und sanft ich gieng, so kam ich doch wieder an die Stelle, wo ich erst gestanden hatte; da trug man das Pace her in einem Buche, das nahm ich so, wie die Frauen thun; da ich das Pace empfangen, bot ich es dort und hie, aber keine Fraue wollt' es empfangen, ich bot es der Schönen, aber die Tugendreiche sprach: „Ihr sollt des Paces mich erlassen, da man euch für einen Mann hält." Da endete sich die Messe und ich nahm Urlaub" (S. 133 bis 135). Nicht wenig überraschend ist es, wenn wir hören, daß Ulrich am neunzehnten Tage seiner Fahrt, bei Glokeniz, sich mit einem Knechte von dannen stiehlt, zu seinem lieben Gemahl, die ihn freundlich empfängt und sich freut, daß er zu ihr gekommen. Hier hat er mit Freuden gutes Gemach bis an den dritten Tag, wo er nach der Messe minniglich wieder Urlaub nimmt (S. 111). Auch später, bald nach vollendeter Fahrt, als er eben vor Minneleid zu verzweifeln schien, reitet er nach einem Orte, wo ihm zehn Tage lang viel Gemaches geschieht: „zu meinem lieben Gemahl, die mir nicht lieber sein konnte, wenn ich mir auch ein ander Weib zu meiner Frauen erwählt hatte" (S. 148). Von letzterer kömmt ihm noch auf der Fahrt Nachricht zu. Auf der letzten Tagreise vor Wien kömmt der wohlbekannte Bote gegen ihn geritten. Ulrich, um sich nicht zu verrathen, zieht vorüber, der Knappe aber reitet ihm nach und singt ein Lied, womit er kund thut, daß er gute Botschaft bringe. Es ist der Anfang von Walthers Liede zum Preis der deutschen Frauen. „Das Lied," sagt Ulrich, „klang mir in mein Herze und that mir inniglich wohl." Nahe bei der Straße liegt eine schöne Aue, dort steigt Ulrich vom Pferde und empfängt den Boten, ohne daß es Jemand gewahr wird. Der Bote begnügt sich nicht mit dem Willkommen des Ritters: „Der Gruß ist mir für solche Botschaft

zu geringe; kniet ihr nicht vor mir nieder, so kehr' ich mit meiner Botschaft gleich wieder zurück." Schon kniet Ulrich vor den Füßen des Boten, als ob er sein Gebet spreche. Dieser heißt ihn aufstehn und sagt seine Mähre: „Euch giebt Willkommen eures Herzens Maienschein, die heißt euch minniglich grüßen und spricht, sie sei herzlich froh, wenn ihr freudenreich seid; sie entbietet euch, daß sie hohes Gemüthe durch eure Würdigkeit trage, sie nehme Theil an eurer Ehre und rechne es sich zum eigenen Heil, was euch Ehre geschieht, denn ihr habt um sie diese Fahrt gethan. Sie hat dies Fingerlein euch zu Liebe hergesandt, das hat sie mehr, als zehn Jahr, an ihrer weißen Hand getragen." Ulrich, im Übermaß der Freude, kniet abermals nieder und küßt den Ring wohl hundertmal. Als er wieder zu seinen Pferden geht, spricht einer von den Knechten: „Wo seid ihr denn gewesen, Fraue? Ihr könnt lange Blumen lesen." Jener antwortet: „Ich hab' ein Blümlein gebrochen, daß mein Herz immer froh sein muß." Von Wien aus sendet Ulrich den Boten zu seiner Frau und läßt sie um ihr Kleinod zu dem Turnei bitten, das er zu ihrem Dienste nach vollbrachter Fahrt zu Neuenburg halten will. Der Bote kömmt zurück, als Ulrich sich eben zu diesem Turnei wappnet. Übel lautet die Botschaft: die Frau hat vernommen, daß Ulrich einer Andern zu Dienste bereit sei, darum will sie ihm nimmer hold werden und fodert ihren Ring zurück. Der Ritter bricht in die bittersten Weheklagen aus. Wozu soll ihm nun sein Gut, sein Leben, seine Tapferkeit? Er will zu Fuß vom Lande gehn, wie ein armer Mann, daß Niemand wissen soll, wo er geblieben. Da sitzt er und weint wie ein Kind, er ringt die Hände, vor Jammer erkrachen seine Glieder, wie wenn man Spähne zerbricht. Der Domvogt von Regensburg, Ulrichs Freund, kömmt hinzu. Auch er wird von der Klage des Ritters ergriffen, daß er weint, als wenn ihm sein Vater gestorben wäre, ohne zu wissen, warum Ulrich weint. Wie sie so im Jammer wetteifern, tritt Heinrich von Wasserberg, Ulrichs Schwager, ein. Zürnend spricht er: „Ritter, ihr weint ja wie die armen und verwaisten Kinder und wie kranke, blöde Weiber. Sollen Ritter also weinen? Nein, ihr mögt euch beide dessen schämen." Als der Domvogt weggegangen, erklärt der von Wasserberg, er wisse, was geschehen, daß die Frau, der Ulrich seine Tage gedient, ihm jetzt ihre Huld versagt habe. Indem er dieses redet, bricht Ulrichen das Blut

aus Mund und Nase. Da spricht Jener: „Viel süßer Gott, dir sei gedankt, daß du mich noch vor meinem Tode den Mann hast sehen lassen, von dem ich mit Wahrheit sprechen mag, daß er ein Weib so recht ohne Wanken liebt!“ Da kniet er nieder und hebt dankend die Hände auf. Dann umfängt er Ulrichen und spricht ihm Trost zu: die Frau wolle nur seine Treue prüfen, in Kurzem werde sie ihn in ihre Arme legen; das Trauern soll er lassen, Trauern nehmen die Frauen für keinen Dienst, Freude behag' ihnen. Gegen Ulrichs Willen wappnet ihn der Schwager, bindet ihm den Helm auf, führt ihn zum Rosse und giebt ihm den Schild. So kömmt Ulrich trauernd zum Turnei geritten. Wieder begiebt sich der Bote zu der Schönen und meldet ihr Ulrichs Verzweiflung. Sie äußert, daß ihr eigener Bote, den sie heimlich hingesendet, Alles durch eine Lücke der Wand angesehen. Mit spielenden Augen liest sie das Lied, worin Ulrich ihr seine nie wankende Treue betheuert. Endlich gestattet sie, daß Ulrich am nächsten Sonntag frühe, in Gestalt eines Aussätzigen, heimlich zu ihr komme, jedoch nur, damit sie ihn freundlich bitte, sie Dienstes frei zu lassen. Am Freitag Abend ist Ulrich, in der Ungeduld des Herzens, von Lichtenstein aus zu Felde geritten, als er den Boten kommen sieht. Dieser sagt seine Freudenbotschaft wieder nicht, bevor Ulrich vom Rosse gestiegen und niedergekniet. Aber der Bote hat sich verspätet, weil er den Ritter erst anderwärts aufgesucht, vierzig Meilen wohnt sie von da. Kömmt aber Ulrich nicht zur rechten Zeit, so fürchtet der Bote, sie werd' ihm wieder gehaß: „denn die Frauen sind wunderlich, sie wollen, daß man immer ihren Willen thu'.“ Doch verzagt Ulrich nicht, mit dem Boten und einem andern vertrauten Knechte macht er Samstags früh sich auf, sie nehmen sechs Pferde mit; an diesem Tage reiten sie sechs und dreißig Meilen, zwei Pferde liegen auf der Straße todt. Die Nacht ist Ulrich in einer Stadt, wo er sich Näpfe bereiten läßt, wie sie die Aussätzigen haben, und geringe Kleider. Diese legt er am Morgen an und dergleichen auch sein Bote; lange Messer nehmen sie zu sich, wenn ihr Leben in Gefahr käme. Nachdem sie zwei Meilen weit geritten, lassen sie den Knecht mit den Pferden verborgen stehn und gehen wieder zwei Meilen vor eine wonnigliche Burg, worauf die Tugendreiche wohnt. Sie finden da wohl dreißig Aussätzige, denen, weil die Hausfrau jetzt krank liege, morgens und abends Wein und Speise aus der Burg

gebracht wird. Zu ihnen setzen sich die zwei neuen Gäste. Ulrich hat sich ein krankes Aussehen mittelst einer Wurzel gegeben, von der man, wenn sie in den Mund genommen wird, schwillt und bleiche Farbe bekommt. Auch hat er seine Haare grau gefärbt: „was ich," setzt er hinzu, „jetzt nicht mehr dürfte, weil ich jetzt fast grau bin von meinen Sorgen, denn vor Alter sollt' ich es noch nicht sein, so hat Minne und ander Leid mein Haar zum zweiten Mal gekleidet." Die Jungfrau, die das Almosen bringt, weiß um das Geheimnis; ihr entdeckt sich Ulrich, doch meint sie, er sehe einem solchen ungleich, der um Frauengunst Speere verstochen. Bis zum Abend des folgenden Tages müssen die Beiden sich in der übeln Lage gedulden. Zur Zeit der Speisung erscheinen sie jedesmal mit den Aussätzigen, in der Zwischenzeit betteln sie zur Kurzweil im nahen Dorfe. Die Nacht bringen sie im hohen Korne zu, leiden aber groß Ungemach, als sich ein starker Wind erhebt und der Regen gewaltig herabgießt. In einem Walde, wo viele Vögel singen, setzt sich Ulrich nachher in die Sonne und vergißt des Frostes, während sein Geselle sich mit Vogelstellen unterhält. Am zweiten Abend endlich, als es finster geworden, eilen die Beiden, nach erhaltener Weisung, in den Graben der Burg, wo sie sich mit Steinen vermauern. Der Hausschaffer (Hausvogt) macht selb siebent die Runde, ohne sie zu bemerken. Dann wird aus einem hohen Fenster ein Licht gehalten, das verabredete Zeichen. Sogleich zieht Ulrich sein Obergewand ab, das er als Siecher trug, und schleicht unter das Fenster, von dem Leilache, zusammen gebunden, herabhängen. Darein tritt er willig, sein Geselle schiebt nach, und zarte Händlein ziehen ihn etwas empor. Als er so hoch ist, daß der Geselle nicht mehr helfen kann, bringen sie ihn nicht weiter und lassen ihn schnell wieder herab; dreimal wird es vergeblich versucht. Da heißt Ulrich seinen Gesellen, der leichter ist, eintreten. Er selbst schiebt nach und Jener wird schnell hinaufgezogen; oben wird er mit einem Kuß empfangen, denn eine von Ulrichs Nifteln küßt ihn für diesen, des sie sich nachher oft geschämt. Der Knappe zieht nun den Ritter hinauf. Ulrich steigt in das Fenster und die Niftel drückt gleich ihren rothen Mund auf den seinen, sie legt ihm ein Gewand von Gold und Seide an, darin er zu seiner Frauen geht. Die Reine sitzt auf einem prächtigen Bette, das mit Sammt und Seide gedeckt ist; sie selbst ist in Scharlach und Hermelin gekleidet, ein grüner

Mantel umwallt sie. Acht Frauen, köstlich bekleidet, stehen bei ihr. Zu den Füßen am Bette brennen zwei große Lichter auf Leuchtern und an den Wänden hängen wohl hundert Lichter. So schön die umstehenden Frauen sind, so däucht doch dem Ritter, es wären der Frauen zu viel; er sieht sie von Herzen ungern. Die Werthe sagt ihm züchtiglich Willkommen, er kniet vor ihr nieder und fleht sie um Gewährung seines kühnsten Wunsches. Sie entgegnet, dessen bleib' er immer ungewährt; nur um ihn für seine Dienste zu ehren, sei es geschehen, und für Ehre soll ers nehmen, daß sie ihn heimlich in ihr Gemach habe kommen lassen, was noch keinem Ritter geworden; ihr Gemahl und Herr könne des immer ohne Angst sein, daß sie je einen Andern minne; ließe sie es auch nicht um Gott und um ihre Ehre, so würde doch Jener sie wohl behüten, aber ihre Ehre sei die stärkste Wacht; würde Jemand Ulrichs hie inne, so wär' ihre Ehre verloren, darum soll er ihr diese Wagnis danken. Vergeblich sind auch des Ritters weitere Bemühungen, sie führt ihn in ein schönes Speisegemach und spricht freundliche Worte mit ihm, aber die thörichte Bitte soll er lassen, wenn er ihre Huld behalten will. Auch an die Niftel wendet sich Ulrich, sie versichert aber, daß diesmal nichts zu hoffen sei, doch wenn er im Dienste nicht wanke, werd' ihm in kurzen Zeiten noch Liebe geschehen. Ulrich erklärt, daß er nicht so von hinnen gehe; er wisse, daß er verloren sei, wenn er bis morgen bleibe, aber dann sei auch die Ehre der Frau verloren. Als diese solches hört, macht sie einen Vorschlag. Sie will ihn zum Schein im Leilach ein wenig niederlassen und dann wieder heraufziehn und ihn minniglich grüßen, wenn sie ihn so empfangen, so will sie ihm gänzlich unterthan sein. Ulrich befürchtet, daß sie ihn wohl niederlasse, aber nicht wieder heraufziehe; sie erlaubt ihm aber, zum Pfande ihre Hand fest zu halten, worauf er einwilligt. Als er nun so weit hinabgelassen ist, daß er wieder hinaufgezogen werden sollte, da spricht sie mit Listen: „Gott weiß, daß ich nie so lieben Ritter sah, als der mich hie bei der Hand hat, darum sei mir willkommen!" Sie nimmt ihn bei dem Kinn und sagt: „Freund, nun küsse mich!" Davon wird er so froh, daß er ihre Hand fahren läßt, und in demselben Augenblicke fährt er so schnell hinab, daß er sich wohl zu Tod gefallen hätte, wenn nicht Gott ihn beschützt. Als er unten weg ist, zieht man die Leilachen zurück. Da sitzt er nun tiefbetrübt, vor Leide verliert er fast die Sinne, laut

schreit er: „O weh! o weh! weh, daß ich geboren ward!" Dann springt er auf und läuft sinnlos einen steilen Weg zuthal, einem tiefen Wasser zu, worin er sich ertränken will. Der Knappe, den man gleich nach ihm heruntergelassen, ist ihm nachgeeilt und ergreift ihn, als er den Fall in das Wasser thun will. „Auf und seid ein Mann!" spricht der Knappe, „Ihr mögt noch gerne leben, denn meine Frau schickt euch ihr Wangenkissen, darauf sie manche Nacht gelegen ist." Als Ulrich das Kissen sieht, kömmt er wieder etwas zur Besinnung; traurig sitzt er auf dem Boden, sieht den Gesellen mit weinenden Augen an und spricht: „O weh! mir ist übel geschehen, das reine, süße Weib hat mich betrogen." Sie suchen den Knecht mit den Pferden, der schon befürchtet hat, die Beiden wären todt. Noch lügt der Knappe dem trauernden Ritter zum Troste, die Frau entbiet' ihm, daß sie ihn von heut über zwanzig Tage besser empfangen und dann zehn Tage da behalten wolle; ungern habe sie ihn jetzt von sich gelassen, nur daß eine Frau bei ihr gewesen, vor der sie sich bewahren müssen, die aber nun fortreise. Ulrich reitet nach Lichtenstein und dann auf ein Turnei nach Sankt Pölten. Der Bote aber wird wieder zu der Frau gesendet, um zu erfahren, ob sie Ulrichen feind oder noch hold sei und auf welche Weise er heimlich zu ihr kommen solle. Der Knappe erzählt ihr, was er dem Ritter gelogen, um ihn von gewaltsamem Tode abzuhalten. Sie tadelt es, daß Ulrich sie ertrauren wolle; als er in jener Nacht so laut wehe geschrieen, sei der Wächter von der Zinne gegangen und hab' in der Burg gesagt, er höre den Bösen, der den steilen Weg zuthal gefahren, daß ihm die Steine nachgerollt und der Wächter sich gesegnet. Sie verlangt nun, daß Ulrich ihr zu Dienst eine Fahrt über Meer thue, dann werde sie ihm lohnen, daß all sein Leid verschwinde. Der Ritter, als er ihren Willen hört, ist sogleich bereit, denn ihm kann nichts Lieberes geschehen, als wenn sie Dienste von ihm begehrt. Dem Boten zwar gefällt die Fahrt nicht: „Ihr mögt wohl todt liegen," sagt er, „wenn ihr über See fahrt, und verliert ihr so um ein Weib den Leib, so habt ihr auch die Seele verloren." Da spricht Ulrich: „Freund, Gott ist so gut und erbarmend, daß es ihm nicht leid ist, wenn ein Mann einem Weibe herzlich dient; es ist sein Wille, daß man den Frauen mit Dienst bereit sein soll, und Gott wird mich beschützen." Er dichtet von Neuem ein Büchlein. Darin entbietet er alle seine

Gedanken zu einem Rathe, wie er ihr für die Seligkeit danke, sie gesehen zu haben. Nur leider war aus dem Ringe seines Glücks der Rubin aller Freude mitten herausgenommen; als er zu Lande kommen sollte, wie der Kiel auf wilder See, da fernt' er dem Lande immer mehr. Dem Marterer gleich, den man da nennet Tantalus, hatt' er beides, Hölle und Himmelreich. Doch dankt er ihr, daß sie ihn, als ihren Ritter, die hehre Gottesfahrt fahren heiße, womit er ihre Huld zugleich und Gottes Lohn erjagen möge. Freilich fragt ihn sein thöricht Herz, warum sie denn diese Fahrt verlange. Soll er eine Schuld für sie büßen, die doch alles Fehls lauter und baar ist? Nein, sie will gewis, daß er büße, was er gegen sie und gegen Gott an Dienste sich versäumt. So lasse sie ihn denn ihren Pilgrim sein und bescheid' ihn, wann und wie er fahren solle. Von ihrer Hand müss' er das hehre Zeichen nehmen. Soll er um ihretwillen fahren, so ziemt sich, daß er ihr Kreuz trage. Er nähm' es nicht so gerne von des Pabstes Hand, als von ihr. Eher wollt' er ohne Kreuz fahren. Auch Stab und Tasche will er von ihren Händen empfahen, und von ihrem rosenrothen Munde den Segen mit Gruß und Kuß. Wird ihm das Beides, wie stark dann die Donnerschläge seien, wie gewaltig Fluthen und Winde (vgl. M. I, 174 a, 3), wie tobend die Heiden, er bedarf keiner andern Wehr; in allem Ungemach will ers dazu bringen, daß ihm Freund und Feind singen helfe von der Schönen, der Klaren. Als die Frau dieses Büchlein gelesen, sammt dem wohlklingenden Liede, worin er auf ihren Fuß die Hände faltet, daß sie ihn tröste, wie Tristanden Isalde, da entbietet sie dem Sänger, daß er sich zu der Fahrt bereite, doch werde sie ihn zuvor noch sehen. Den Sommer fährt Ulrich wieder nach Ritterspiel umher, auch singt er neue Minnelieder. Da denkt endlich die Reine: „Ich will ihm Hochgemüthe geben, denn er hat mir so viel gedient.“ Sie läßt seinen Boten rufen, der ihm dann all ihren Willen kund thut. „Mehr will ich nicht sagen,“ bemerkt Ulrich, „und aus Zucht viel verschweigen.“ Darnach erläßt sie ihn der Fahrt, denn sie sieht ihn gern im Lande, davon all sein Trauern ein Ende nimmt. Zwei Sommer und zwei Winter, darin Ulrich auch bei trüben Tagen froh ist, vergehen wieder mit Ritterspiel und Minnesang, der gleichwohl den Sänger noch immer nicht am Ziel seiner Wünsche zeigt. Unter den Liedern findet sich eine Ausreise, mit der mancher Ritter turnieren

fuhr, ein muthiger Gesang von der Ehre des ritterlichen Schildes, unter dem man den Frauen dient. Im dritten Sommer thut ihm seine Frau ein Leid, dürft' er aus Zucht das melden, so würden ihm die Biedern beklagen helfen, daß ein so werthes Weib ihren Freund so beschweren konnte. Als nun der Herbst mit Reifen den grünen Wald verderbt, da singt Ulrich klagende Lieder. Sein Gesang besteht fortan aus Vorwürfen gegen Diejenige, die ihn, wie eine Mörderin, aller Freude beraubt, deren Laune wittert, wie Aprillenwetter [1], der er dreizehn Jahre ohne Wank und ohne Lohn gedient. Zürnend vernimmt sie die Lieder, doch beharrt sie bei ihrem Benehmen. Eine andre Frau, von der man viel Tugend rühmt, bittet ihn um aller guten Weibe willen, sein Zürnen gegen die zu lassen, die er sonst seine Frau genannt, denn es stehe ihm übel an. Um die Gute muß ers nun lassen, er schilt sie nicht mehr, dient ihr aber auch nicht mehr; denn der ist ein unweiser Mann, der auf die Länge dient, wo man seinen Dienst nicht belohnen kann. So wird er in seinem Herzen ein frauenfreier Mann, doch scheidet er von Weibes Lobe nicht. Fröhlich ertönt bald wieder sein Lied. Einmal sitzt er in Züchten bei der Werthen, der er in die Hand gelobt, seine vorige Frau nicht mehr zu schelten. Ein Gesprächslied giebt die Unterhaltung wieder, die das Wesen der Minne betraf. Ulrich erklärt ihr dieses zuletzt mit den Worten: „Sei du mein! so bin ich dein." Sie antwortet: „Herre, nein, das mag nicht sein; seid ihr euer! ich bin mein." Mehr und mehr findet es Ulrich unritterlich, keiner Frau zu dienen: „wer seine Jahre so verschwendet, daß er nicht mit Treuen gute Weib minnt, dem wird die rechte Würdigkeit versagt." Er denkt über alle Lande, was er von Frauen kennt, und die Wertheste nimmt er in sein Herz zu seiner Frauen. Alsbald reitet er hin, wo er sie findet, und thut ihr seinen Willen kund. Was sie

[1] Als Aprillenwetter fährt ihr Wille,
Daß nie Windesbraut so heftig ward,
Unterweilen süß in sanfter Stille,
Plötzlich wieder an die Irrefahrt,
Darnach scheinet Maienschein,
Allzuhand so es will es wieder Winter sein,
Also wittert mir die Fraue mein.

M. II, 31 b, 7. Frauendienst S. 200.

da sprach, sagt er nicht, aber hochgemuth ist er von ihr zurückgekommen. Ihr zum Dienste singt er wieder manch freudiges Minnelied. Was er sonst ihr gedient und was sie ihm Gutes gethan, verschweigt er. Die Lieder sagen bald, wie ihm das Herz vor Freude springend an die Brust stoße; wie ihm Freudenjugend blühe, wenn er in ihre Augen schaue; wie ihm oft, wenn sie gepriesen wird, heimlich Freudenthau aus Herzensgrund in die Augen komme; wie er schon im Wünschen selig sei; wie ihr lichter Schein seine Minnewunden heile, u. A. m. Nach einer Lücke der einzigen Handschrift, von wenigstens sechs oder acht Blättern, finden wir den Ritter mitten auf einer weitern Fahrt, die er zum Dienste der neuen Frau ausgeschrieben. Diesmal erscheint er als König Artus, der vom Paradiese zurückgekehrt, um die Tafelrunde herzustellen. Wer, ohne zu fehlen, drei Speere mit ihm versticht, der soll das Recht haben, zur Tafelrunde zu sitzen. Ulrich dichtet auf diesem Zuge wieder ein ritterliches Lied vom Frauendienst unter Helm und Schilde. Beim Krachen der Speere wird dieses Lied viel gesungen. Friedrich von Österreich selbst will sich eine Stelle an der Tafelrunde erwerben, wird aber durch widrige Ereignisse von der Theilnahme am Ritterspiel abgehalten. Unsrem Ritter räth sein Sinn, wieder zu singen, als: gegen die Wettersorger; von der Liebsten zwiefachem Lächeln, mit Mund und Augen; von einem süßen Worte, das sie einst gesprochen, als er in ihre spielenden Augen sah. Aber dem heitern Sange folgen ernste Geschichten. Ulrich ist mit in der Schlacht gegen die Ungarn an der Leitta, darin der streitbare Friedrich von Österreich erschlagen wird (1246). Nach des Fürsten Tode erhebt sich große Noth, Raub und Verwüstung, in Steier und Österreich. Die Reichen nehmen den Armen ihr Gut, womit sie ihre Würdigkeit verlieren. „Ja, wenn sich der reiche Mann so großer Untugend annimmt, daß er ein Räuber wird, so verliert er Gottes Huld und der Frauen Gunst.“ Immer unfroh sind die Räuber, Ulrich aber singt fortwährend frohe Lieder zum Dienste der Reinen, die ihm Trauern aus dem Herzen nimmt, wie die Bien' ihre Süße aus den Blumen zieht. Trauern ist Niemand gut, als dem Einen, der seine Sünden klagt. Doch auch über ihn kömmt die Unbill der Zeit. Von zween Rittern, die er zu seinen Freunden zählt, wird er im eignen Hause, zu Frauenburg, meuchlings überfallen und gefangen. Die Seinigen werden aus dem Hause

getrieben, die Hausfrau mit den Kindern muß weinend aus dem Thore gehn; einen Sohn behalten sie mit dem Vater zurück. Ein Jahr und drei Wochen liegt Ulrich gefangen, in eine Kette geschmiedet und oft mit dem Tode bedroht. Noch mit solchen Nöthen ringend, singt er ein minnigliches Lied, darüber Mancher sich verwundert. Endlich durch die Zwischenkunft des Grafen Meinhard von Görz, den der Kaiser als Herrn in das Steierland gesendet (1248), wird Ulrich erledigt. Wie er seine Pfänder ausgelöst, will er verschweigen und nur von Frauen sagen. Starkes Gut hat er verloren, nun was darum? hat er doch seinen hohen Muth behalten. Er sieht, wie seine Frau ihn anlacht, davon vergißt er alle seine Noth. Die Reichen pflegen des Raubes, der Frauendienst liegt darnieder, die Jungen sind ungemuth; was aber alle thun mögen, wie übel die Welt steht, Ulrich ist froh und singt seiner Frauen Lieder. Er preist sich glücklich, daß er auf Erden ein Himmelreich gefunden, ihr tugendreiches Herz; in keins der beiden soll ein sündhafter Mann kommen. Wie der Hausen an der Donau Grunde von des Rohres Süße lebt, so lebt er von der Luft aus ihrem Munde. Dreißig Jahre, sagt er uns, hab' er im Dienste der Frauen ritterlich verbracht (M. II, 43 a, 8).

Ulrich endigt sein Buch mit Rathschlägen und Lehren für Männer und Frauen. Er warnt diese vor übereilter Liebe, vor jähem Gewähren; sie sollen sich jetzt mehr vor ungetreuen Männern hüten, als sonst; mancher Mann weiß die Weiber zu betrügen, und hält das für Kunst. Fünf Dinge erfreuen den Mann: zuerst die reinen Frauen; dann gute Leibnahrung; schöne Rosse; gut Gewand; schöner Helmschmuck. Nach vier Dingen steht der Muth aller Lebendigen, diese viere sind: Gottes Huld; Ehre; Gemach (Gemächlichkeit); Gut (Reichthum). Alle viere hat noch Keiner gehabt, Thorheit ist es, um alle zugleich zu werben, denn jedes thut dem andern Schaden; wer die viere alle haben will, der muß sie alle viere lassen. Derselben ist Ulrich einer, er verlebte seine Jahre so, daß er nie um eines von ihnen die andern drei verließ; er wähnte, sie alle viere zu haben, und derselbe Wahn äffet ihn noch. An dem einen Tage will er Gott dienen, am andern Ehre erwerben, dann wieder Gut, am vierten will er Gemach haben. Doch so ganz thöricht ist er nicht, er dient einem Weibe, in deren Dienst er noch ferner seine Seele wagen will, denn er hat den Glauben, daß Gott

ihm die Treue gedenken werde, die er der Guten trage. Noch möcht' er den Frauen erwünschen können, daß jeder so gedient werde, wie er der seinigen dient und immer dienen will. Er wünscht ihnen, daß sie lange mit Freuden leben und daß ihnen Gott dort sein Reich verleihe; dagegen sollen sie ihm mit lautrem Herzen wünschen, daß seine Frau ihm gnädig sei, sie sollen auch nicht vergessen, daß er ihnen stets mit Wort und Gesang nach besten Kräften gedient. Wollte Gott, alle Männer wären ihnen mit Treuen hold, wie er, so wäre Freude in der Welt. Er bittet sie, Gott für ihn zu bitten, daß er sich ihretwegen sein erbarme. Drei und dreißig Jahre ist Ulrich Ritter gewesen, als man dies Buch zuerst lesen gehört und er es vollgedichtet. Die Frauen können nun sehen, ob er von ihrer Würdigkeit gesungen und gesprochen; acht und fünfzig Töne hat er gesungen, die hie drinne stehn, und noch will er das Frauenlob nicht lassen; wer dann will, daß es auch hie stehe, der schreib' es hinzu, wenn Ulrich es gesungen! Nur darum hat er dies Buch gedichtet, weil seine Frau es ihm geboten und er ihr damit gedient; dürft' ers ihr verweigert haben, so hätt' ers nicht gethan, denn er weiß wohl, wie es sich nicht geziemt, daß er von sich selber so viel ritterliche That gedichtet. „Guten Weiben gehöre dies Buch!" so schließt der Sänger, „manches süße Wort hab' ich ihnen darinne gesprochen und Frauendienst sei es genannt!"

Die Begebenheiten, welche dieses merkwürdige Buch erzählt, wie seltsam sie großentheils erscheinen, sind doch keineswegs unglaublich. Ulrich selbst versichert im Eingang, daß seine Mähre nur Wahrheit und keine Lüge sprechen soll. Aber mehr, als diese Versicherung, die auch vor einer ganz erdichteten Geschichte stehen könnte, gilt uns die anschauliche Genauigkeit, mit der die geringsten Umstände wieder gegeben, die Zeiten und Örtlichkeiten bestimmt, die Theilnehmer und Zeugen der Handlung benannt und geschildert sind, sodann die Übereinstimmung dessen, was von der Zeitgeschichte vorkömmt, mit anderweiter Beurkundung und die ungezwungene Verbindung, worin das Abenteuerliche mit dem geschichtlich Bewährten steht. Was dieser Liebesgeschichte den Schein der Erdichtung giebt, ist der Einfluß, welchen damals die Poesie auf das Leben selbst übte, ein Einfluß jedoch, der nicht mehr naturkräftig wirkte, sondern schon in hohem Grade herkömmlich geworden war. Die Welt wird sich niemals gänzlich von Poesie durchdringen

lassen; will diese zu weit in die Wirklichkeit eindringen, so wird sie bald sich in irdische Formen eingefangen finden, darin sie mit der Freiheit ihre ursprüngliche Kraft und Lauterkeit verliert. Und so ist uns nicht Ulrichs Erzählung unwahr, aber das Leben selbst, das er getreulich schildert, war nicht mehr völlige Wahrheit. Wir versuchen, dieses deutlicher auszuführen.

Ulrich von Lichtenstein ist unstreitig einer der anmuthigsten Sänger der Minne. Seine kindliche Heiterkeit, sein fröhlicher Rittermuth sind überaus ansprechend. Keiner vielleicht weiß die Sprache mit solcher Leichtigkeit zu handhaben. Kunstreichere Formen, deren er manche hat, werden ihm nicht zur Künstelei, er übt sie spielend. Niemals ist er gezwungen oder geschmacklos. Alles ist ihm licht und klar; selbst spitzige Minnefragen, Zustände und Ereignisse des innern Lebens, weiß er gewandt und gefällig darzulegen. Liebliche und treffende Bilder streut er ungesucht ein, sein Gefühl ist entzündlich und rege; wir erinnern an die eine Stelle, wie sein Herz ihn weinend ansieht (M. II, 26 b, 8). Das jedoch verläugnet sich nicht, daß zu der Zeit, da Ulrich gesungen, die frischeste Blüthe des Minnesanges schon vorüber war. Das erste Lied, das er in seinem Buche giebt, ist um 1222 gedichtet. Damals lebten und sangen wohl noch ältere Meister, Reinmar, Walther u. A., von denen Ulrich gelernt. Aber schon entwickelt sich eine gesteigerte Weise, schon wird an den Meistern selbst gemeistert. So wird die alte Klage über die Merker und das Hüten bei Ulrich zu einem Lobe umgewendet; er schilt es thöricht, den Merkern gehaß zu sein, besser sei Merken, denn Übersehen, wo es den Werth guter Frauen zu merken gelte; er lobt das rechte Hüten, wenn Frauen ihre Ehre vor übler Sitte zu behüten wissen, und an der Seinigen vermist er das Eine, daß sie seinen langen Kummer und getreuen Dienst nicht merken wolle (M. II, 30 a, 5 bis 30 b, 2. Frauendienst S. 192 f.); er wünscht, daß sie ihn vor Sorgen und Unmuth hüten möge, Hüten ist den Sehnenden leid, doch so wonnigliches Hüten wär' ihm eine Seligkeit (M. II, 30 b, 5. 6. Frauendienst S. 194). In den Tageliedern ist ihm der Wächter nicht mehr gut genug, eine edle Jungfrau muß wecken; hören wir ihn selbst darüber: „Meine Meister haben gesungen, daß ihnen die Wächter mit dem Wecken weh gethan haben, was ich doch nicht glauben kann, denn ein hochgeborn witzig Weib wird wohl keinen

Bauern um ihr Geheimnis wissen lassen; man hat keine edlen Wächter; Bauern kann man nichts vertrauen, denn sie verschweigen nicht; edle Art kann schweigen, drum soll sie Geheimnisse wissen; das muß eine arme Fraue sein, die den Morgen fürchtet und nicht eine Magd gewinnen kann, die es hindert, daß ihr Freund gesehen werde; auch ist es wohl geschehen, daß ein edles Weib bei ihrem Freunde betagt ist und er ist doch verborgen worden" (Frauendienst S. 250. Vgl. M. II, 36 b, 6). Die Kreuzfahrt, die überhaupt nicht zur Ausführung kommt, nimmt Ulrich etwas leichtfertig, ein Kuß von rosenrothem Munde soll ihn dazu einsegnen. Ulrichs Lieder haben ihre eigenthümlichen Vorzüge, aber der Ernst, das tiefe Gemüth, die einfachen Herzensworte der älteren Sänger sind nicht mehr an der Zeit.

Je länger der Minnesang getrieben wurde, je allgemeiner er sich verbreitete, um so mehr muste er sich innerlich abschwächen; was nur im einsamen Gemüth entspringen konnte, war Sache des geselligen Verkehrs, der witzigen Unterhaltung geworden. Schon Reinmar sagt, man zeihe ihn, er minne nicht so sehr, als er sich anlasse (M. I, 67 a, 2. Vgl. II, 188 a, 4. I, 8 a, 4. 53 a, 6). „Mancher suchet durch das Jahr, des er doch nicht finden wollte," singt Rudolf von Rotenburg (Museum I, 403, 2. Vgl. M. II, 118 a). Ulrichs Dichtergabe läßt uns in den Liedern selbst den Einfluß des Conventionellen wenig fühlen, aber in der Erzählung seiner Liebesgeschichte läßt uns eine künstliche Spannung nicht zu rechter Theilnahme gelangen. Wohl ist es schwierig, sich ganz in die Sinnesart so ferner Zeit zu versetzen, aber die einfache Klage älterer Meister vermögen wir ja innig mitzufühlen, während wir gerade von den heftigsten Ausbrüchen des Schmerzes in Ulrichs Frauendienste keineswegs ergriffen sind. Es ist uns unmöglich, mit Heinrich von Wasserberg, seinem Schwager, auf beiden Knieen dem Himmel zu danken, daß wir den vollkommensten Liebenden gesehen. Das Gefühl des Conventionellen drängt sich uns besonders auch bei Ulrichs doppelseitigem Verhältnis auf, zu einer freundlichen Hausfrau, die ihm, nach seiner Versicherung (S. 148. Vgl. S. 111), nicht lieber sein konnte, und zu einer Frau des Herzens, der er seinen Gesang und seine Ritterdienste widmet. Bei der erstern verlebt er behagliche Tage, nachdem er kaum über die Ungunst der letztern, die als die Gemahlin eines hohen Herrn bezeichnet ist, in Verzweiflung war.

Frauendienst und Minnesang hatten im südlichen Frankreich, und von da im nördlichen, frühe schon gesellschaftlichen Zuschnitt erhalten. Über die Streitfragen der Sänger und die Zwistigkeiten der Liebenden sprachen Minnehöfe, von deren Regel und Aussprüchen Manches auf uns gekommen ist [1]. In der Regel der Minne ist das erste Gebot, daß die Ehe keine rechtmäßige Entschuldigung gegen Minne sei (Raynouard B. II, S. CV, Anmerkung 1 [2]). Bei dem Minnehof der Gräfin von Champagne wird im Jahr 1174 die Frage, ob wahre Minne unter Eheleuten stattfinde, verneinend entschieden (ebend. S. CVII). Eine andre Frage, ob unter Liebenden oder unter Eheleuten größere Zuneigung sei, wird durch Ermengarde von Narbonne dahin abgeurtheilt, daß zwischen so verschiedenartigen Dingen gar keine Vergleichung geschehen könne (ebend. S. CVIII). Dieselbe Dame spricht, in einem ihr vorgelegten Falle, daß die Verehlichung nicht berechtige, den früheren Liebhaber zurückzuweisen, wenn nicht anders die nun Verehlichte gänzlich der Minne entsagen wolle (ebend. S. CIX). Die Nachrichten über so viele provenzalische Sänger sagen uns auch, wie diese, selbst verehlicht, den Ehefrauen Andrer huldigten. Leben und Lieder der Trubadure zeugen überhaupt von großer Sittenverderbnis. Es scheint, die Regeln und Gerichte der Minne sollten die Unsitte zügeln, indem sie solche anerkannten, aber in beschränkende Formen brachten. Andre Vorschriften und Entscheidungen sind allerdings von edlerer Art; sie gebieten würdiges Betragen der Liebenden, unverbrüchliche Treue, zweijährige Wittwentrauer um das verstorbene Geliebte; sie misrathen leichtes Gewähren, das die Liebe verächtlich mache; Annahme von Geschenken, die nicht zum Gedächtnis oder zum bloßen Schmucke dienen, wird für entehrend erklärt (Raynouard B. V, S. CV. CVI. Aretin S. 108 f. Vgl. Méon B. II, S. 191 fg.). Aber auch jene Bewerbungen der Sänger mögen nicht durchaus so bedenklich gewesen sein, als sie auf den ersten Anblick erscheinen. Wie das Lob freigebiger Herren, so ward der Preis hoher Frauen gesungen. Man verherrlichte diese am besten, wenn man

[1] [Vgl. F. Diez, Beiträge zur Kenntnis der romantischen Poesie. Erstes Heft, Berlin 1825. 8. H.]

[2] Merkwürdig mildert der deutsche D. Hartlieb in seiner Übersetzung diesen Satz dahin: „Niemand mag sich davon ausnehmen und von der Liebe rechtlich scheiden.“ Aretin S. 76.

sich von ihren Reizen und ihrer Trefflichkeit bezaubert zeigte. Wer den Minnesang ergriff, muste sich einen wirklichen oder eingebildeten Gegenstand seiner Huldigung erkiesen; am liebsten wählte man Frauen von hoher Geburt, von berühmter Schönheit und Geistesbildung, die dem Liede Glanz und Bedeutung gaben. Die Frauen ihrerseits gefielen sich in dem Lobe geachteter Sänger; eine Frau, die durch Geburt und Eigenschaften in der Gesellschaft hochgestellt war, durfte des begeisterten Sängers nicht ermangeln; besingen und besungen zu werden, gehörte überall zum guten Tone. Richard Löwenherz, damals Graf von Poitou, glaubte, daß es seiner schönen Schwester, nachherigen Gemahlin Heinrichs des Löwen und Mutter Kaiser Ottos IV, zu besondrer Ehre gereichen müste, wenn sie von dem ritterlichen Trubadur, Bertran de Born, gefeiert würde. Er empfahl ihr, sich demselben freundlich und ehrend zu erweisen, und sie unterließ dieses nicht, weil sie wuste, wie sehr der gepriesene Sänger ihren Ruhm erhöhen konnte. Ihr Betragen entzündete den Trubadur und er pries sie, als die Herrlichste, die Erd' und Meer umschließen [1]. Der Dauphin von Auvergne begünstigte auf ähnliche Weise bei seiner verheiratheten Schwester den trefflichen Sänger Peyrol und freute sich sehr der Lieder, die dieser auf sie dichtete. Bald aber schien ihm das Verhältnis ernsthaft zu werden und er entfernte den Trubadur (Raynouard B. V, S. 281). Von Gaucelm Faidit, einem wohlgenährten Sänger mit einer eben so behaglichen Ehehälfte, sind uns verschiedene Geschichten aufbehalten, wie sich vornehme Frauen zwar sein Lob gefallen ließen, aber doch nur ihren Scherz mit ihm trieben [2]. Der Sänger, der um den Minnesold betrogen wird, ist überhaupt in jenen Lebensabrissen eine stehende

[1] Raynouard B. V, S. 81: „En Richartz qu'era adoncs coms de Peitieus, si s'aissis l'onor sa serror, e si 'l comandet qu'ella ill disses e il fezes plazer e gran honor; et ella per la gran voluntat qu'ella avia de pretz e d'onor aver, e per qu'ella sabia qu' En Bertrans era tan fort prezatz hom e valens, e qu'el la podia fort enansar, si'l fetz tan d'onor qu'el s'en tenc fort per pagatz, et enamoret se fort de leis, si qu'el la comenset lauzar e grazir." Vgl. B. III, S. 137, II.

[2] Raynouard B. V, S. 158 ff.: „Et ela lo sufria, per lo pretz que li donava." „Et ela, per so qu'el la mezes en pretz et en valor, si receup sos precs" u. s. w.

Rolle [1]. Auf der andern Seite wird erzählt, daß Hugo von St. Cyr, ohne verliebt zu sein, sich doch in seinen Liedern sehr gut verliebt zu stellen gewust habe (Raynouard B. V, S. 223). Solche Beispiele zeigen, wie Manches bei jenem Minnedienst der Trubadure als Ton der Gesellschaft, als herkömmliches, wenn auch gefährliches Spiel zu betrachten sei.

In Deutschland finden wir zwar keine so künstliche, auf die Spitze getriebene Ausbildung und Verbildung der geselligen Formen. Von Minnehöfen ist keine Spur vorhanden; denn für eine solche kann es nicht gelten, wenn in Rittergedichten, die nach wälschen Dichtungen gearbeitet sind, richterlicher Urtheilsprüche in Minnesachen erwähnt wird [2], oder wenn in den Liedern eine Minnefrage zur Entscheidung von Männern oder sinnereichen Frauen vorgelegt wird (M. I, 168 a, 6. 174 b, 3. Vgl. Benecke 151, 2). Häufig ist bloß bildlich oder im Scherz oon Klage und Gericht die Rede (M. I, 14 b, 2. 3. 43 a: Wil des u. s. w. 60 a, 6. 69 b, 2. 3. 114 a, 1. 115 b, 3. 136 b, 5. 164 b, 3 bis 5. 173 b, 1. II, 30 b, 8 ff. 52 a, 3); besonders anmuthig in einem Liede Hugs von Werbenwag, der gegen die Schöne, die seinen Dienst angenommen, aber nicht belohnt, vor König, Kaiser und Pabst klagen will, dabei fürchtet er nur, wenn sie läugne, mit ihr fechten zu müssen, allzu ungern schlüg' er ihre Wänglein und ihren rothen Mund, und doch wär' es Schande, schlüg' ein Weib ihn wehrlos todt; die Schöne beschwichtigt ihn, sie meint, Minne sei ihm besser, denn Recht (M. II, 49 a, 7 ff.). Auch Winli will mit der hartherzigen Geliebten vor dem Reiche kämpfen (M. II, 21 b, 4. Vgl. II, 22 b, 5). Gerade daß bei solchen Anläßen nichts von Gerichten der Minne vorkömmt, vorzüglich aber daß in Ulrichs Frauendienst nicht die leiseste Andeutung davon zu finden ist, zeugt für das Nichtbestehen solcher Gerichtshöfe in Deutschland. Dagegen

[1] Sieh S. 258: Guis d'Uisels. S. 334 ff.: Peire Vidals. S. 383: Raimons de Miraval. S. 433: Richartz de Berbesieu: „Et ella ab douz semblanz amoros retenc sos precs, e los receup e los auzi, com domna que avia voluntat d'un trobador que trobes d'ella. Mout longamen cantet d'ella, mas anc non fo crezut qu'ella li fezes amor de la persona.“ S. 439 ff.: Savari de Mauleon.

[2] Parcival B. 2840 bis 2849. 2889. 2905. Im Wilhelm von Orleans soll Ähnliches vorkommen. Miscellaneen II, 292.

ist in diesem Buche die Werbung des verheiratheten Ritters um eine verehlichte Schöne auf eine Weise dargestellt, die uns schließen läßt, daß ein solches Verhältnis auch in deutschen Landen nicht für ungewohnt und auffallend gegolten. Unter jenen Frauen, die ein Land zieren und erfreuen, mag daher auch in manchem deutschen Liede das Ehgemahl irgend eines hohen Herren gemeint sein. Ursprünglich lag dieses wohl nicht im Wesen des deutschen Minnesangs und Minnedienstes. Unser ältester Minnesänger, Kürenberg, sagt ausdrücklich, daß seine Geliebte noch jungfräulich gehe (M. I, 39 a, 1). Noch Andre benennen ihre Schönen Magd und Jungfrau (M. I, 5 a, 7. 125 a, 3. 153 b, 6. II, 53 a, 6. Vgl. I, 84 b, 3. 125 a, 2. 200 b, 2. Benecke 230, 2), und die Worte Frau und Weib bezeichnen bekanntlich, wo sie nicht im Gegensatze gebraucht werden, keineswegs den verehlichten Stand ausschließlich [1]. In unsern Frühlingsreigen schwingen sich überall jugendliche Mädchengestalten. Die deutschen Heldenlieder, diese echtesten Denkmale einheimischer Sitte, zeigen uns durchaus die Heilighaltung ehelicher Zucht und Treue. Auch die lehrhaften Lieder sprechen hierüber strenge Ansichten aus. „Welch' Mann ein gut Weib hat," sagt Spervogel, „und zu einer Andern geht, der bezeichnet das Schwein; wie möcht' es immer ärger sein! es läßt den lautern Brunnen und legt sich in den trüben Pfuhl, die Sitte hat viel mancher Mann gewonnen" (M. II, 229 b, 6). Auch in den Lehren unter dem Namen König Tirols von Schotten empfiehlt der Vater dem Sohne ob allen Tugenden, sein ehlich Weib lieb zu haben, wie den eignen Leib; die rechte Ehe thät uns Gott kund. Besonders wird der Sohn gewarnt, gegen die Frauen und die schönen Töchter seiner Mannen kein ehrenwidrig Gelüste unter der Brust aufkommen zu lassen. Zwei Geschlechte würden ihm sonst Haß tragen und die eigene Ehefrau, ob sie auch aus Furcht schweigen müst', dächte doch: Du falscher Leib! Sie würde thun,

[1] S. besonders die angezogenen Stellen:
M. I, 39 a, 1: Aller wibe wunne diu get noch megetin.
I, 125 a, 3: Nemet, frouwe, disen kranz!
Also sprach ich zeiner wol getaner maget.
II, 53 a, 6: Frouwe, getörste ich nu genenden u. s. w.
Juncfrouwe, ir tötent minen lip;
Davür so biute ich min unschulde, sprach daz minnekliche wip."

wie ein Kind, das seine Augen verdeckt und dann wähnt, von Niemand gesehen zu werden. „Davor," so schließt der Vater, „sollt du dich bewahren, so führst du Helden willig mit dir gegen der Feinde Schaaren," (M. II, 250 a, 4 bis 6). In den Lehren Winsbekes an seinen Sohn, welche wir den Dienst der Minne empfehlen hörten, wird gleichfalls eheliche Liebe und Eintracht hoch gepriesen (M. II, 251 b, 5). Besonders merkwürdig ist ein Wort Reinmars von Zweter; verschiedene Arten von Thorheiten aufzählend, sagt er: „Die Minne hat ihre Thoren auch; er ist wohl der Minne Thor, wer wohl geweibet ist und auf eine Andre wendet seinen Muth; wer auch Turnieren minnet also sehr, daß er dabei vergisset der Hausehre, der hat die Maße nicht behalten" (M. II, 124 b, 1. Vgl. II, 209 b, 4). War im Sinne dieses Tadlers nicht Ulrich von Lichtenstein der leibhafte Thor der Minne?

Sehr glaublich hat die nähere Bekanntschaft mit der Dichtkunst und der Lebensweise des Südens auch auf die deutsche Sitte eingewirkt und besonders konnte dieses in den Gegenden geschehen, wo Ulrich gelebt und gesungen hat. Die provenzalische Dichtkunst hatte sich auch in der Lombardei eingebürgert. Bekannte Trubadure waren von dort gebürtig und haben sich dort umgetrieben (Raynouard B. V, S. 147. 211. 339. 416. 444). Ein solcher Sänger, Ferrari von Ferrara, kam häufig nach Treviso (Raynouard B. V, S. 148), wo auch Ulrich auf seiner Ritterfahrt eintrifft. Wälsche Ritter reiten in Ulrichs Gefolge (Frauendienst S. 98). Zu Botzen wird ihm einst eine Singweise zugeschickt, die im deutschen Lande noch unbekannt ist, damit er sie deutsch singe. Von den verführerischen Geschichten Tristans, Lancelots u. s. w., die von andrer Seite eingedrungen, sind die Köpfe der ganzen Ritterschaft erfüllt. Wenn wir aber von den Liebschaften der Trubadure bemerkt, daß Manches doch nur als Spiel und Schein zu betrachten sei, so findet dieses auch auf Ulrichs Liebesverhältnis Anwendung. Mögen wir bei dem Dichter selbst den vollen Ernst voraussetzen, das Benehmen seiner ersten Gebieterin ist doch überaus zweifelhaft. Über die Person derselben ist noch keine glückliche Muthmaßung vorhanden [1]; nur so viel ist klar, daß es die Gemahlin eines hohen Herrn gewesen, die den

[1] Hormayrs Vermuthung, daß es Agnes von Meran, Friedrichs des Streitbaren dritte Gemahlin, gewesen sei, hat M. von Collin (Wiener Jahrbücher Bd XVI, S. 170 f.) widerlegt.

Dienst des ausgezeichneten Ritters und Sängers nicht verschmähte, aber ihn vorsichtig in Schranken hielt. Sie weist ihn ab und ermuntert ihn, sie beobachtet ihn immer, und auch jene Geschenke von unbenannter Hand rühren von ihr her; aber wenn er dem Ziel am nächsten scheint, weiß sie stets wieder auszuweichen. In jener nächtlichen Zusammenkunft, wobei die Herrin im kerzenhellen Prunkgemach, in fürstlicher Kleidung und in der Umgebung ihrer Frauen, so feierlich den Ritter empfängt, sehen wir nicht eine wahre Liebesgeschichte, sondern nur das durchgespielte Schauspiel einer solchen. Deutet Ulrich auch an, daß sie ihm nachher gnädiger gewesen, so wissen wir ja, wie er schon über die geringste Gunstbezeugung entzückt ist. Nach wie vor aber klagt er, daß sie seinen Dienst nicht erkenne; und auch die zweite Geliebte, die er doch im Ganzen als huldreicher schildert, läßt ihm stets zu wünschen übrig. Das große Leid, das ihm die erstere gethan, bestand vermuthlich darin, daß sie des weit getriebenen Spieles satt war. Ziemlich leicht geht auch Ulrich von der einen Liebe zur andern über, und bei aller Klage ist er doch immer frohgemuth [1].

[1] Über Ulrich von Lichtenstein s. sonst noch Taschenbuch für die vaterländische Geschichte von Hormayr und Mednyansky, 3ter Jahrgang 1822. Büschings Wöchentliche Nachrichten u. s. w., 1816, Bd I, S. 47. 49. Bd II, S. 231 (nicht bedeutend, hauptsächlich nur die Graubündener Linie der Lichtensteine betreffend). Görres, Anzeige des Frauendienstes in den Heidelberger Jahrbüchern 1813, S. 582 ff. [J. Falke, Geschichte des fürstlichen Hauses Liechtenstein. I. Wien 1868. 8. S. 57 bis 124. H.]

X.

Der Gegensang.

Das Hohe und Heilige selbst ist zu keiner Zeit unverhöhnt geblieben; um so gewisser und unschuldiger übt sich der schalkhafte Witz an allem Förmlichen, Gezierten und Übertriebenen, mag es auch noch so ernsthaft und vom Herkommen begünstigt auftreten. Daß der Minnesang dem Spotte nicht entgehen konnte, wird unsre Zeit viel leichter begreifen, als daß er so lange mit solchem Ernste getrieben wurde. Die zarten Empfindungen, die sich in demselben aussprechen, sind überhaupt nicht Jedermanns Sache; die Schwärmerei der Liebe durfte die Grenzen der Natur nicht ungestraft überschreiten; je mehr endlich Wahrheit und Gehalt einem herkömmlichen Formenspiele wichen, um so geschäftiger war der Spott, die hohlen Formen mit derberem Stoffe auszufüllen; und so bildete sich ein entschiedener Gegensang, der in komisch entstellendem Spiegel die schmachtende Miene des Minneliedes wiedergiebt.

Die Überzartheit des Minnesangs verspottet Gedrut in einem Liede gegen den Minnesänger Wachsmut von Künzingen: „Herr Wachsmut," sagt er, „minnet seine Frau über tausend Meilen, dennoch ist sie ihm gar zu nahe; so sanft thät' es ihm, sollt' er sie auf einem hohen Thurme schauen und dann von ihrer Hand ein Fingerlein (Ringlein) empfahen, das küßt' er tausendmal; läg' er bei der Wohlgethanen mit ihrem rothen Munde, nimmer berührt' er sie, er ließ' es vor Freude. Wär' aber ich so selig, daß ich die Liebe hätt' alleine, wer weiß, was ich ihr thäte? wohl küßt' ich nicht das Fingerlein, ich küßte sie an den rothen Mund" u. s. w. (Pfälzer Handschrift 357, Blatt 24 b. [Die alte Heidelberger Liederhandschrift, herausg. von Pfeiffer. Stuttgart 1844. S. 137. K.]). Schon bei früherem Anlaß haben wir Äußerungen angeführt, welche das Mistrauen gegen die Lauterkeit des Minnesanges kund geben. Ein weiteres Lied von Gedrut (M. II, 119 a, 2, unter Geltar)

spricht den Unglauben sehr deutlich aus und bestätigt, was wir über die Unschädlichkeit dieses Liederdienstes bemerkt: „Hätt' ich einen Knecht, der Lieder sänge von seiner Frauen, er müste sie bescheidenlich (bestimmt) mir nennen, daß Niemand wähnte, es wäre mein Weib. Alram, Ruprecht, Friederich, wer sollt' euch das zutrauen, daß ihr so die Herren äffet! Wäre Gericht, es gieng' euch an den Leib. Ihr seid zu feist bei Klag' und Noth; wäre Jemand Ernst, der sich so um Minne härmet, in Jahresfrist läg' er todt" (Pfälzer Handschrift 357, Blatt 24 b).

Ein ausgezeichneter Gegensänger ist Steinmar, der neben der Verhöhnung zeigt, daß er selbst liebliche Minnelieder zu singen verstanden. Er tritt dem Minnesange mit einem Trink- und Tischlied entgegen, statt des minniglichen Frühlings preist er den tüchtigen Herbst: „Nun Sie mir nicht lohnen will, der ich viel gesungen, so will ich den preisen, der mir für Sorgen hilft, den Herbst, der des Maien Kleid fället von den Reisern. Ein armes Minnerlein ist recht ein Märterer. Seht! zu denen war ich gejocht, die will ich lassen und will in lustig Leben treten. Herbst, nimm dich meiner an! denn ich will dein Helfer sein, gegen den glanzen Maien; um dich meid' ich sehnende Not, seit dir Gebewin (bezeichnender Name eines älteren Herbstsängers) ist todt, nimm mich dummen Laien für ihn, zu einem steten Ingesinde! „„Steinmar, sieh! das will ich thun, befind' ich, daß du mich wohl zu schätzen weist."" Herbst, nun hör' an mein Leben! Wirth, du sollt uns Fische geben, mehr denn zehnerlei, Gänse, Hüner, Vögel, Schweine, Dermel [1] (?), Pfauen, Wein von welschem Lande. Ein traurig Herze tröstet Wein. Wirth, was du uns giebst, das würze wohl, daß in uns eine Hitze werde, daß gegen dem Trunke geh' ein Dunst, wie Rauch von einer Brunst! Schaffe, daß der Mund wie ein Apothek' uns schmecke! Erstumm' ich von des Weines Kraft, so geuß in mich! Wirth, durch mich geht eine Straße, darauf schaff' uns allen Bedarf, Speise mancherhand, Wein, der ein Rad wohl triebe! Meinen Schlund preis' ich, mich würget nicht eine große Gans, so ich sie schlinge. Herbst, trauter Geselle, nimm mich zu Ingesinde!" (M. II, 105 a, 3 bis 105 b, 3.) Auch der von Buwenburg ist ein großer Verehrer des Herbstes: „Wünschet, daß uns nach so lichtem Maien reiche Herbsteswonne komme! Kann

[1] [Dermel, Gedärme, Darmwurst. H.]

doch in die Länge Niemand froh sein ohne Speise, Pfaffen noch Laien!" (M. II, 179 a, 3.) Diesem Sänger ist der nahrhafte Herbst ein Ersatz für Blumen und Vogelsang, eine „Grundfeste" menschlicher Freude; gegen die winterliche Luft sollen wir den Athem mit „einer starken Landwehr" an Wein und Speise berathen: „davon wird auch Trauren geletzet" (M. II, 179 a, 6. 180 a, 4. 180 b, 4. Vgl. Müller II, Alt Meistergesangbuch S. 31, CCCCXCIII. M. II, 36 a, 5 ff.).

Auf andre Weise wird der Minnesang verspottet, wenn in Gedichten, welche ganz die Anlage eigentlicher Minnelieder haben, sonderbare und unedle Vergleichungen gebraucht oder Wendungen, die den Minnesängern gangbar sind, durch Übertreibung lächerlich gemacht werden. Hierin steht wieder Steinmar voran. In zärtlich klagenden Frühlingsliedern, in der Strophe selbst oder im Refrain, stößt man bei ihm auf Bilder, wie folgende: „Wär' ihr Herze ein Amboß, so ist meine Klage doch so groß, daß ich wohl Gnade sollte finden" (M. II, 107 b, 7. Vgl. Buwenburg, M. II, 179 b, 4: „Grifent her! min herze wil sich nach ir zerstozen" u. s. w.). „Vor Minneschrecken tauch' ich mich, wie eine Ente tauchet sich, die schnelle Falken jagen in einem Bache" (M. II, 108 a, 1. 2). „Wie ein Schwein in einem Sacke, fährt mein Herze hin und her" (M. II, 106 b, 2). In mildernder Nachahmung dieser Weise singt Rost, Kirchherr zu Sarnen: „Das Herze mein hüpfet in dem Leibe, gleich als hab' es funden ein Nest voller Vögelein" (M. II, 91 a, 5) [1]. Derber und ungelenker sind die Scherze Friederichs des Knechts und des schon erwähnten von Buwenburg. Ersterer sagt: „Manchen Eid hab' ich verloren, sie glaubt mir nichts, denn Eines: wenn ich hienge, daß ich auf der Erde lieber ledig gienge. Nach Ihr ist mir so recht weh, daß ich schlafe nimmer nicht, so ich wache; dazu werd' ich selten froh, als wenn ich von Herzen lache, meine Tage schwinden so mit Klage" (M. II, 116 b, 4. 5. Pfälzer Handschrift 357, Blatt 38 a unter Liutolt von Seven) [2]. Ein schönes Lied Reinmars des alten erzählt uns, wie

[1] Auch die Stelle: „Mirst aller fröiden schin Fremder hiure, danne vert" (M. II, 91 b, 5) ist Widerhall von Steinmars Refrain: „Mirst min lougen der vil süezen Hiure unnaher, danne vern" (M. II, 106 a, 3 ff. Vgl. I, 166 a, 3. 158 a, 3). Vgl. auch: „daz ich ir lob muoz stete schrien" (Rost, M. II, 92 a, 1).

[2] Einem Minneliede hängt Friederich der Knecht den Refrain an: „Heil grauer Otte!" u. s. w. (M. II, 116 a, 5.)

er die Geliebte zum ersten Male sah: „Ein minnigliches Wunder da geschah, sie gieng mir also sanft durch meine Augen, daß sie sich in der Enge nirgend stieß; in meinem Herzen sie sich niederließ, da trag' ich wohl die Werthe heimlich inne" (M. I, 80 b, 3 f.). Diesen Gedanken führt Buwenburg auf seine Weise aus: als er die Liebe mit den Augen zum Herzen hineingeworfen, da wäre seine Kehl' an ihr erworgt, seine Augen hätten sich verrenkt, sein Herz wäre zerplatzt, hätte nicht die Minne ihren dummen Diener gerettet (M. II, 180 b, 5).

Zu scherzhaften Steigerungen geben die manigfachen Dienste Anlaß, welche die Laune der Schönen von getreuen Verehrern erheischt, wovon wir im Frauendienst Beispiele gefunden [1]. An der Grenze des Ernstes steht das früher ausgehobene treffliche Lied Steinmars, wie er mit der Saat grünen, mit den Blumen blühen, mit den Vöglein singen, mit dem Walde lauben, mit dem Maienthaue thauen will. „Das ist mir Alles nicht zu viel, wenn sie mich trösten will" (M. II, 109 a, 1 bis 3). Der Taler klagt nicht Blumen noch Klee, die kommen zu Maien wieder wie eh', er klagt, daß eine Frau ihm aufgelegt, ein Jahr lang ein Drathemd (cursit?) [2] auf bloßer Haut zu tragen, auch ohne Essen zu sein und Wein und Wasser zu meiden; er hab' ihr Gebot geleistet, noch sei er aber ihr Spott (M. II, 100 b, 3. 4). Der Tanhuser hat guten Trost von seiner Lieben; sie begehrt nichts weiter, als daß er ihr den Apfel des Paris, den heiligen Gral, die Arche Noä bringe, dazu den lichten Polarstern, den Mond und die Sonne, nebst andern Herrlichkeiten; die Rhone soll er gen Nürnberg schicken und die Donau über den Rhein, den Rhein soll er wenden, daß er nicht an Koblenz vorbeifließe, fliegen soll er wie ein Staar, hoch schweben wie ein Adler, tausend Speere auf einmal brechen, wie Gamuret, dem Monde seinen Schein, der Elbe ihren Fluß, der Donau ihr Rauschen benehmen u. dgl. m.; wenn der Mäuseberg wie Schnee zergeht, wird ihm die Reine lohnen [3]; was sie ihm thut, das soll ihn Alles dünken gut (Verspottung dieses dem Minnesang geläufigen Ausdrucks); sie stimmen trefflich überein: spricht er ja, so spricht sie nein (M. II, 65 b, 4 bis

[1] Vgl. Gotfrid von Straßburg, M. II, 183 a, 4: Ze Babilone Nach ir lone Wolt ich gerne varn.

[2] M. II, 72 b, 6: cursit und platten.

[3] [Vgl. Schriften IV, S. 213 bis 216. H.]

66 b, 3). Auch Boppo muß die Gunst seiner Frauen sauer verdienen: drei Phönixe auf einmal muß er ihr bringen; mit Schnecken soll er Einhorne und Drachen fahen, mit Greifen soll er beizen; Elias und Enoch, die noch beide leben sollen, will sie jeden besonders sehen; sie will sehen und hören, wie der Strauß seine Jungen mit den Augen brütet, wie die Löwin mit drei Schreien ihre Kinder lebendig macht [1], wie die Sirenen singen u. s. f. Geschieht das Alles, so wird ihm leicht von ihr ein Morgengruß (M. II, 236 b, 3 bis 237 a, 2).

Bedeutender, als diese einzelnen Spottgedichte, ist das größere Gegenbild des ritterlichen Minnesangs, das sich in einer Reihe scherzhaft-ländlicher Dichtungen aufgestellt hat.

Zu verschiedenen Zeiten ist der Poesie in ihrem künstlichen Zustande die Sehnsucht erwacht, sich an der Natur zu erfrischen. Aus der Hofburg sind oft die Sänger hinausgewandelt, haben das ländliche Leben belauscht und in idyllischen Gedichten aufgefaßt. Was aber die Idylle zu geben pflegt, ist nicht die Natur aus erster Hand, sondern es ist die Darstellung des Ländlichen im bewußten Gegensatze zu der künstlichen Bildung der Zeit. Die lauteren Naturklänge vernehmen wir fast nur noch in den Liedern und Reigen abgeschiedener Gebirgs- und Hirtenvölker [2].

Auch den Sprachen des Mittelalters hat die Idylle nicht gefehlt. Die Provenzalen und Franzosen hatten ihre Pastorellen [3], Lieder, worin der ritterliche Sänger auf seinen Frühlingsgängen einer artigen Hirtin die Ehre erweist, sie zur Vertrauten oder auch zur Trösterin seiner Liebesklage zu bestimmen; im letztern Falle werden seine Liebkosungen und Geschenke manchmal schnöde zurückgewiesen, er muß wohl gar vor den herbeigerufenen Landleuten die Flucht ergreifen; öfter jedoch erreicht er seine Wünsche, was zu verfänglichen Beschreibungen Anlaß giebt (Raynouard B. II, S. 229. Roquefort S. 223). Im Ganzen sind diese

[1] [Vgl. Fridankes Bescheidenheit von Wh. Grimm. Göttingen 1834. 8. S. LXXXIII bis LXXXV. H.]

[2] [Das Folgende bis S. 258, Zeile 6 von oben, lag nur in der Abschrift vor. In dem von Uhland selbst geschriebenen Manuscripte fehlen die betreffenden Blätter. H.]

[3] [F. Diez, Die Poesie der Troubadours. Zwickau 1826. 8. S. 114. F. Diez, Leben und Werke der Troubadours. Zwickau 1829. 8. S. 613. Altfranzösische Romanzen und Pastourellen, herausgegeben von Karl Bartsch. Leipzig 1870. 8. H.]

Lieder einförmig und das Ländliche tritt wenig hervor. Umfassender, derber, aber auch gestalt- und farbenreicher sind die ländlichen Gedichte der altdeutschen Sänger; an Züchtigkeit haben sie vor den wälschen nichts voraus.

Die Entwicklung dieser Dichtungsart führt uns auf Früheres zurück. Wir haben den Frühling, das Blumenbrechen und den Tanz unter der Linde, als Grundlage des Minnesangs dargestellt; wir haben bemerkt, wie diese Grundlage selbst noch in den Liedern der höfischern Sänger durchscheine. Jene Frühlingslust ist niemals gänzlich aus dem Minnesange gewichen, aber merklich abgeschwächt wurde sie durch den zunehmenden Glanz der Ritterfeste und die Ausbildung geselligen Hoftons. Hohe Frauen und Herrn mochten an jenen einfachen Vergnügungen nicht mehr mit rechter Herzensfreude Theil nehmen, sie überließen dieselben den niederern Klassen und traten als bloße Zuschauer zurück. Die Schilderung der ländlichen Feste ist fortan nicht mehr der Ausdruck eigener Lust, sie hat den Zweck ergetzlicher Darstellung dessen, worüber man erhaben steht oder zu dem man herabsteigt; sie trägt mehr und mehr den Zug des Belächelns und wird zuletzt zur Verspottung bäurischen Wesens und Treibens. Aber die verdrängte Natur rächt sich; der Minnesang, vom frischen Leben gesondert, wird hohl und ermüdend; regere Sänger ergreifen die verschmähten Stoffe und kehren sie gegen die vornehme Anmaßung; das scherzhafte Gemälde tölpischen Unschicks ist zugleich ein Spottbild höfischer Geziertheit.

Alle diese Abstufungen lassen sich bei namhaften Sängern nachweisen. Walther, dem erröthenden Mädchen den Kranz bietend, oder den Tanzenden unter die Blumenhüte schauend, ob er die nicht finde, die er im Traum gesehen (M. I, 125 a, 3 bis 5. 136 b, 6), oder vom Blumenbett unter der Linde singend (M. I, 113 b, 4 ff.); Hiltbolt, die Süße preisend, bei der er so schön am Tanze gieng (M. I, 143 b, 6 ff.); Heinrich von Morunge, zur Aue eilend, wo laute Stimme schallt und die Schöne zum Tanze singt (M. I, 55 a, 7); Konrad von Altstetten, zum Tanz auf weitem Anger ladend, einen Umfang von blanken Armen für den Sänger des Reigens heischend (M. II, 47 a, 5. 48 a, 4); Heinrich von Sax, mit schmerzerfülltem Herzen unter grüner Linde springend (Museum I, 420); lauter edle und ernste Sänger, der erste besonders erklärter Gegner des „unhofelichen" Sanges, denen wir gleichwohl mitten in der Frühlingsfreude begegnen. Dann bei Konrad von

Landeck u. A. nur noch allgemeine Aufrufe zum Maienreigen (M. I, 196 a, 3. 196 b, 2. 200 a, 4. 202 b, 3. Vgl. I, 44 a, 3 bis 5); bei dem liederreichen Ulrich von Lichtenstein, der so manche Tanzweise gesungen, auch nicht eine blühende Linde mehr. Auf der andern Seite Gottfried von Neifen, Ulrich von Winterstetten, von Sachsendorf, Graf Konrad von Kilchberg, von Stamheim, Burkard von Hohenvels, von Scharpfenberg, Göli, in manigfachen Übergängen die Weise vorbereitend und anklingend, die in Nitharts Dorfliedern zur vollesten Reife gekommen ist. Nicht als ob die Sänger der Zeitfolge nach sich gerade so reihten, wie wir sie aufgezählt; der Einzelne ist uns nur Vertreter einer Stufe der innern Entwicklung; oft schlägt ein Späterer ältere Töne an, während ein Früherer vorangeeilt ist. Neigung und Umgebung jedes einzelnen Dichters, die Nähe und der Geschmack einflußreicher Fürstenhöfe, mochten hier mehr den ursprünglichen Frühlingssang bewahren, dort die höfische oder scherzhafte Richtung begünstigen. Nithart selbst ist früher, als Manche, die wir vor ihm genannt, aber bei ihm findet sich die äußerste Steigerung und die breiteste Ausführung des ländlichen Spottgesangs, den wir nun zunächst aus den Liedern dieses Sängers schildern [1].

Der Schauplatz von Nitharts Schwänken ist die Gegend um Wien, der Zeit nach fallen sie hauptsächlich zwischen die Jahre 1230 und 1236. Diese Zeitbestimmung ergiebt sich dadurch, daß Friedrich der Streitbare von Österreich darin eine Rolle spielt. Im Jahr 1230 folgte der neunzehnjährige Friedrich seinem Vater im Herzogthum, 1232 ward er Ritter (Chron. Claustr. Neoburg. ad annum 1232), 1246 fiel er in der Schlacht gegen die Ungarn; aber die unruhigen und verheerenden Jahre von 1236 an, während welcher Friedrich in der Fehde mit dem Kaiser aus der Hauptstadt verdrängt, dann sein Land von den Tataren heimgesucht war, mochten dem heitern Spiele wenig Raum geben. Auch ist Nitharts Blüthezeit eher hinauf, als hinab, zu rücken, da schon in Wolframs Wilhelm von Oranse, der nach 1215, doch schwerlich lange nachher, beendigt worden (Bl. 101 a), auf ein Lied Nitharts angespielt ist (Bl. 87 a). Weniger beweisend ist eine ähnliche Stelle

[1] [Vgl. nun: Neidhart von Reuenthal, herausgegeben von Moriz Haupt. Leipzig 1858. 8. Man sehe auch Schriften III, S. 385 ff. H.]

im Titurel (Bl. 58 b, 4). Wenn aber Nithart auch schon geraume Zeit vor Friedrichs Regierungsantritt gesungen, so treten doch unter diesem Fürsten seine scherzhaften Umtriebe am meisten zu Tage.

Friedrich der Streitbare, dessen Geschichte seinen Beinamen rechtfertigt, erscheint in Ulrichs Frauendienst als ein Freund ritterlicher Spiele, in den Liedern Nitharts, Tanhusers u. A. als ein Freund von Gesang, Tanz und Scherz. Er sang selbst den Frauen den Reigen (Tanhuser, M. II, 59 b, 1) und scheint Minnelieder gedichtet zu haben (Nithart, M. II, 76 a, 6. [Haupt 85, 33 ff. Pf.]). Aber jugendlich ungestüm, stolz und kriegerisch, in mehrmaliger Ehe niemals glücklich, mochten ihm rüstige Schwänke besser zusagen, als minnigliches Klagesingen. Tanhuser beklagt noch Friedrichs Tod mit dem Ausruf: „Wer hält nun Thoren, wie Er that?" (M. II, 69 a, 4.) Solche Thoren, bestellte Lustigmacher, waren Nithart und der spätere Tanhuser. Ersterer, von dem wir jetzt handeln, war nach mehreren Anzeigen von ritterlicher Herkunft, ein armer Edelknecht, Knappe [1]. Er zog viel umher, haftete jedoch bei dem Fürsten Friedrich, den er seinen Hofherrn nennt (M. II, 76 a. Vgl. II, 105 a, 2). Frohmuth (die Fröhlichkeit), sagt er in einem seiner Lieder, hab' alle deutsche Lande durchwallt, ob sie Jemand finde, der in ganzen Freuden sei, auch in das Osterland habe sie ihre Späher gesendet: „wer ist jetzt so freudenreich, dem sie sich gesinde, als der Fürst Friederich? Nun komme sie, da sie ihn finde!" (M. II, 76 a, 4 ff. [Haupt 85, 25. Pf.]) In einem andern Liede bittet Nithart den Fürsten um ein kleines Häuslein, darin der silbervolle Schrein bewahrt wäre, der ihm von Friedrichs milder Spende geworden; er hab' in dessen Gau manche Drohung zu befahren; verdienen woll' er es, so lang er lebe, mit seiner Hand, und vor Gott einst mit seiner Zunge durch ein Loblied im heilgen Chore, davon Friedrich im Paradiese weit bekannt werde (M. II, 72 a, 4). Zweifelhaft ist, ob der Name Nithart (Neidhard) ein wirklicher, oder, in Beziehung auf den Spottgesang, ein angenommener sei. Derselbe wiederholt sich an einem zweiten Nithart, der ein Jahrhundert später am Hofe Ottos des Fröhlichen als Spaßmacher erscheint. Der weitere Name von Reuenthal, den sich

[1] Zum Beweise die sämmtlichen Lieder, worin das Mädchen keinen Bauer, sondern einen Ritter oder Edelknecht begehrt.

unser Nithart, als von seinem Lehen und Eigen, so häufig beigiebt, legt gleichfalls allegorische Beziehung nahe, eben auf die traurige Besitzlosigkeit, die er in obigem Liede vorstellt, vielleicht auch auf verlorenen Besitz. Hadloub, um 1300, gebraucht das Wort Reuenthal bestimmt allegorisch im Zusammenhange mit Seufzenheim und Sorgenrein (M. II, 188 b, 6), so auch der von Gliers: „ich muß gen Trübenhausen fahren“ (Museum I, 431), und im Titurel: Freudenthal und Reuenthal (Bl. 186 a, 5. 6)[1].

Vom Hofe zu Wien aus macht nun Nithart seine Ausflüge nach dem gefährlichen Gau, dessen das Lied erwähnt und worunter die Dorfschaften des fruchtbaren Tulnerfeldes zu verstehen sind. Was er dabei erfahren, beobachtet, ersonnen, das singt er zur Belustigung seines fürstlichen Hofherrn. In diesen Liedern erscheint Nithart als eifriger Verehrer und Verfolger der Dorfschönen, wodurch dann mancherlei Eifersucht und Hader zwischen ihm und den ländlichen Liebhabern erwächst, die er unter den Namen Dörper, Dorfknaben, Dorfsprenzel, Dorfrüchel (M. II, 82 b, 9), Getelinge aufführt. Wenn der Frühling auf grünen Zweig gesessen ist (M. II, 75 a, 7), wenn der Mai den neubelaubten Wald an der Hand führt (M. II, 81 b, 7), wenn die Heide dem Winter zu Leide grünt (M. II, 78 a, 7. 78 b, 4. 83 b, 2), wenn der Thau den Wiesenblumen in die Augen fällt (M. II, 78 a, 6), da hört das Mädchen Nitharts lockendes Singen. „Uns will ein Sommer kommen, wohl hab' ich den von Reuenthal vernommen; den will ich loben, mein Herze springt vor Freuden, recht als woll' es toben; ich hört' ihn reigen mit den Kinden, ich spring' an seiner Hand hin zu der Linden“ (M. II, 85 a, 6. Vgl. 84 b, 2). Die Mutter warnt, sie versagt die Feierkleider, es erhebt sich Wortwechsel und Streit, und zuletzt springt die leichtsinnige Tochter doch hin. Nithart hat gegen zwanzig Lieder von dieser Anlage, die volksmäßig und uralt ist, auch bei so manchen andern Sängern wiederkehrt. Sie gehört zu jenem Kreise ursprünglicher Dichtung, den wir früher darzustellen versucht[2]. Eigenthümlich ist bei Nithart die Beziehung auf seine Person und Umgebung,

[1] Graf Hugo von Montfort, Pfälzer Handschrift 329, Blatt 2: Senenberg.

[2] Schon Dietmar von Aist gebraucht die Sache bildlich, wenn er von seinem Herzen sagt, es thue der Tochter gleich, die liebe Mutter betrogen (M. I, 42 b, 1). Vgl. Grimm, Altdänische Heldenlieder 193. 46.

überhaupt die Art der Ausführung. So dichterisch diese Lieder anheben, so unzart hören sie gewöhnlich auf. Erst der allbelebende Frühlingshauch, die unbezwingliche Jugendlust, die mütterliche Sorge, in schönen und kräftigen Zügen; weiterhin aber wird die Darstellung roh und übertrieben. Mutter und Tochter schelten einander, schlagen sich gar mit Kunkel und Rechen (M. II, 75 a, 4. 84 b, 11 f. 85 b, 5 f.); das Mädchen erbricht den Kleiderschrein (M. II, 75 b, 2); bände man ihr den Fuß mit einem Seile, sie bliebe nicht (M. II, 85 b, 4), hin springt sie, mehr denn eine Klafter lang (M. II, 84 b, 6). Noch gewaltsamer ist es, wenn die Mutter selbst, die mehr denn tausend Runzeln hat, von Tanzlust ergriffen wird, wie ein Vogel schwingt sie sich auf (M. II, 82 a, 6 ff.); der Winter muß weichen, die Bäume, die grau stunden, haben neues Reis, die Alte, die mit dem Tode focht, lebt auf, wie ein Widder springt sie und stößt die Jungen alle nieder (M. II, 82 b, 4 bis 6). Überall zeigen schon diese Lieder, wie sie zur Belustigung des Hofes und der Ritterschaft bestimmt sind. Einen Edelknecht, einen stolzen Ritter will das Mädchen, keinen Gozprecht, nicht Engelber, den jungen Meier: „wird mir ein Edelknecht, oder ein Ritter zu Theile, einem Bauren bin ich dann noch recht.“ Sie verschmäht die Warnung der Mutter, nicht mit jungen Leuten sich abzugeben, die ihr nicht „zu Maße“ sind (M. II, 74 b, 6. 7. 75 a, 2. 7. 84 a, 4. 5); der von Reuenthal hat ihr einen lichten Rosenkranz auf das Haupt gesetzt und ihr ein paar farbige Schuhe („gemalte kalzen“, vgl. M. II, 74 b, 2) über Rhein gebracht (M. II, 85 a f. [1]); um seinetwillen gürtet sie sich in schöne Borten (M. II, 84 b, 4) und bewindet ihr Haar zum Reigen mit Seide (M. II, 78 b, 2). Wie in diesen Liedern die Hoffart der Mädchen, so wird in andern der Übermuth der Dörfer herausgestellt. Die Eifersucht der Ritter gegen den aufstrebenden Bauernstand ist hiebei unverkennbar; letzterer tritt jedoch so kräftig und freudig auf, daß der Spott des Höflings von ihm abfällt; Nitharts Gedichte sind in diesen Beziehungen ein Zeichen der Zeit. Wir geben aus ihnen eine weitere Bilderreihe.

Genug der Dörper sind ihm gram, und kann ers fügen, so stört auch er ihren Reigen (M. II, 74 a, 3). Der Fürst aus Österreich selbst hat einst den Kampf geschlichtet, den Nithart mit den Dorfsprenzeln

[1] Auch in den welschen Pastorellen werden der Hirtin Geschenke gemacht.

gehabt, die im Gau Vortänzer waren. Sie tragen alle Eisengewand in die Heerfahrt, wohin der Fürst gebeut. Die daheim Feldbaus pflegen sollten mit dem Pfluge, die sieht man zu Wien „Cursit und Platten" (Stücke der Rüstung) kaufen, dazu dicke Leder für die Schienbeine (M. II, 72 b, 5. 6). In großer Schaar kommen sie daher (M. II, 73 a, 6), sie weichen von einander nicht, alle sind Eine Sippschaft. Sie tanzen freventlich mit den Mägden im Gau, dem Nithart wollen sie das Tanzen wehren, Keiner weicht ihm einen Fuß von der Straße. Einer vor allen springt stolz daher, in hoher Weise seine Winelieder (Minnelieder der alten Art) singend. Er ist Nitharten auffäßig, weil ihm die Schöne neulich ihre Hand zum Tanze versagt; seinen Freunden hat ers geklagt, Jener sei schuld: „Was gedachte der Thor, daß er bei ihr tanzen wollte? nicht geziemt es ihm, noch dem Meier Engelbold, an ihre weiße Hand zu greifen" (M. II, 74 a, 6 bis 74 b, 3). Fluch dem Irenber, der von Botenbrunnen her geht! Lang ist ihm sein Haar, am Kragen trägt er groß Gepolster, da liegt Eisen inne, auch im Wams überall, darüber eine Hirschhaut, an der Seite seines Vaters Schwert, ein gräulich Eisen; zu Bußegeld sind ihm alle verwandt, er dünkt sich in seinem Schopfe wohl eilf Bohnen werth. Der hat der Schönen gesagt, was ihren Ohren wohl behagt; je näher er ihr sitzet, je ferner muß Nithart rücken (M. II, 71 a, 4 bis 72 a, 2). Weiß Jemand, wohin die Dörper verschwunden sind? Ist keiner mehr im Lande blieben? Man fand sonst manchen auf dem Tulnerfelde; wären sie doch vertrieben! Nur in die Stube hat sie der Winter verscheucht. Aber seht den Hildemar! Die langen Locken hängen ihm weit über das Kinn herab, nachts liegen sie gedrängt und geschnürt in der Haube, wie Krämerseide sind sie fahl, völlig eine Elle breit, wenn sie hervorstrauben; seine Schuhe sind gelascht mit rothem Leder, Kränze sind aufgenäht, Bildwerk bis über die Kniee, das schaut er an und streicht seine Kleider, daß kein Federlein an ihm bleibt. Seht! noch Einer ist hie, der beschaut oft sein Gewand und streicht es nach beiden Seiten, daß ihm die Röcke weiter; eh' daß er beim Tanz ohn' einen Glockengürtel wäre, er ließe sich eh' vom Lande jagen, den trägt er hoch wie ein stolzer Meßner; das will Nithart mit Gesange den Hofleuten klagen, Eines muß geschehen, wo sie Jenen beim Pfluge sehen, daß sie ihn nackt ausziehn. Ein Dritter geht herfür, er ist geheißen Ungenannt, Nitharts besonderer

Feind; er schreitet an Frau Geppen Hand, gar grimmig dünkt er sich, seht, was er Eisens fresse! Auch Brune kömmt, der trägt eine Haube, die ist innerhalb geschnürt, außen sind mit Seide Vögel aufgenäht, dazu manch Händlein die Finger gerührt: „Er muß dulden meinen Fluch, der des je gedachte, daß er Seide oder Tuch her von Wälschland brachte." Der Dorfknabe will sich werthem Ingesinde gleichstellen, das bei Hofleuten erwachsen und erzogen ist. Erwischen sie ihn, so zerren sie ihm die Haube so geschwind herab, eh' er sichs versieht, sind ihm die Vögelein entflogen (M. II, 75 b, 4 bis 76 a, 3. 8 f.). Jenem geht das Haar auf die Achsel, sein Schwert ist wohl geschliffen, einen Maulschlag gäb' ihm Niemand ungestraft; er trägt einen Dudelsack (muscar, vermuthlich so viel als muse-cor, was sich zwar nicht findet, aber mit cornemuse [muse, musette] zusammentrifft); zween pfeifen vor ihm, der dritte schlägt den Sumber (Tamburin). In der Stube hebt sich Schall von den Getelingen, der Sumber ertost, die Mädchen tanzen, da zuckt Jener aus dem Kreis eine auf seinen Schooß, er will ihr den Ring vom Finger ziehen und verrenkt ihr die Hand, ihr Bruder schickt nach Hülfe, der lange Rehwin und des Meiers Bruder kommen, sie tragen starke Schwerter und hegen alten Haß; Jener lehnt sich an eine Wand, es hilft ihm wenig, er wird in die Zähne geschlagen, daß ihn das Blut begießt (M. II, 81 a, 5 bis 8). Megenwart hat der weiten Stuben eine, dort soll der Govenanz (Winterversammlung) am Feiertage sein, es ist seiner Tochter Wille. Eines soll dem Andern den Tanz ansagen; daß keins der Mädchen vergessen werde! Den Nacken sollen sie wohl bedecken, aber wozu den Hals bewahrt (neue Frauentracht)? des Hauptes sind die Weiber stets sicher gewesen. Streit über Streit: Megenwart und Engelmar, Jeder will nach Göttelin gehen; wäre nicht Eberhard, der Meier, ins Mittel getreten, sie hätten die Hände in den Haaren, zween Hähnen gleich gehen sie den ganzen Tag gegen einander; dort ist Hader um ein Ei, das Ruprecht gefunden, er hält es in der Hand und dräut hin und her, zornig trotzt ihm der kahle Eppe, da wirft Ruprecht diesem das Ei an die Glatze, daß es niederrinnt (M. II, 77 a, 6 bis 77 b, 5). „Traget aus die Schemel und die Stühle! heißt die Schragen fürder tragen! heute soll'n wir Tanzes werden müde. Thut uns auf die Stube! so ist uns kühle, daß der Wind an mein Kind weh' ein wenig für die Übermüde!" Als die

Vorsinger schweigen, wird noch ein Abendtänzel zu der Geige getreten. Da tanzen Gozprecht, Gumprecht, Eppe, Willeprecht, des Meiers Knecht, Werenbolt und der junge Ruoze, Megenbolt, des Meiers Sohn, und Reppe, Irrenbart, Brochselhart, darnach springt der wilde Runze. Der geht freien durch das Jahr und ist doch den Maiden gar zuwider. Zwei Spannen breit ist seine Schwertfessel, stolz ist er auf sein neu Gewand von vier und zwanzig Tüchern. Engelbolds Tochter möcht' er haben, ein Weib, die einem Grafen zu Minne ziemte. Seh' er anderwärts hin! so verderbt er sich die Augen nicht. Diesen Sommer hat er sie für Brot gekäut; schamroth war Nithart, da jene bei einander saßen, er selbst dient ihr gerne (Benecke 290 ff.). Bickelspiel, auch des Meiers in der Stube; Herr Kunze soll des Spieles Meister sein, er verbietet lachen, sprechen, winkelsehen; wen er darüber ertappt, wird auf die Finger geschlagen; da lächelt Jütelin, ach! ach! der wird an ihrer Hand gar weh geschehen, sie ward an einem Finger wund, da sie ihrer Muhme Gerste schnitt; trauter Herr Kunze, schlagt sie desto linder! (M. II, 76 b, 3 bis 5.) Spiel um Haselnüsse, wenn Nithart am Feiertage die Mädchen beisammen findet; sie klagen, daß er so selten komme; er trifft auch wohl Eine allein, sie bittet ihn, seinen Sang zu singen, und als er im Halse nicht bereit ist, schenkt sie ihm Birnmost ein, bis ihm die Kehle heiter und hell wird; so bringen sie den Tag mit Freuden zu und beißen mit einander die braunen Nüsse (M. II, 80 a, 3 bis 5. 82 a, 1 bis 5). Ballwerfen auf der Straße, des Sommers erstes Spiel; gefährlich ists in diesem Gedränge; Fliehen und Jagen, mit dem Wurfe trügen, Haschen und Hüpfen, wie unzeitige Kranichflüge; wie die Mädchen glühen, wie sie toben, wie sie die Hände strecken, wenn der Ball geworfen wird! welche den Ball kann erjagen, die soll Lob zuvorderst tragen. Krumpolz von Rumpolz läuft und ruft: „Wirf mir her! ich wirf dir wider.“ Manche Dirne stößt er nieder. Erkenbold stößt ein Dirnlein, das nach dem Ball läuft, er stößt sie über Eppen Bein, daß im Fall ihr Knie erscheint (M. II, 79 a, 5 bis 79 b, 2). Keiner müht sich in der Frauen Dienste, wie der Dörper Löchlin, wenn er zu Weihnachten (vgl. M. II, 66 b, 4) den Reigen führt; er nimmt sich eine Jungfrau an die Hand und springt, daß Lung' und Leber, Herz und Magen in ihm sich umschwingt; ihm dünkt, als wären sieben Sonnen am Himmel, er läuft um, wie ein gedrehter Topf,

ihm schwindelt, er fällt zur Erde, Mund und Nase wallen von Blut über, sein Herz klopft sichtbar zu beiden Seiten (Görres, Meisterlieder S. 166 f.).

Alle diese Bilder und noch andre, gänzlich zuchtlose, hat Nithart in den Rahmen des ritterlichen Minnesangs gefaßt. Man glaubt, ein ernstes Minnelied vor sich zu haben, wenn man im Eingange die malerischen Beschreibungen des Frühlings oder Winters, die zärtliche Klage über die Ungunst der Geliebten liest, aber auf einmal springen diese „sehnelichen Klageliedel" (M. II, 78 b, 8) in den „üppigen Sang" (M. II, 82 b, 7) über, z. B.: „O weh, liebe Sommerzeit! o weh, Blumen und Klee! o weh mancher Wunne, der wir ledig müssen sein! Unsrer Freuden Widerstreit (der Winter) bringet Reifen und Schnee, das hat alles rother Rosen ungleichen Schein, also ist ungleich mein' und Amelunges Schwere, meines Ungelingens freut er sich" u. s. w. (Pfälzer Handschrift 357, Bl. 26 b). Doch nicht bloß in dieser allgemeinen Anlage besteht die spottende Nachahmung des Minnesangs. Auch einzelne Wendungen und Ausdrücke des letztern werden in das Possenhafte gespielt. Schon jenes wiederholte „O weh!" beim Einbruch des Winters erinnert an den Anfang mancher Minnelieder. Oft klagen die ritterlichen Sänger, daß ihr vergebliches Werben sie vor den Jahren grau mache; Nithart klagt, von der Dörper Übermuthe sei er vorn im Schopfe grau (Pfälzer Handschrift 357, Bl. 24 b. Vgl. M. II, 199 b, 5). Herkömmlich ist im Minnesang, daß eine schöne Frau ein Land ziere und erfreue; Nithart singt von den tanzenden Dorfschönen: „Sie hat geschürzet ihr Gewand mit der Hand, daß ein Land von ihrer Schöne wird bekannt" (M. II, 86 a, 2). „Ihr Mägde, wohlgethan und minniglich, ihr zieret euch, daß euchs die Baier danken, die Schwaben und die Franken" (M. II, 78 a, 3). Walther von der Vogelweide klagt: „Sie fragen und fragen aber allzu viel von meiner Frauen, wer sie sei" (M. I, 122 a, 7). Auch Nithart wird ausgeforscht, zwölf handfeste Dörper kommen angestiegen und fragen, wer sie sei, die Wonnereiche, der er so hofelich gesungen. Er antwortet, wieder mit Anspielung auf die Minnelieder: „Sie wohnt in deutschen Landen sicherlich, sie ist in meinem Kreise, der ich diene, von dem Po bis auf den Sand (Meeresufer), von Elsaß bis in Ungerland, in der Enge ich sie fand, sie ist noch zwischen Paris und Wiene" (M. II,

73 a, 6 f. Vgl. M. I, 119 b, 6. 131 b, 2. 145 a, 4. I, 8 a, 5. II, 105 b, 5)[1].

So vergnügte Nithart den Hof zu Wien auf zwiefache Weise, indem er Bäurisches und Höfisches zugleich, Eines durch das Andre, in scherzhafter Zusammenstellung lächerlich machte. Unter seinem Namen sind noch weitere Schwänke vorhanden, welche, soviel wir in Ermanglung vollständiger Quellen vermuthen, mehr die erstere Richtung, den Scherz mit den Bauern, verfolgen und einer spätern Zeit angehören[2]. Über Nitharts Wanderungen ergiebt sich Verschiedenes aus seinen Liedern, was wir hier übergehen. Seine Dichtergabe ist schon nach demjenigen, was wir ausgehoben, unverkennbar. Sein Gesang war berühmt und sein Name noch in den Schulen der Meistersänger geschätzt[3]. Leider sind so viele seiner Lieder durch die schmutzigsten Späße entstellt. Einmal stimmt er ernsteren Ton an, in einer bitteren Klage über die wandelbare Welt, daraus zu entnehmen, daß jener heitere Sang ihn weder gegen innern Kummer, noch äußerlich gegen Mangel gesichert: „Wer einen Vogel hätte, der mit Sange durch das Jahr seinen Willen thäte, dem sollte man unterweilen nach dem Vogelhause sehen. Säng' er seinen Sang immer gegen den Maien, so sollte man ihn den Sommer und den Winter hegen; guter Pflege wissen auch die Vögel Dank" (M. II, 72 a, 5 bis 72 b, 4. 73 a, 1. 2).

[1] Weiteres, was bei Nithart mehr oder minder parodisch scheint: verwandelot (zweimal M. II, 71 a, 4. 73 b, 3), vielleicht in Beziehung auf Reinmars alterthümlichen Stil (M. I, 78 b, 2. Vgl. I, 41 a, 3. Miscellaneen II, 202, 68). Si ist wirser, danne guot (M. II, 72 a, 5). Ahten es die Walche niht, so wol dir tütschiu zunge (M. II, 73 b, 4. Vgl. I, 102 b, 3). Des tusent herzen wurden geil (M. II, 73 b, 7). Baz gesungen nie die vogel weder e noch sit (M. II, 75 a, 6). Hiure tumber, danne vert (M. II, 75 b, 5). Siben boten (M. II, 81 b, 5). Da diu schöne vor mir saz Alsam ein voller mane (M. II, 83 a, 3. Vgl. I, 54 a, 3). Alle ir fuore ist von der gugelheit (M. II, 82 a, 3). Daz ich mich schampt; Schüchternheit der Minnesänger, durch Birnmost vertrieben (M. II, 82 a, 4). Si ist von dem roten golde und niht von stahele (Pfälzer Handschrift 357, Bl. 26 a).

[2] Wunderhorn I, 103. Miscellaneen I, 95.

[3] Seiner erwähnen noch Marner (M. II, 173 a, 3), Rubin (Müller II, Alt Meistergesangbuch S. 5, CLXIII); Herman Damen: Reimar, Walter, Rubin, Nithart, Briderich der Sunnenburgäre Dise alle sint in todes vart u. s. w. (Müller II, nach Jwein S. 62, XI); Lüpolt Hornburg (Museum II, 22. 26). Schilter, Glossarium s. v. Bardus S. 89. Görres, Meisterlieder S. 225.

Unter den Sängern der ländlichen Weise, deren wir vorhin eine Reihe genannt, steht Göli dem Nithart am nächsten. Er giebt ein Bild des Osterspiels, eines Frühlingsfestes, in dem wir das Fortleben uralter Gebräuche erkennen; es ist ein altdeutscher Waffentanz [1]; der Vortänzer führt das Ostersachs, auch die Genossen tragen lange zweischneidige Schwerter und so suchen sie den Reigen eines zweiten Führers fechtend zu durchbrechen, ihn von der Linde zu verdrängen; jeder Reigen hat begeisternde Schönen in seiner Mitte; diese rühmen singend ihren Führer und verhöhnen seinen Gegner: „Er ist unter Falken nicht ein Aar, kaum eine Löwenklau' unter andern Thieren. Wer wittern könnte, wie er will, den schlüge der Hagel selten" (vgl. Titurel 185 b, 5). Aber die Schwerter schlagen schallend auf harten Stahl; ein rüstig Spiel, bei dem man zur rechten Hand des Daumens wohl bedarf (M. II, 57 a, 1 bis 5. 58 b, 4) [2]. Beschreibung einiger Dörpel, die, den Reigen bei der Linde zu stören, mit Kolben und Schwertern den Bergabhang niedersteigen (M. II, 58 a, 3. 4, von hohen liten); sodann, spottweise, Eifersucht auf einen halbfranzösischen Zierbold, der krauslockig, wie ein Löwenhaupt, mit wohlgefaltetem Rocke zum Tanze geht; Niemand rühr' ihn mit ungewaschenen Händen an! (M. II, 58 a, 6 bis 58 b, 2.) Eben diese Gestalt, der öftere Gebrauch fremder Worte, die Erwähnung der Kolmarer Hüte (Helme) (M. II, 57 a, 3), sowie des Rheines, an dem Werte und Auen grünen (M. II, 57 a, 1. Vgl. 57 b, 3. [Haupts Nithart S. XXV. Pf.]), läßt uns die Heimat des Sängers im Elsaß finden.

Der von Stamheim malt den Auszug der Mädchen zum Frühlingsreigen in einer sehr ausgeführten Darstellung. Auch hier ist Wortwechsel zwischen Mutter und Tochter und Vorenthalten der Kleider.

[1] Tacitus, Germania. Ol. Magnus, De gentium septentrionalium variis conditionibus, Lib. XV, Cap. XXIII bis XXV, besonders im letzterwähnten Capitel: „Saltationem, seu choream similem a vetustissimo instituto servarunt servandamque docuerunt antiqui: in qua adolescens ductor erat armatus, militarem exercens peritiam, qua postea in invadendis hostibus uti posset. Sequebatur virgo modestia quadam insignis, quæ fœmineum saltum decenter agebat." Osterwein s. Wunderhorn I, 105 f.

[2] Die Minnesänger nennen oft die Geliebte ihres Herzens Ostertag; der von Trostberg singt: „Sie ist meins Herzens Osterspiel" (M. II, 52 b, 6).

Die Mutter sagt, zu ihrer Zeit sei das nicht gewesen, daß Mädchen, gleich den Knaben, ins Holz zum Tanze gelaufen, sie habe man nie beim Reigen gesehen. Die Tochter meint, das seien die Schlimmsten, die Alles zum Bösen kehren, manche sei nie zum Reigen gekommen und doch daheim nicht um so viel besser gewesen [1]. Bald giebt die Mutter nach und hilft selbst das liebe Kind schmücken (M. II, 55 b, 7 ff.). Das Ganze ist von blühender Farbe und weit sittiger, als Nitharts Bilder, daher wir es schon früher bei der Schilderung der Maientänze benützten. Der Sänger selbst erscheint hier wieder als ein solcher, der sein eigen Leid in der allgemeinen Freude vergißt. Am nächsten aber knüpft ein Reigenlied des Grafen Konrad von Kilchberg die ländliche Weise an den edeln Sang; es hat von jener fast nur noch den Aufruf vieler Mädchennamen (vgl. Nithart, M. II, 85 a, 5), unter denen sich, neben den gemeinschaftlichen, auch höhere und ausgesuchtere zu befinden scheinen; von Parodie ist keine Spur mehr; der zärtliche Sänger wünscht die Geliebte herbei, um ihr in des Maien Blüthe einen Schattenhut zu brechen. Der Refrain ist: „Freut euch, ihr jungen! die Blumen sind entsprungen. Singet den Reihen, seid fröhlich froh des lichten Maien!" (M. I, 13 b, 7 bis 14 a, 5.)

Ein fruchtbarer und fröhlicher Sänger ist der Schenk Ulrich von Winterstetten. Bei der heitern Farbengebung des Ganzen erscheint auch die Klage nicht sehr ernsthaft; wenig innerer Reichthum, aber schöne Manigfaltigkeit der Formen; durch alle ergießt sich der Strom der Worte leicht und wohllautend. Sein Muth ist „zu Sange schnell", wie er selbst von der Nachtigall sagt (Benecke 159, 2). Die Tanzleiche springen in raschen, kurzen Reimzeilen, oft Silbe auf Silbe; sie heben zärtlich und klagend an, dann wird zum Tanze gerufen, die Mädchen bei Namen (Benecke 168. 183. 184), und nun wirbelt der Reigen, bis die Saite springt; ausgelassene, doch schuldlose Jugendlust. Dennoch erscheint er anderwärts als gefährlicher Mädchensänger. Er lauscht am Hause, wie Mutter und Tochter wortwechseln. Jene spricht: „Ist denn

[1] Bruder Wernher, Alt Meister-Gesangbuch S. 3, LXVIII:
Ein wib, die misseraten hat, die ne gan irer tochter nicht,
daz si ane var mit willen wol gevar;
si seit ir vil der märe vür, wie sie in ir jugende habe gevarn.

nichts mehr Schönes, denn das der Schenke singet? Weh mir, des Getönes, das mir durch Leib und Ohren bringet! Sie gelfen seinen Sang Tag und Nacht in dieser Gassen, und ist doch nichts Hübsches dran, man sollt' ihn hassen." Die Tochter: „Lieb Mütterlein, wenn er was Gutes singet, wen beschweret das? Er thut ja Niemand Leides, er will nur fröhlich sein." Die Mutter: „Da wollt' er fernd von meinem Bette weg dich rauben." Die Tochter: „Er ist unschuldig dran, sein Bruder thats, ihm war es aus der Maße leid." Mutter: „Ihr Keiner hat Bescheidenheit, steh nur den Leuten in ihrer Thorheit bei! Unselig Kind, du minnest Niemand guten; wähnst du, daß dir der Schenke gebe seinen Sang, den er da singet? Du bist nicht die Schönste, die ihn je bezwang, oder noch bezwinget." Da stimmt das Mädchen aus rosenrothem Munde ein freudig Lied an. „O weh!" ruft die Mutter, „was hast du gedacht! du willst von hinnen, des Schenken Lieder haben dich von Sinnen bracht, du willst entrinnen." „Mutter, ja, ich will in die Ernte oder anderwärts." Der Sänger, der Alles mit anhört, begleitet stets die feindlichen Reden der Mutter mit heimlicher Verwünschung, die den Refrain des Liedes macht (M. II, 59 b, 3 bis 60 a, 1). Wir erkennen hier, in neuer Wendung, dieselbe Anlage, die Nithart auf seine Weise manigfach bearbeitet hat. Ein andermal zeigt sich der Schenk im Zwiegespräch mit einer Schönen, die ihm vorwirft, dieselbe Rede hab' er wohl tausend Frauen eh' gekündet; sie schilt ihn einen Lügner, der schon manches Weib betrogen (Benecke 208, XVIII. Vgl. M. I, 123 b, 4 bis 7). Dieser Schenk Ulrich und sein Bruder, dessen Abenteuer obiges Lied berührt und dessen Tod ein andres beklagt (Benecke 262, XLV), sind auch sonst nicht unbekannt. Ihr Geschlecht blühte in Oberschwaben (vgl. Benecke 206, 1: Ir Swaben u. s. w.). Herr Ulrich von Winterstetten und Konrad, sein Bruder, waren, nach der Erzählung eines Chronikschreibers von Sankt Gallen, bei den Zeiten des Abts Berthold von Falkenstein (1244 bis 1272, Goldast, Scriptores rerum Alamannicarum B. I, S. 93) mächtige Leute und hatten allweg Krieg und Stöße mit dem Bischof von Konstanz; sie waren Diener und gute Freunde jenes Abts, der selbst mehr Ritter, als Mönch, war. Sie hatten mehr, denn tausend Mark Gelds, aber, sei es durch Fehden oder durch lustig Leben, der eine Bruder ward zuletzt so arm, daß er und sein Knecht zu Fuße giengen von

einem Herrn zum andern und bettelten [1]. Ulrich selbst giebt den Namen seines Bruders nicht an, da ihn aber die Geschichte stets mit Konrad zusammen nennt und keines weitern Bruders Erwähnung geschieht, so ist in jenen Liedern ohne Zweifel eben dieser Konrad gemeint. In dem Unglücklichen aber, der sein Brot betteln muste, vermuthen wir nicht ihn, sondern den Sänger Ulrich; dieser war der Überlebende und in seiner Todtenklage um den Bruder deutet er nirgends auf ein so trauriges Loos des Verstorbenen; ebenso wenig Ulrich von Türheim, der in seinen Fortsetzungen des Tristan und des Wilhelm von Oranse des Schenken Konrad gedenkt. Die erstere Arbeit unternahm er auf Bitten Konrads, dessen Freigebigkeit er rühmt und den er zugleich als eifrigen Frauendiener bezeichnet (V. 25 bis 39. 3660 bis 3668); in dem letztern Werke betrauert er Konrads Tod, und zwar in Verbindung mit dem des Königs Heinrich (Heinrich VII, abgesetzt 1235, gestorben 1242) und andrer edeln und milden Herren [2]. Beide Brüder, scheint

[1] Bodmer im Vorbericht zu den Proben S. XXX f.: Herr Uolrich von Winterstetten und Cuonrad, sin bruoder, waren bi den ziten abt Bertholds von Falkenstain mechtig lüte und hattend allwegen krieg und stöß mit dem bischof von Costenz und warent diener und guot frünt allwegen des aptes. Also wolt si der bischof an riten, als er ouch tet. Do mant der bischof den abt sines aides, wan er ouch ain aidgenoß was; der bracht ain michel hilf und fuor selb da mit und laitent sich für Winterstetten; das ward dazemal bald berichtet, wan der apt was guot tedinger. Küchemeister in den Gestis monasterii sancti Galli (vgl. Stumpff I, 26 a). Das Städtchen Winterstetten war im obern Thurgau gelegen, und liegt so völlig zerstört, daß man den Ort, wo es gestanden war, nicht mehr kennet. Derselb Schenk Cuonrad und sin bruoder, sagt Küchemeister, hattend me, denn tusent mark gelts, der ward syder als arm, das er und sin knecht ze fuos giengen von ainem herren ze dem andren und bettletend.

[2] Pfälzer Handschrift 404, Blatt 223 a. Ulrichs von Türheim selbst erwähnt Rudolf von Ems (1220 bis 1254. Docen im Museum I, 200 f.) an zwei Stellen seines Wilhelms von Oranse als seines Zeitgenossen und Freundes (Miscellaneen II, 154. 304. Vgl. ebd. S. 296). Ein Schenk Konrad von Winterstetten, Stifter des Klosters Baindt, kommt schon 1227 vor (mit seinem Bruder Eberhard), er starb 1243. Crusius, Schwäbische Chronik I, 737 b. 738 b. 764 b. 765 a. Vielleicht der Vater der Brüder Konrad und Ulrich. Wen meint Ulrich von Türheim? In einer Urkunde Heinrichs VII von 1225, zu Nürnberg ausgefertigt, ist Conradus, Pincerna de Winterstetten, Zeuge. Falkenstein, Antiquitates Nordgavienses B. IV, S. 47. In einer andern

es, achteteten nicht sehr des Geldes, und Ulrich singt noch in frohen Tagen: „Niemand wäge mir mit Gute (Reichthum) Freud' und freudenreichen Muth! Freud' in edeln Mannes Muthe die thut baß, denn all sein Gut. Wenn die Rein', in Weibes Güte, spräche: Lieb, ich bin dir hold; das erfreute mein Gemüthe, mehr, denn aller Griechen (Morgenländer) Gold" (Benecke 238, XXXIII. Vgl. 208, 2. Refrain).

Burkart von Hohenvels, ein fruchtbarer und eigenthümlicher Sänger, reich an Bildern, die er am liebsten von Waidwerk und Falkenjagd entnimmt, gefällt sich auch in ländlichen Tänzen; bald Winters in der Stube (M. I, 83 b, 2 bis 6); bald in der Scheuer, wenn Regen unter Dach jagt, mit dem schönen Refrain: Freude und Freiheit! (M. I, 87 a, 4 bis 87 b, 2), bald in der Ernte, wohin auch bei dem Schenken von Winterstetten das Mädchen enteilt. Burkarts Erntelied ist ein idyllischer Wechselgesang zwischen zwei Gespielen. Die Eine freut sich, daß ihr Dienstjahr ein Ende hat; im Maien war ihr alle Lust versagt, jetzt, in der Ernte, will sie fröhlich reigen. Die Andre klagt, daß Gottes Hand sie reich geschaffen; ach! wäre sie arm, so wollte sie mit der Gespielin zu Freuden fahren; ihr licht Gewand hat die Muhme beschlossen, ob sie traure oder sich freue, sie wird gescholten, weil es die Minne thue. „Laß dein Sorgen!" erwidert die Erste, „du sollt mit mir morgen. Ich will dich lehren schneiden, sei freudenvoll! thut das weh', wir meiden es, uns wird anders wohl." Jene willigt ein, mitzugehn; soll sie nicht lachen gegen Würdige, so will sie einen Geringen nehmen, der Muhme zu leid. Der passende Refrain ist dieser: „Mir ist von Stroh ein Schapel und mein freier Muth lieber, denn ein Rosenkranz bei strenger Hut" (M. I, 85 b, 4 bis 86 a, 3).

Gottfried von Neifen, der eifrige Minnesänger, hat gleichwohl Volksmäßiges und Ländliches (M. I, 23 a, 6 ff. 23 b, 6 f. 8 ff. Museum I, 378. 153 ff. 386. 188 ff.). Unter Andrem eine Liebschaft am Brunnen, mit der, die das Wasser in Krügen trägt. Der Sänger schlägt ihr vor, mit ihm von hinnen zu ziehen, sie trägt aber Bedenken, weil ihre Frau ihr noch einen Schilling und ein Hemd schuldig sei (Museum I, 370, 125 ff.).

Konrads IV, Nürnberg 1240, gleichfalls Conradus, Pincerna de Winterstetten, ebd. S. 52.

So in manigfachen Farben und Übergängen entwickelt sich diese Weise; nach der Neigung jedes Sängers ist bald das ursprüngliche Naturgefühl, bald die Lust an idyllischer Schilderung, bald die Absicht des Verspottens und Verkehrens vorherrschend. Letztere besonders noch in solchen Liedern, worin bestimmte Gedichtarten scherzhaft nachgebildet sind. Steinmar unterwirft das Tagelied einer besondern Beurtheilung, worin er es unnatürlich findet, daß man sich einem Wächter vertraue, der seinen eignen Herrn verräth und den Gast auf Schaden einläßt, oder daß in so gefährlicher Lage Jemand entschlafe (M. II, 106 b, 4 bis 6). Er wendet aber auch in zwei unfeinen Liedern diese Form parodisch an, indem er z. B. einen Knecht und eine Dienerin am Rufe des Hirten erwachen läßt (M. II, 107 a, 4 bis 8. 107 b, 2 bis 4) [1]. Das Botenlied verkehrt der Taler: Künzelin soll mit Brief und Sang zu der minniglichen Frauen eilen; doch er meint, warum der Herr nicht den Heinzelin sende; der singe so süß und hab' auch wohl die Muße: „will ers nicht thun, so folget mir und fallet ihm zu Fuße!" (M. II, 100 b, 6 bis 101 a, 3). Gerade wie Ulrich von Lichtenstein seinem Boten zu Füßen fällt.

[1] Auch das Gesprächslied scheint er zu parodieren (M. II, 108 a, 3 ff.).

XI.

Nachklänge des Minnesangs.

Schon Walther von der Vogelweide klagt über den Zerfall des edleren Gesanges. Ungefüge Töne, so klagt er, haben das hofeliche Singen zu Hofe verdrungen, seine Würde liegt darnieder, Frau Unfuge hat gesiegt. Die das rechte Singen stören, deren ist jetzt ungleich mehr, denn die es gerne hören. Wer will noch harfen bei der Mühle, wo der Stein so rauschend umgeht und das Rad so manche Unweise hat? Die so frevlentlich schallen, sie thun wie Frösche in einem See, denen ihr Schreien so wohl behagt, daß die Nachtigall davon verzagt, so sie gerne mehr sänge. Wer doch die Unfuge von den Burgen stieße! Bei den Bauern möchte sie wohl sein, von denen ist sie hergekommen (M. I, 112 a, 4 ff. Vgl. I, 118 a, 2).

Leicht erkennen wir in dieser Unfuge den scherzhaften Dorfgesang, in welchem Walther selbst verspottet wird. Bezeichnend sagt derselbe Sänger in einem Maienliede: „Wir solln tanzen, lachen, singen, ohne Dörperheit“ (M. I, 117 b, 8).

Auch Ulrich von Winterstetten, wiewohl selbst der ländlichen Weise zugeneigt, beklagt das Verstummen des hofelichen Sanges in deutschem Lande (Benecke 263, 2. 264, 1. Vgl. Benecke 156: min hovelîches singen). Ein Mädchen läßt er klagen: „Wer Minne suchet, ist jetzt verfluchet. Armes Minnerlein! sprechen nun die Jungen. Die hievor sangen, nach Ehre rangen, die sind verdrungen“ (Benecke 262, 2). Der „armen Minnerlein“ hörten wir früher Steinmarn spotten (M. II, 105 a, 3).

Doch nicht die Gegensänger verdrangen den Minnesang. Sie spotteten schon, als er am üppigsten blühte. Daß dieser Gesang von wenigen Grundtönen ein volles Jahrhundert rastlos fortgeklungen, ist

allein schon genügende, innere Ursache seines endlichen Verfallens. Dazu kömmt, daß das Leben selbst, aus dem er hervorgegangen, die Ritterwelt, sich zum Abend neigte. Andre Kräfte, ein neues Geschlecht, streben jugendlich auf und ergreifen das Heft der Bildung. Unnütz und überlästig dieser erstehenden Zeit, im verzweifelten Kampfe mit ihr begriffen, verwildert das Ritterthum [1].

Wir wiederholen nicht, was Ulrich von Lichtenstein noch am Schlusse seines Buchs von der Verwilderung des Adels in Steier und Österreich und vom Zerfalle des Frauendienstes meldet. Reinmar von Zweter bedauert, daß Frauen nicht die Gewalt haben, mit lichten Augen freche Ritter zu bezwingen; wo jetzt Frauen über Feld fahren, die fange man auf, um Schatzes, nicht um Minne willen; ein solcher Ritter tödte seine Ehre; flüchte sich ein Wolf zu Frauen, man sollt' ihn ihretwegen lassen leben (M. II, 152 b, 3). Derselbe Dichter rügt bitter einen besondern Fall gebrochnen Landfriedens: „Der neugeschliffne Friede ist so scharf, daß Ungerichte (Mangel der Rechtshülfe) Niemand fürchten darf; wer einen Klumpen Goldes trüge über Feld, der wär' unlange sein. Das mag die Königin von Ungerland bezeugen, die hat das wohl gehöret und gesehen an sich und ihrem Rosse. Man war den Frauen weiland so gefähr, wär' sie dahergefahren so minnesam, ein Küssen von ihrem rothen Munde hätt' man ihr gerner abgestohlen, denn alle ihre ungarischen Fohlen; das war, da noch die Minne zwingen konnte" (M. II, 152 b, 3). Konrad von Würzburg schildert die Wildheit der Zeit in einem Tanzleich: Venus ist entschlafen, die weiland hoher Minne gewaltet; manche Frau schreit wehe darob. Schürf' und schind' Schaf und Rind! das ist die Minne, nach der sie jetzt trachten. Herr Mars reichset in dem Lande, der hat den werthen Gott Amur verjagt mit Raub und Brand. Er ist der leide Streites-Gott; der Freuden Thor ist zugethan auf sein gewaltiglich Gebot. Herr und Bauer übt Raub und Brand viel lieber, denn die süße Minne. Der Frauen Tanz ist hingelegt, die Schoppen die sind worden werth, für einen Kranz man gerne trägt die Bickelhaube oder das Schwert. Viel Unbill wird begangen an armen Kühen und an Geißen und an den Leuten, die man fäht. Gewalt ist mächtig auf der Straße, Recht steht

[1] [Vgl. Schriften II, S. 206 ff. H.]

krummer, denn eine Sichel. Nun wehre dich, viel werther Fürst Amur, eh' daß man gar verdränge dich! laß schauen, Herr, ob du gewaltig seist! Schieß den Pfeil, der Manchen schon verwundet! Venus, Königin, wach' auf! Es ist an der Zeit, dein Sohn Amur der harret dein, fahrt zusammen in den Streit! Wirf dein Feuer und deinen Zunder in die Herzen der Streiter! (M. II, 198 a, 4 bis 199 b, 4). Frühe schon rügt Heinrich von Veldeke, daß Männer die Frauen schelten (M. I, 19 b, 5. 6); jetzt versichert Meister Friedrich von Suonenburg, gerne säng' er Minnelieder, aber er lass' es darum, weil Zucht und hübscher Sang den jungen Edeln weh thue und, Weiber beim Weine zu schelten, ihnen besser behage (M. II, 213 a, 4. Vgl. M. I, 129 a, 3). Auch Ulrich von Türheim, in der Fortsetzung des Wilhelm von Oranse, klagt wiederholt, daß die Ritter den Wein eifriger (harter) minnen, denn ein schönes Weib, daß den Frauen Niemand mehr ritterlich diene, ja daß er Weiber kenne, die selbst sich lieber an Wein, als an werthe Minne kehren und dem Gaste weidlich zutrinken (Pfälzer Handschrift 494, Bl. 129 a. 212 b. Vgl. Méon B. II, S. 194). Noch später, um 1340, singt Reinhard von Westerburg, ein rheinischer Ritter, auf der Frauen Gnade acht' er kleine Sache; wer rächt' auch seinen Schaden, wenn er um sie den Hals zerbräche? Dem Kaiser, Ludwig dem Baier, in dessen Gefolge der Ritter sich befindet, misfällt dieses. Da stimmt Reinhard ein andres Lied an: „In Jammersnöthen ich verbrenn' um ein Weib gar minniglich." Worauf der Kaiser spricht: „Westerburg hat es nun wohl gebessert." [1]

Der Minnesang, sonst die Blüthe ritterlicher Bildung, jetzt dem Ritterstande verleidet und verlernt, sank mehr und mehr zur Gemeinheit herab. Bettelhafte Hände schlagen das abgegriffene Saitenspiel, das einst Kaiser und Könige gerührt. „Minne klagt, man wolle sie von deutschen Landen treiben mit dem Gesange, den sie nicht hören will aus so unwerthem Munde; wer getragener Kleider gehrt, der ist nicht Minnesanges werth; ihr Minnesang ist Weibes Schande" (M. II, 181 a, 2). So der von Buwenburg, selbst keiner der Feinsten mehr; aufrichtig gesteht Geltar (Pfälzer Handschrift 357: Gedrut): „Mir ist

[1] Bouterwek, Geschichte der Poesie und Beredsamkeit Bd IX, S. 293. Koch II, 69, aus der Limburger Chronik.

so noth nach alter Wat, daß ich nicht von Frauen singe; mir wären vier Kappen (Überkleider) lieber, denn ein Kränzelein" (M. II, 119 a, 3). Darnach ist denn auch die Behandlung der Sänger, über die ein Andrer klagt: „Schnell kömmt Einer, der mich beim Gewande hinwegreißt. Hinaus, ihr Knecht! spricht er. Freude und Frauen, des lachet sein Mund" (Reimar der junge, Pfälzer Handschrift 357).

Doch nicht so ganz ohne edlere Nachwirkung verhallte der Minnesang. Was man sonst gesungen, ward jetzt häufig geschrieben; den Minneliedern folgen Liebesbriefe. Schon die Büchlein, die Ulrich von Lichtenstein der Geliebten sendet, sind Schreiben der Minne. „O wehe," ruft der Kanzler, „daß ich nicht finden kann auserwählte Worte, dadurch ich reinen Weiben mit Mund und Hand sprechen möcht' und schreiben!" (M. II, 240 a, 3. Vgl. I, 27 a, 2. 181 b, 5. II, 222 b, 2. 3. 157 a, 5. Müller II, S. 34, IX: Der Unverzagete.) Die Schreibkunst verbreitete sich immer mehr unter dem Bürgerstande. Kundige Schreiber, Schüler der freien Künste, setzten sich im einsamen Stüblein nieder und schrieben in wohlgemessenen Reimzeilen an ihr feines Lieb. Das vierzehnte Jahrhundert ist reich an solchen zärtlichen Sendschreiben, darin, neben neu erworbener Gelehrsamkeit, noch manche Blume des Minnelieds, wie in zierlicher Federzeichnung, erscheint. Auch die Meistersänger fassen in ihre weitschichtigen Reimgestelle Manches aus dem alten Minnesang; sie stimmen Tageweisen an und preisen der Liebsten rothes Mündlein. So erkennt man bei Muscatblut den Einfluß der guten Vorbilder, zugleich aber zeigt sich die Verschiedenheit des Lebens und der Umgebung, wenn er z. B. singt: „Sie ist meins Herzens Saitenspiel; käm' ich in ihren Garten, darin wollt' ich nun freuen mich, gar lieblich mit ihr kosen, sie wiese mich in die Rosen" (Museum I, 123) [1].

[1] Suchenwirt S. 27:

Gezieret schön mit edeln chraut
Sieht man vil manik gärtel,
Darin so gen die zärtel,
Daz rote münde sint genant,
Und prechent mit ir weizen hant
Die pleter von dem stengel,
Gezieret als die engel
In prehender varbe schau.

Bei den Rittern selbst ertönen noch lange hin Nachklänge des Minnesangs. Am Eingang des fünfzehnten Jahrhunderts stehen zween ritterliche Minnesänger, Graf Hugo von Montfort und Oswald von Wolkenstein [1].

Doch wir kehren aus dieser späten Zeit zurück, um die Darstellung des Minnesangs mit dem schönsten und reinsten Nachhall desselben zu schließen, der noch eben am Schlusse des dreizehnten Jahrhunderts sich zu Zürich vernehmen ließ, in merkwürdigem Zusammenhang mit der reichhaltigsten und sorgfältigsten Aufzeichnung der alten Lieder.

Rüdger Manesse, Ritter und Rathsherr zu Zürich, von 1280 bis 1325 in Urkunden vorkommend, und sein älterer Sohn gleiches Namens, Chorherr am großen Münster, erst Custos, dann Scholaster, ebenfalls urkundlich von 1296 bis 1328, faßten den rühmlichen Entschluß, den Minnesang, als er eben zur Neige gieng, durch eine möglich vollständige Sammlung der zerstreuten Lieder der Vergessenheit zu entreißen. Dieses meldet der Meister Johann Hadloub in einem Liede, das er eigens dem Preise des Unternehmens gewidmet: „Wo fände man beisammen so manig Lied? Man fände der nicht in dem Königreiche, soviel in Zürich zu Buche steht; drum singet (prüvet) man oft da Meistersang. Der Manesse rang darnach so lange, daß er das Liederbuch nun hat. Gegen seinen Hof möchten sich neigen die Sänger, sein Lob hier anstimmen und anderswo, denn Sang hat Baum und Wurzel da. Und wüst' er, wo guter Sang noch wär', er ließe nicht ab, darnach zu werben. Sein Sohn, der Küster, triebs auch dahin, so daß sie gar viel edeln Sanges, die guten Herren, zusammen gebracht; ihre Ehre merket man daran. Wer sie zu solchem Anfang wies, der hat ihrer Ehren wohl gedacht. Das that ihr Sinn, der richtet sie nach Ehren, so ist es ihnen angeboren. Sang, damit man den wohlgethanen Frauen ihr Lob wohl mehren kann, den wollten sie nicht lassen zergehn. Wem mit edlem Sang ist wohl, des Herz ist voll gar edler Sinne. Sang ist ein so gar edles Gut, er kommt von edlem Sinne her. Von

[1] [Die nun folgende Ausführung über die genannten beiden Dichter hat schon in dem zweiten Band der Schriften S. 210 bis 219 Aufnahme gefunden und bleibt deshalb hier weg. H.]

klaren Frauen und edler Minne, von den beiden kommt so hoher Muth. Was wäre die Welt, wären Weiber nicht so schön. Durch sie wird so viel Süßigkeit, um sie man wohl singet und sagt so gut Gedicht und süß Getön', ihre Wonne Sang und Herzen trägt" (M. II, 187 a, 5 bis 187 b, 1).

So entstand die große manessische Liederhandschrift, ohne die wirklich ein bedeutender Theil des alten, edeln Sanges verloren wäre. Gegen hundert und vierzig Sängernamen erscheinen hier, darunter viele sonst völlig unbekannte. Was auch die Kritik unsrer Tage im Einzelnen vermissen mag, im Ganzen ist die Ausführung sorgfältig, die Anordnung verständig. Voran stehen zwar, dem Range nach, Kaiser, Könige, Fürsten und Grafen, doch war das ja eben die glänzendste Zeit des Minnesangs, als auch diese ihm huldigten; dann folgen die Lieder der alten Meister und ihrer ritterlichen Lehrlinge, endlich reihen sich die Sänger aus der zweiten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts an, deren Gedichte durch den Bau der Strophe sowohl, als durch den lehrhaften Inhalt, den Übergang zu der eigentlichen Schule des Meistergesangs bezeichnen. Manches Lied hat sich auch in dieser Sammlung unter den unrechten Namen verirrt, aber die große Liederzahl, mit der die meisten bedeutendern Sänger hier auftreten, hilft uns eben solche Irrthümer erkennen, indem sie uns ein vollständiges Bild von der Art und Kunst jedes Einzelnen verschafft.

So reich nun der Inhalt, so prächtig, nach dem Vermögen der Zeit, ist die äußere Ausstattung. Ein Band in mittlerem Folio mit 429 Blättern von starkem, schönem Pergament. Die Schrift schön, gerade, deutlich. Jeder Dichter hat seine eigne, nicht immer ganz angefüllte Zahl von Blättern, auch ganze Blätter sind zwischenhin leer geblieben, denn noch immer hoffte der Fleiß der Sammler Mehreres aufzubringen. Die Anfangsbuchstaben der Strophen und Lieder sind gemalt und künstlich verziert; den meisten Sängern steht ein Bild voran, je die ganze Seite einnehmend, sonst durch seidene Vorhänge geschützt und noch jetzt in Gold und hohen Farben schimmernd, so daß schon das erste Aufschlagen des Buches eine lichte Bilderwelt verkündet. Diese Darstellungen bringen jedesmal den Dichter in Handlung, bald mit besondrem Anspielen auf seine Persönlichkeit und den Inhalt seines Gesangs, bald sonst in mancherlei Verhältnissen des Minnesangs und

Frauendienstes, des Ritter- und Sängerlebens. Bei den Meisten sind Helm und Schild wappenkundig ausgemalt. Zeichnung und Ausführung der Bilder verrathen überall die Kindheit der Kunst, aber die Gedanken sind oft dichterisch, die Grundzüge kräftig und die Gegenstände für die Kenntnis der Zeit belehrend. Wir führen hier einige Beispiele an, außer den schon bei den Tageliedern ausgehobenen [1]. Zuvorderst thront Kaiser Heinrich im Purpurmantel, mit Scepter und Krone, als Herrscher dieses Sängerreichs; der blondhaarige Konradin sprengt jugendlich sein Roſs an, mit zwei bellenden Hunden, die Hand nach seinem Falken aufgehoben, der, einen kleinern Vogel verfolgend, sich aufschwingt. Herzog Heinrich von Breslau, mit Knappen und Spielleuten daherreitend, gewappnet, doch baarhaupt, streckt die Rechte nach dem Blumenkranz, den eine Frau vom Söller ihm reicht; Markgraf Otto von Brandenburg sitzt beim Schachspiel mit einer Schönen, indes Musikanten aufspielen; der Schenk von Limburg kniet, gewappnet, vor einer Frau, die ihm den Helm aufsetzt, sein Roſs ist an einen Baum gebunden, von dessen Äste der Schild niederhängt und in dessen Wipfeln ein Pfau und andres Geflügel zu sehen ist; Walther von der Vogelweide sitzt sinnend auf einem Steine, in der Stellung, die sein Lied angiebt; Heinrich von Veldeke ruht unter Blumen und Vögeln, ein Eichhorn spielt auf seinem Rücken; Jakob von Warte sitzt in einem Rosenbad; Walther von Klingen wirft seinen Gegner im Lanzenbrechen, indes theilnehmende Schönen von der Zinne niederschauen; auf ähnliche Weise der Marschall von Raprechtswil; Reinmar der alte sitzt im Gespräche mit einer Frau, die ein Hündlein auf dem Arme hat; der Kirchherr zu Sarne kniet vor Einer, die eine Borte webt; Friedrich von Husen, als Kreuzfahrer zu Schiffe; Hiltbolt von Schwangau führt an jeder Seite eine bekränzte Jungfrau, indes ein Spielmann fiedelnd vorantritt, vielleicht mit Bezug auf die Liebe, „bei der ich also schöne an einem Tanze gieng“ (M. I, 143 b, 6); Reinmar von Zweter in ähnlicher Stellung, wie Walther, während zwei Schreiber (das erstere scheint eine weibliche

[1] [Vgl. Minnesänger aus der Zeit der Hohenstaufen, im 14ten Jahrhundert gesammelt von Rüdiger Maneſs von Maneck, Facsimile der Pariser Handschrift von Bernhard C. Mathieu (mit einer Geschichte der manessischen Handschrift von F. H. von der Hagen). Fol. Paris 1850. Mit 27 Steintafeln. F. H. von der Hagen, Minnesinger, IV, Berlin 1856. 4. H.]

Figur), der eine mit der Feder auf einen langen Zettel, der andre mit dem Griffel in die offene Wachstafel schreiben; Dietmar von Aist hat, als Kaufmann verkleidet, einen Kram ausgehängt und bietet der Schönen einen Edelstein; der Schenk von Landegge reicht seinem Herrn, dem Abte von Sankt Gallen, knieend das Trinkgefäß; Ulrich von Lichtenstein in voller Rüstung zu Rosse, hat zum Helmschmuck die Königin Venus mit Pfeil und Fackel, unter ihm das Meer, dem die Göttin bei Mestre entstiegen, von Fischen und kämpfenden Ungeheuern wimmelnd, wahrscheinlich nach einer Handschrift des Frauendiensts, die der Sammler vor sich hatte; Meister Frauenlob, noch nicht von Frauen zu Grabe getragen, sitzt einer musikalischen Versammlung vor [1]; Bruder Eberhard von Sax kniet in schwarzem Mönchsgewande vor dem Altar, worauf die Mutter Gottes mit dem Kinde sitzt (Museum I, 387).

Der Anlage dieses großen Liederbuchs hat ohne Zweifel eine ältere, kleinere Sammlung zum Muster gedient, früher zu Konstanz, dann im Besitze des Klosters Weingarten, jetzt zu Stuttgart; sie enthält in ihrem ursprünglichen Bestande, gleichfalls mit Kaiser Heinrich beginnend, nur fünf und zwanzig genannte Minnesänger der guten Zeit; bei mehreren derselben befinden sich Bilder, die in der großen Sammlung nur weiter und prächtiger ausgeführt sind; auch fügt letztere, offenbar aus eigener Erfindung, die Wappen bei, wo sie in der älteren fehlen; unvollkommene Reime, die Zeichen höheren Alters, vertauscht sie mit solchen, wie sie spätere Reimkunst verlangt (vgl. Walther von der Vogelweide, Weingartener Handschrift Str. 109 mit M. I, 127 b, 4); auch sonst hilft sie nach, wo Strophenbau, Reimstellung, Ausdruck eine Verbesserung zu erfodern schien (vgl. Heinrich von Veldeke, Weingartener Handschrift Str. 15. 17. 18 mit Manesse I, 19 b, 1. 3. 4. Singenberg, Weingartener Handschrift unter Walther von der Vogelweide Str. 30

[1] Andere, z. B. Hartmann von Aue, erscheinen in ganzer Wappnung zu Pferde, wobei Siegel zu Grunde liegen mochten, welche damals in solchen Bildern bestanden. Die Dienstleute gebrauchten die Siegel ihrer Dienstherrn. Vgl. Eichhorn, deutsche Staats- und Rechtsgeschichte, 2te Abtheilung, §. 341, Anmerkung f., S. 891 ff. Bei Hartmann, der Dienstmann zu Aue war, ist ohne Zweifel das Siegel eines freiherrlichen Geschlechts von Aue benützt.

mit Manesse I, 154 a, 3. Walther von der Vogelweide, Weingartener Handschrift Str. 107. 108 mit Manesse I, 127 b, 2. 3) [1].

Daß nun aber die große Liederhandschrift, welche unter dem Namen der manessischen bekannt ist, wirklich die, nach Hadloubs Zeugnis, von den Manessen veranstaltete Sammlung sei, wird zwar durch keine ausdrückliche Angabe der Handschrift selbst bewiesen, auch ist dieselbe nicht in Zürich zuerst wieder aufgefunden worden, hingegen läßt das Zusammentreffen mehrfacher Anzeigen keinen gegründeten Zweifel übrig. Die Reichhaltigkeit der Handschrift stimmt ganz zu Hadloubs Äußerungen von dem unermüdeten und erfolgreichen Sammlerfleiße der Manessen; die Sänger, deren Lieder aufgenommen sind, reichen gerade bis an die Zeit, in der die Manessen sammelten; wie die Handschrift überhaupt an Dichtern dortiger Gegend reich ist, so sind besonders Hadloubs Lieder für ihre Heimath bezeichnend; gleichzeitig, am gleichen Orte und in genauerem Umgang mit den Manessen lebend, schildert er das Treiben und die Umgebung dieser Männer, und während von seinen Gedichten sonst nirgends eine Spur erscheint, sind sie gerade in diese Sammlung in großer Zahl eingetragen; auch sonst streitet weder Inhalt noch Äußeres der Handschrift gegen obige Annahme und das freiherrliche Haus von Hohensax im Rheinthale, bei welchem dieselbe zuerst wieder zum Vorschein kam, war lang her mit der Stadt Zürich im Burgrechte gestanden [2].

Allerdings war die Ausführung eines solchen Prachtwerks schwierig und kostspielig, aber der Rathsherr Manesse war auch ein angesehener und begüterter Mann. Er stand, wie wir sehen werden, mit den Ersten des Landes in freundschaftlichem Verkehr, er kaufte im Jahr

[1] Eine Beschreibung der Weingartener Handschrift (von Weckherlin) steht in den litterarischen Beilagen Nr. 3. 4 zu Iduna und Hermode von 1816. [Man vergleiche nun: Die Weingartner Liederhandschrift, herausgegeben von Franz Pfeiffer und F. Fellner. Stuttgart 1843. 8. Bibliothek des litterarischen Vereins in Stuttgart, Band V. H.]

[2] Über Schicksal und Beschaffenheit der manessischen Handschrift s. den Vorbericht zu den Proben u. s. w., S. III bis XVI. Die Geschichte derselben vor der Sammlung u. s. w., 1 Theil, S. XII ff. Museum I, S. 313 ff. Vgl. noch Museum I, 387: Bruder Eberhard von Sax. [F. H. von der Hagen, Minnesinger, IV, Leipzig 1838. 4. S. 895. 896. H.]

1304 die Burg Maneck am Albisgebirge, bei deren Trümmern ihm jetzt ein kleines Denkmal gestiftet ist, dann im Jahr 1325 die Vogtei Winingen. Begünstigend erscheinen nicht minder die Verhältnisse seines Sohnes, dem als Custos des großen Münsters die Aufsicht über die Bücher der Kirche zukam, als Scholaster schreibfertige Hände zu Gebot standen [1]. Möglich, daß der Fleiß, der auf die Fertigung und Ausschmückung neuer Meßbücher hätte verwendet werden sollen, den Liedern der Minne gewidmet ward. Befremdend wäre dieses nicht an einem Geistlichen, der von drei „Nachtfrauen" vier uneheliche Töchter hinterließ; auch in der Strenge der geistlichen Obern konnte kein Hindernis liegen, indem wir den Bischof von Konstanz selbst, Heinrich von Klingenberg, zu dessen Sprengel das Chorherrnstift gehörte, in Gemeinschaft mit Manesse und andern Personen von der Geistlichkeit und dem Adel, an der Wiederbelebung des Minnesangs thätigen Antheil nehmen sehen.

Es fügte sich nemlich, daß in derselben Zeit, als zu Zürich die Lieder gesammelt wurden, sich daselbst ein Mann befand, der fähig schien, den Baum des edeln Sanges zu neuer Blüthe zu bringen. Dieser Mann ist eben der mehrerwähnte Meister Johannes Hadloub, der in einer Urkunde vom Jahr 1302 als Käufer eines Hauses am Neumarkte zu Zürich vorkömmt [2]. Was die Manessen, vielleicht mit seiner Beihülfe, zusammengebracht, blieb nicht im Pergament begraben. Hadloubs empfängliche Dichterseele war ergriffen von all der Herrlichkeit, die sich hier aufgethan. Er fühlte sich angeregt, die alten Lieder nachzusingen. Eine schöne Frau, vornehmen Standes, erkor er zum Gegenstande seines Minnesangs. Die Freunde der Dichtkunst freuten sich des begabten Sängers, sie munterten ihn auf, das Werben voriger Zeit vor ihren Augen zu erneuen, sie benützten ihn, sich selbst ein heiteres Spiel, der schönen Frau eine schalkhafte Huldigung zu bereiten.

[1] Über den Beruf des Scholasters und des Custos bei Chorherrnstiftern s. Cleß, Landes- und Culturgeschichte von Würtenberg, II Theils 2te Abtheilung, S. 234 bis 236. Vgl. ebd. S. 726. Vgl. H. Georg B. 3326.

[2] Johannes Hadloub, ein Minnesinger von Zürich, von J. Horner (mit einem Kupfer nach dem manessischen Codex), in den Alpenrosen 1813, S. 252 ff. Obige Notiz steht S. 254.

Hadloubs Lieder [1] geben mehrere Auftritte dieser Liebeswerbung. Erst, wie er sich entschließt, sein lang getragenes Wehe der Liebsten kund zu thun. Im Gewand eines Pilgrims naht er ihr heimlich, als sie früh vor Tag aus der Mette geht, mit einem Angel hängt er einen Brief ihr an. Sie fürchtet sich sehr, als der Mann in der Nacht sie anrührt, doch schweigt sie um ihrer Ehre willen und entrinnt eilig mit dem Briefe. Wie sie ihm da that, ob sie ihn hinwarf oder behielt, das ward dem Dichter nicht gesagt: „Las sie ihn mit Sinne, so fand sie Seligkeit, tiefe Rede von der Minne, was Noth mein Herze trägt." Doch that sie nachher nie dem gleich, als ob ihr diese Noth je recht kund geworden (M. II, 185 b, 3 bis 5). Seine Gönner erbarmt es, daß sie, der er von Kindheit dient, seinen Dienst so leicht wiegt. Sie hören, daß er ihr nie mit Rede beigewesen, zur Stunde bringen sie ihn zu ihr. Wie er aber auch mit hohen Herren gekommen, doch ist sie gar hart wider ihn; sie kehrt sich von ihm, da sie ihn sieht. Alsbald wird ihm ohnmächtig vor Leide, er fällt hin, wie ein Todter. Die Herren bringen ihn dahin, wo sie sitzt, und geben ihm ihre Hand, da wird ihm besser. Niemand möchte sie erbeten haben, hätte sie nicht gefürchtet, an seinem Tode schuldig zu werden. Lieblich sieht sie ihn an und redet mit ihm, er kann so recht ihre Schönheit anschauen, indes seine Arme auf ihrem Schooße liegen; ach, wie süß ihm das durch sein Herze geht! Doch allzu fest hält er vor Liebe ihre Hand, da beißt sie ihn in die seinige. Sie wähnt, daß es ihm weh thue, doch ihn freut es. Ihr Beißen ist so zart weiblich fein, ihm thut nur wehe, daß es so schnell zergangen ist. Die Herren bitten sie, ihm etwas zu geben, das sie lange an sich getragen. Da wirft sie ihm ihr Nadelbein hin, in süßer Gierde nimmt er es; aber sie nehmens ihm, gebens ihr wieder und erbitten sie, daß sie es ihm freundlich bietet. Dankbar nennt Hadloub die „hohen Leute", die dabei geholfen oder gerathen: der Bischof von Konstanz und sein Bruder Albrecht, die Fürstin von Zürich, d. h. die Äbtissin des Frauenmünsters, der Fürstabt von Einsiedeln, Graf Friedrich von Toggenburg, der fromme Regensberger, der Abt von Petershausen, Ritter Rudolf von Landenberg, Herr Rüdger

[1] [Johann Hadloubes Gedichte, herausgegeben von L. Ettmüller. Zürich 1840. 16. H.]

Manesse und sonst noch edle Frauen, hohe Pfaffen und gute Ritter; wem die Besten helfen, das verfaht (M. II, 186 a, 5 ff.). Einst geht der edle Regensberger vor die Schöne und bittet sie, dem Sänger gnädig zu sein und zu ihm zu sprechen: „Gott grüße meinen Diener!" Sie willigt ein und gelobt es mit ihrer weißen Hand in die Hand des Ritters. Edle Frauen und Herrn sind dabei, als sie dieses gelobt: der von Eschenbach, der von Trostberg, der von Tellikon; man hätte glauben sollen, daß sie es stät ließe. Sogleich besendet der Regensberger den Sänger, mit ihm geht Hadloub; er wähnt, Leides frei zu werden, doch er wird freudenlos. Sie verschließt sich in eine Stube und was auch Frauen und Herren bitten, sie will nicht eher herausgehn, bis Hadloub von dannen ist. „Sie ist unschuldig," sagt der geduldige Sänger, „mein Unglück hat es gefügt; ich soll ihr fluchen nicht, was mir geschieht, Heil müsse sie haben!" (M. II, 196 b, 4 bis 197 a, 3.) Ein andermal ergeht sich Hadloub vor der Stadt, an Sie gedenkend, da sieht er sie ferne mit schönen Frauen sitzen. Aber sie gönnt ihm keine Freude von sich, sie geht, als sie ihn kommen sieht. Liebe Mähre sagt ihm jedoch ein guter Ritter, ihr Mund habe freundlich von ihm gesprochen. „Wo ist mein Geselle?" habe sie gesagt. Daß sie so von ihm reden wollte, das schadet ihr wenig und hilft ihm wohl (M. II, 197 a, 4. 5). Wieder begegnet er ihr, als sie allein geht, doch vor Schrecken spricht er kein Wort zu ihr, er kann nicht von der Stelle und sieht sie nur an; sie aber geht vorüber, ohne ihn zu grüßen (M. II, 197 a, 6).

Zwei dieser Abenteuer, wie der Pilgrim den Brief mit der Angel anheftet, dann wie sie dem Hingesunkenen die Hand geben muß, sind in der manessischen Handschrift dargestellt. Die Zeit der Ereignisse wird besonders durch die Nennung des Bischofs von Konstanz, Heinrich von Klingenberg, näher bestimmt. Er war früher des Kaisers Rudolf Kanzler und wurde nach dem Tode seines Herrn, im Jahr 1294, in zwiespältiger Wahl, zum Bischof von Konstanz erhoben. Als solcher starb er im Jahr 1306 [1]. Jene Begebenheiten fallen also zwischen 1294

[1] Über Heinrich von Klingenberg s. Stumpfs Schweizerchronik II, 64. Crusius, Schwäbische Chronik I, 866 b. Pfisters Geschichte von Schwaben Bd I, Abtheilung II, S. 71. 118. 129. Der Singschule ist der Kanzler ein

und 1306. Eine Stelle in Hadloubs Liedern, worin er die Weisheit derjenigen rühmt, die den Klingenberger zum Fürsten gewählt, ist muthmaßlich während des vierjährigen Wahlstreits gedichtet. Von dem Bischof selbst sagt Hadloub, er könne Weise und Wort, der Sinne Hort wohn' ihm bei, seine Hülfe, sein Rath, seine Kunst seien vollkommen (endelich, M. II, 187 a, 4). Hieraus ergiebt sich, daß Heinrich von Klingenberg selbst Dichter war, und es ist vermuthet worden, daß er der Kanzler sei, mit dessen zahlreichen Gedichten, theils Minneliedern, theils ernstern Inhalts, die manessische Sammlung schließt (Museum I, S. 453). Dieser Vermuthung widerstreitet, daß der Kanzler sich als einen armen Fahrenden schildert, der über die Kargheit der Herren zu klagen hat (M. II, 245 b, 3. Vgl. 238 a, 3. 240 a, 2. 245 a, 3. 246 b, 2); man müste denn annehmen, diese Äußerungen rühren aus einer frühern Zeit her, zu welcher des Dichters Loos noch weniger glänzend gewesen [1]. Von den Übrigen, welche Hadloub als seine Fürsprecher nennt, stammen Friedrich von Toggenburg und der von Trostberg aus Häusern her, in denen eher schon der Minnesang erklungen [2]. Der edle Regensberger ist sehr glaublich Lütold von Regensberg, der 1297 mit der Stadt Zürich ein Bündnis machte, nach dem seine Veste der von Zürich offen Haus sein sollte zu allen Nöthen (Stumpf, Schweizerchronik II, 154 a). Früher schon hatte dieses nachbarliche Adelsgeschlecht zu Zürich ein Haus besessen. Zu dem Regensberger scheint auch Meister Hadloub in näherem Verhältnis gestanden zu sein, vielleicht als sein Schreiber [3]; er nennt denselben seinen Herren (M. II, 196 b, 4), hat

Fischer aus Steiermark; vielleicht durch Misverstehen der Stelle M. II, 246 b, 2: vischer, scherer, murer u. s. w.

[1] Fände sich in der manessischen Handschrift des Kanzlers Wappen, so könnte dieses die Frage am Besten entscheiden. Zu dem Rufe der Schwarzkunst, worin Heinrich von Klingenberg gestanden, würde der gelehrte Inhalt einiger seiner Gedichte passen, sowie seine „Kunst", die Hadloub rühmt.

[2] Die Minnelieder des von Trostberg, M. II, 51 bis 53, haben den Ton einer früheren Zeit, als daß sie dem bei Hadloub vorkommenden Ritter dieses Namens zugeschrieben werden könnten.

[3] Hadloubs Wappen in der manessischen Handschrift ist ein schwarzes Eichhorn (heißt vielleicht Hadloub dieß?) im weißen Felde; kein Helm ist über dem Schilde. Bodmer (Vorbericht zu den Proben S. XXXVII) sagt, Hadloub sei von einem guten bürgerlichen Geschlechte in Zürich gewesen, auch Joh. Müller

dessen Gegenwart bei der ersten Zusammenkunft mit der Schönen besonders gewünscht (der frume Regensberger Nach miner ger Ouch was da bi, M. II, 186 b, 5) und wird zu der später versuchten von ihm eingeführt (M. II, 196 b, 4. 6). Die schöne Frau selbst, der Hadloub von Kindheit auf gedient zu haben vorgiebt, ohne sie je gesprochen zu haben (M. II, 186 a, 5. Vgl. 192 a, 6), und die sich so „ungrüßlich" gegen ihn erzeigt (M. II, 187 a, 1), stand ihm, nach seinem eigenen Zeugnis, zu hoch (M. II, 189 b, 1. 195 a, 6. 197 a, 7); sie gehörte wohl zu einem der genannten edeln Geschlechter (vgl. M. II, 186 b, 7: min edlen vrowen klar), aber gerade ihren Namen muß er, nach der Sitte des Minnesangs, verschweigen.

Daß dieses ganze Abenteuer ein Spiel ist, zu dem Hadloub sich vielleicht gerne hergab, bestätigt die Anwesenheit und Theilnahme so vieler Personen, zu denen er im Verhältnis der Unterordnung und Abhängigkeit stand. Eben darauf deutet auch sein Lied von der Haussorge, wenn er gleich am Schlusse desselben in die Rolle des Minnesängers zurückfällt: „Er muß ein wohl berathner Ehemann sein, der Haus ohne Sorgen haben soll. Ein armer Lediger spricht: „Ich mag allein leicht durchkommen" (mich einen sanft began). Ach! dürftiger Mann, kommst du zur Ehe und magst kaum Mus und Brot gewinnen, da kommst du in Noth; Haussorge thut so weh. Wenn dir Kinder zufallen, so gedenkest du: „Wohin soll ich nun? Meine Noth war zuvor schon groß." Sie fragen oft, wo Brot und Käse sei. Dabei sitzt die Mutter rathlos. „Meister," spricht sie, „gieb uns Rath!" So giebst du ihnen dann Reuenthal und Seufzenheim und Sorgenrein, als der nichts anders hat. Da spricht sie: „Ach! daß ich je kam zu dir! haben wir doch nicht Butter (witte?) noch Schmalz, nicht Fleisch noch Fische, Pfeffer noch Wein, selbst nicht Salz." Da ist Freude aus, da greifen Frost und Durst dem Hunger in das Haar und ziehen ihn all durch das Haus. Mich dünket, daß Haussorge weh thue, doch klage ich mehr, was mir meine Fraue thut: wenn ich vor sie gehe, daß sie mich grüße, so kehrt sie sich von mir" (M. II, 188 b, 5 ff.).

Jene Darstellung des Erschreckens, der Angst und Wonne, beim

nennt ihn Bürger von Zürich; Belege sind nicht gegeben. Hadloub scheint auch gereist zu sein (M. II, 189 a, 4. 6).

Anschauen der Geliebten, worauf Hadloub noch öfters in der Erinnerung zurückkömmt (M. II, 190 a, 5 bis 7. 191 a, 3 bis 9), ist auch nicht ganz von erster Hand, sondern dem Muster Heinrichs von Morungen nachgebildet (M. I, 53 b, 7 bis 54 a, 3. 4), dessen Lieder überhaupt auf ihn großen Eindruck gemacht haben. Wen erinnert es z. B. nicht an den ältern Sänger, wenn Hadloub sagt, wer ihm die Brust aufbräche, der würde Sie in seinem Herzen sehen? (M. II, 186 a, 2. 3. Vgl. I, 51 a, 4. 5. Vgl. auch M. II, 192 b, 2 mit I, 54 a, 6.) Aber auch andre treffliche Meister der manessischen Sammlung hat er sichtlich, selbst in ganzen Liedern, nachgeahmt; so in zweierlei Bearbeitungen Walthers Rosenbett unter der Linde, er schmückt es nur weiter aus: die Kissen sind von Blüthe, die Polster von Bendikten, die Leilachen von Rosen (M. II, 194 b, 6 bis 195 a, 3. 195 b, 3 bis 5. Vgl. I, 113 b, 4 bis 7); dann Kristans von Hamle Lied von der Frau, die im Klee wandelt (M. II, 196 a, 6. Vgl. I, 46 b, 4 bis 6) [1]. Auch Steinmars Herbstlied hat nachgeklungen und von diesem Gegensänger ist selbst die Vergleichung des unruhigen Herzens mit dem Schwein im Sacke entlehnt (M. II, 191 b, 4. Vgl. II, 106 b, 2). Jedoch nimmt Hadloub in seinen Herbstliedern die Partei der Maienlust gegen das Herbstgelag, der Minner gegen die Esser und Trinker. Tüchtig läßt er aber diesen Gegnern in der heißen Stube auftragen: feiste Schweinebraten, Hammen, Würste, Hirn, Gekröse, Grieben, daß ihnen die Stirne glostet, auch alles wohl gesalzen, daß sie dürste; weiße Brote aus dem wallenden Hafer, mit Fett begossen, Entenfüße, blinde Gänse, gefüllte Hühner, gesottene Kapaunen, Tauben, Fasane, das nehmen sie für des Maien Blüthe; dazu trinken sie neuen Wein, der das Hirn rührt und ihren Muth hoch führt. Ungleich ist die Welt. Indes den Fressern wohl ist, trauern die Minner zugleich mit den Vögeln, denen der Winter leid thut (M. II, 191 b, 5 bis 192 a, 4. 192 b, 3 bis 6, Fragment). Erntelieder giebt Hadloub gleichfalls mehrere von etwas freier Art (M. II, 193 a, 4 bis 193 b, 1. 193 b, 2, Fragment. 195 b, 6 bis 196 a, 2). Selbst zu Nitharts Weise neigt er sich, jedoch mit eigen-

[1] Vgl. ferner M. II, 188 a, 4 mit I, 67 a, 2 (Reinmar); II, 195 b, 2 mit ältern Botenliedern; II, 195 b, 5 mit II, 49 b, 4 (Hug von Werbenwac); II, 197 a, 7 f. mit I (Walther).

thümlich schweizerischer Farbengebung: Zween junge Dörper greifen an die Schwerter; Rudolf zürnt, daß Kunze ihm Ellen abwendig mache. Am Sonntag, auf dem Werte, vor der Schönen, soll der Kampf ergehn. Sie schreien, daß mans ferne hört. Viele Dörper kommen heran mit großem Schalle. Rudolf milkt seine Kuh und heißt seine Freunde trinken, um sich ihrer Hülfe zu versichern. Der Meier und zween Andre wollen den Streit schlichten, doch Kunze will nicht von Ellen lassen; hat er ihr doch eine Geiß und hundert Eier geschenkt und ist ihr ohne Maßen hold! Sie versprechen, Rudolf soll ihn schadlos halten. „Nun laßt hören! was will er mir bieten?“ „Zwo Geißen und ein Huhn.“ „So will ichs gerne thun, ich that noch stets, was Biederleute mir riethen“ (M. II, 190 b, 5 bis 191 b, 2). Wir sehen, daß Zürich schon um 1300 seinen Idyllendichter hatte.

Auch Leiche und Tagelieder hat Hadloub gesungen. Er flucht den Merkern, die, hehlen Gangs, wie die Katze nach der Maus umsehen (M. II, 187 b, 6). Vieles von seinen Gedichten aber hat der unvollständige Abdruck der manessischen Handschrift gar nicht oder nur in Bruchstücken bekannt gemacht und es sind daher noch weitere Aufschlüsse über ihn zu erwarten.

So eng sich dieser Meister an die älteren Sänger anschmiegt, so macht sich doch die veränderte Zeit auf gedoppelte Weise bemerklich. Sprache und Verskunst haben nicht mehr die Manigfaltigkeit, Beweglichkeit und den Wohlklang des früheren Minnesangs; der Strophenbau ist etwas einförmig und der Reim fällt oft, meistersängerisch, auf Aushülfsworte und zwischen den Sinn [1]. Sodann zeigt sich auch in den Minneliedern die städtische und bürgerliche Umgebung [2].

Diese Minnelieder sind durch zarte Haltung und blühende Farbe ausgezeichnet; in den meisten erscheint der Dichter überaus schüchtern, obgleich anderwärts der Schalk hervorblickt. Das stille, wonnige Anschaun der Frauenschönheit ist ihm vorzüglich eigen. „Ich konnte mich erwehren nie,“ sagt er, „wenn ich je sah schöne Frauen, daß es nicht

[1] Z. B. gar, do, ir munt u. s. w. M. II, 188 a, 1 bis 3. 188 b, 4. 197 a, 5.

[2] So der Gang vor der Stadt (M. II, 197 a, 4), der Baumgarten (II, 193 a, 3), die Haussorge (II, 188 b, 5 ff. Vgl. Coloczaer Codex S. 91 bis 94), die nächtliche Zusammenkunft (II, 196 b, 1 f.).

gienge in meines Herzens Grund" (M. II, 189 a, 5 f.. Vgl. 196 b, 3). Er gebraucht hiefür noch ein ausdrucksvolles Wort: „sich ihrer Wonne innern" (M. II, 189 b, 5 f.). Ist die Geliebte nicht mehr da, wo er sie schauen kann, so ist ihm, wie wenn die Sonne hinunter geht (M. II, 192 b, 2). Den scheidenden Sommer beklagt Hadloub besonders darum, weil die Winterkleidung die Schönheit der Frauen verhülle; eine Wendung, die, dem früheren Minnesang unbekannt, bei ihm stets wiederkehrt. Wenn der Winter seine Boten ausgesendet, die Bise (Nordost), die Manchen Zitterweise (Tremulant) lehrt, und den Twer (Seitenwind) [1], der die klaren Tage trübt, da umwinden schöne Frauen das Antlitz und den Nacken; Rosenwangen sind da verborgen und Kehlen, blank wie Schnee; die weißen Hände sind versteckt, denn kalte Winde thun an linden Häuten weh. In die Stuben ziehen sich die Schönen, daß man sie selten sieht. Lichter Schein ist theuer den Winter entlang. Wie anders, wenn sie im klaren Sommer sich ergehn! hingelegt sind die schweren Kleider, man sieht, wie weiblich wohl sie gestaltet sind; schön steht ihnen der leichte Lein, durch feine Ärmel leuchten weiße Arme (M. II, 187 b, 2. 3. 192 a, 3. 4. 193 b, 5. 6. 196 a, 3. 4). Wenn so manch zarter Leib in lichtem Kleide durch das Gras geht, da leuchtet der Frauen Schönheit und der Glanz der Blumen zusammen (M. II, 195 b, 1. 196 a, 6. Vgl. 195 a, 4. 5). Billig eifert denn auch Hadloub gegen eine Frauentracht, darüber noch die neueste Zeit zu klagen hat: „Die Sitte ist in Österreich unminniglich, daß schöne Frauen breite Hüte tragen; vor denen sieht man ihre Wänglein nicht, noch ihrer lichten Augen Schein; schwämmen die Hüte doch Donau ab!" (M. II, 189 b, 3.)

Liebliche Frühlingsbilder sind es auch, wie schöne Frauen unter blühenden Bäumen tanzen oder zusammen in den Baumgärten gehn: „da hört man ihre sanften Worte, wie sie sich so weiblich schämen, wenn junge Männer ihrer achten" (M. II, 193 b, 2. 3).

Doch Hadloubs zarteste Dichtung ist wohl diese: „Ach! ich sah sie herzen ein Kindlein, sie umfieng es und drückt' es nah' an sich, sie nahm sein Antlitz in ihre weißen Hände und drückt' es an ihren Mund, an ihre klaren Wangen, o weh! sie küst' es gar. Es that auch, wie

[1] S. Stalders Idiotikon I, 173. 334.

ich hätte gethan, ich sah es sie umfahen, es that recht, als verständ' es diese Wonne ganz, es war so froh. Da mocht' ich es nicht ohne Neid lassen, ich gedachte: O weh, wär' ich das Kindlein, so lange sie es herzen will! Sobald das Kindlein von ihr kam, nahm ichs zu mir, es dünkte mich so werth, weil sies an sich gedrückt. Ich umfieng es, wo sie es eh' umfangen, ich küst' es an die Statt, wo es von ihr geküsset war; was mir doch das zu Herzen gieng!" (M. II, 187 b, 7 bis 188 a, 3.)

So hat in der klaren Seele dieses Dichters der scheidende Minnesang noch einmal sein freundliches Licht gespiegelt.

Über die Aufgabe

einer Gesellschaft für deutsche Sprache.[1]

1 [Vgl. auch Uhlands Gedicht „Die deutsche Sprachgesellschaft“ vom Jahre 1817, Gedichte, 54 Auflage, Stuttgart 1869. 8. S. 75. 76. H.]

Die berlinische Gesellschaft für deutsche Sprache bestimmt sich in ihrer Gesetzurkunde zu ihrem ausschließlichen Zweck die wissenschaftliche Erforschung der deutschen Sprache nach ihrem ganzen Umfang. Zufolge dieses Zwecks setzt sie sich für ihre Werkthätigkeit drei Hauptaufgaben:

1) Erforschung des gegenwärtigen Zustandes der deutschen Sprache nach sämmtlichen Mundarten, in Rede, Schrift und Druck;

2) Würdigung der heutigen deutschen Sprache nach ihrem eigenthümlichen Musterbilde, wie es aus ihr selbst anzuschauen und zu erkennen;

3) Ausmittelung alles dessen, was im Geiste der geschichtlich gegebenen Sprache selbst gethan werden kann, um die heutige deutsche Sprache weiter auszubilden und den als zweckmäßig erkannten Sprachverbesserungen bei dem deutschen Volke Eingang zu verschaffen;

endlich als Ergebnis dieser dreifachen Arbeit strebt die Gesellschaft, Vorarbeiten für ein Wörterbuch, für eine Sprachlehre und eine Geschichte der deutschen Sprache zu liefern.

Mit Recht verlangt die Gesellschaft eine solche Forschung, welche belebend, für die weitere Ausbildung der Sprache förderlich sei.

Wie nun gerade die geschichtliche Betrachtung und Bearbeitung der deutschen Sprache sich als vorzügliches und wesentliches Mittel der Belebung und Förderung darstelle, soll in dem Folgenden näher angedeutet werden.

Die Gesetzurkunde, welche den Zweck und die Hauptaufgaben der Gesellschaft nur im Allgemeinsten angeben konnte, um jeder besondern Ansicht und Verfahrungsart freien Raum zu lassen, schließt auch jene geschichtliche Ansicht keineswegs aus, kömmt vielmehr derselben offenbar entgegen, wenn gleich vielleicht derjenige, der zunächst von dem Standpunkt der Geschichte ausgeht, hierin eine schärfere Bezeichnung wünschen möchte.

Ist nemlich der ausgesprochene Zweck der Gesellschaft Erforschung der deutschen Sprache nach ihrem ganzen Umfange, so gehört in diesen Umfang unzweifelhaft auch die Erforschung der früheren Zustände unserer Sprache, so weit die Denkmäler derselben hinaufreichen. Sollten nun diesem Zwecke gemäß die Hauptaufgaben der gesellschaftlichen Werkthätigkeit bestimmt werden, so hätte als erste Hauptaufgabe die Erforschung nicht bloß, wie geschehen ist, des gegenwärtigen, sondern des vormaligen und gegenwärtigen Zustandes der deutschen Sprache festgesetzt werden mögen; und zwar dieses um so mehr, als die zweite Hauptaufgabe, Würdigung der heutigen deutschen Sprache nach ihrem eigenthümlichen Musterbilde, doch wohl vollständiger gesetzt und gelöst werden möchte, wenn das Musterbild nicht einzig aus der Betrachtung des heutigen Zustandes entnommen würde; als ferner die dritte Aufgabe, weitere Ausbildung im Geiste der geschichtlich gegebenen Sprache, die geschichtliche Forschung ausdrücklich voraussetzt, und als endlich, wenn bloß der gegenwärtige Zustand beachtet würde, unter den Ergebnissen der gesellschaftlichen Thätigkeit nicht Vorarbeiten für eine Geschichte der deutschen Sprache überhaupt, sondern zunächst bloß für eine Darstellung ihres heutigen Zustandes erscheinen könnten.

Es würde dem Bisherigen gemäß auch nicht unpassend gewesen sein, wenn unter den Gegenständen, für welche sich Vorarbeiten ergeben sollen, die Geschichte der Sprache vor dem Wörterbuch und der Sprachlehre benannt worden wäre. Nach diesen vorläufigen Bemerkungen zur Sache selbst!

Die Sprache ist eine Überlieferung, ein geschichtlich Gegebenes. Es kann zwar jeder aus sich selbst durch Nachdenken über das Wesen und den Zweck menschlicher Rede allgemeine Sprachgrundsätze entwickeln. Das besondere der einzelnen Sprache aber, dasjenige, wodurch sie zur eigenthümlichen Sprache wird, ihren Wortstoff, den Gebrauch, nach welchem dieser Stoff behandelt wird, und die aus diesem Gebrauch entnommenen Regeln empfängt jeder von außen und wenn er sich im Leben verständigen will, so muß er sich darnach achten.

So vererbt sich die Sprache von Geschlecht zu Geschlecht. Wenn aber das aufwachsende Geschlecht mittelst der überlieferten Sprache ins Leben eingetreten ist und darin Fuß gefaßt hat, so fühlt es das weitere Bedürfnis, nach der im Laufe der Zeit veränderten Denk- und Empfin-

bungsweise an der empfangenen Sprache fortzubilden. Neue Begriffe erheischen neue oder neuangewendete Bezeichnung, andere Richtung des Geistes sucht andere Wendung des Ausdrucks.

Aber nicht durch Willkür des Einzelnen, auch nicht durch beliebige Übereinkunft Vieler geht diese Erweiterung der Sprache von Statten. Schon die Nothwendigkeit der allgemeinen Verständigung verbietet solches Verfahren. Nicht durch das Aufpfropfen fremdartiger Reiser, vielmehr durch das Auftreiben neuer Schößlinge aus dem alten Stamm bildet sich die Sprache lebendig fort. Ja, man möchte sagen, es haben beim Anbruche der neuen Zeit verständige Männer vorgezogen, ihre der Bildung der Landessprache vorgeeilte Geistesbildung einer fremden, hiefür schon ausgebildeten Sprache anzuvertrauen, als das Wachsthum der Muttersprache künstlich zu übertreiben. Will nun die Sprachlehre nicht bloß den dermaligen Sprachgebrauch in Regeln fassen und mit diesen die Sprache schließen, will und soll sie vielmehr die Gesetze auffinden, nach welchen die Sprache ohne Zerstörung ihrer selbst auf ihrer geschichtlichen Grundlage sich fortzubilden fähig ist, so wird hiezu nichts so dienlich sein, als eben die genaueste Kenntnis ihrer Geschichte selbst, die möglichst klare Ansicht der verschiedenen Zustände, welche die Sprache, soweit ihre Denkmäler reichen, durchgemacht hat und in denen sie, bei allem Wechsel der Gestaltungen, doch immer eine und dieselbe Sprache geblieben ist. Was in dem Wechsel der Zustände sich gleich geblieben ist, das wird als unverletzbare Wurzel der Sprache erkannt werden und aus dem, was die Sprache zu verschiedenen Zeiten vermocht hat, wird sich am sichersten entnehmen lassen, was sie fernerhin vermöge.

Wenden wir dieses sogleich auf die deutsche Sprache an! Hier öffnet sich eine tausendjährige Geschichte. Wir sehen unsre Muttersprache im Zustande roher Kraft, in steigender und wieder sinkender Bildung, in wechselnder Herrschaft ihrer verschiedenen Mundarten. Namentlich zeigt uns die alemannische Mundart unter den hohenstaufischen Kaisern eine Ausbildung für die Dichtkunst, einen Reichthum, einen Wohlklang, eine Gewandtheit, eine schöpferische Freiheit, darum sie von neueren Dichtern mit Recht beneidet wird.

Alles dieses ist deutsche Sprache, überall der heimische Laut. Die Verschiedenheit von jetziger Schriftsprache oft mehr in der Mundart,

als in der Zeitferne, begründet. Oft nur ein scharfes Anblicken, ein lebendiger Vortrag, und das alte Wort steht mitten im Leben.

Wenn in der neueren deutschen Dichtkunst die Vorliebe für das alte Wort sichtbar wird, so verdient dieß nur bei denen Tadel, die bloß den Schein der Alterthümlichkeit suchen oder nur auf der Oberfläche des Alterthums schöpfen, nicht aber bei denjenigen, welche die etwas abgestandene Sprache jetziger Zeit in dem alten lebendigen Sprachquell gründlich zu erfrischen gemeint sind.

Der Dichter hat ein vielbegehrendes Sprachbedürfnis. Er soll das Leben in seinen manigfaltigsten Gestalten und Bewegungen ergreifen, das Tiefste des Gemüthes aussprechen, von ihm erwartet man das Neue, schöpferisch Hervorgerufene; und alles dieses in gemessener Kunstform, die sich dem Gegenstand anschmiege und dem Ohre wohltöne. Ihm vor Allen muß also daran gelegen sein, daß er die Sprache offen halte. Ist die Dichtkunst recht lebendig, so wird auch die Sprache, wie ein stark bewegter Strom, nicht so leicht zufrieren. Ist aber einmal die Sprache geschlossen, so erstarrt mit ihr das dichterische Leben.

Der Dichter wird daher immer der erste sein, der mit der Sprachlehre, die ihre Regeln lediglich aus dem neuesten Gebrauche entnimmt, feindselig zusammentrifft, und es kann ihm nicht genügen, wenn die Sprachlehre bloß unter den Ausnahmen von ihren Regeln gewisse Dichterfreiheiten aufführt, die sie nachsichtig gestattet. Er verlangt keine Fasnachtfreiheit, er verlangt das Anerkenntnis eines stets lebendigen Sprachwachsthums und nur diejenige Gesetzgebung wird ihn binden, welche die Bedingungen und Gesetze dieser Fortbildung selbst in sich aufnimmt.

Wenn nun der Dichter, wenn jeder Andre, der für sein Sprachbedürfnis in dem gegenwärtigen Stand der Sprache keine Befriedigung findet, zu dem Vorrath früherer Zeiten seine Zuflucht nimmt, in welchen die Sprache für gewisse Zwecke, wie namentlich für die Dichtkunst, günstiger gebildet sein mochte, als sie es jetzt ist, so liegt hierin an sich nichts Verwerfliches. Diese Wiedererweckung des Alten ist kein Rückschritt in der Bildung, sondern eine Erweiterung der Sprache, die sich in gewisser Beziehung gegen ihren vorigen Zustand zu ihrem Nachtheile verengt hat, und im Vergleich mit den übrigen Wegen, auf welchen die Sprache erweitert und bereichert werden kann, empfiehlt sich dieser

insoferne, als das Wort, welches schon einmal im Leben gewandelt, die Sprachform, welche schon einmal gewissen Zwecken gedient, ihre Tauglichkeit bereits erprobt haben, und als es der neueren Zeit erwünscht sein muß, auch durch Sprachannäherung sich demjenigen zu befreunden, was die Vorzeit Treffliches und für alle Zeiten Gültiges in ihrer Sprache niedergelegt hat.

Diese und andere Bestrebungen, die Sprache zu erweitern, soll der Sprachlehrer nicht unterdrücken, er soll sie leiten, vor Untauglichem warnend, das Taugliche fördernd. Durch geschichtliche Erforschung der Sprache selbst belehrt, soll er hinwieder lehren, was die Sprache von dem Verlorenen zum Gewinn wieder in sich aufnehmen, wie sie dieses dem neueren Zustand aneignen, durch welche Mittel sie nach ihrer geschichtlich erhobenen Eigenthümlichkeit sich naturgemäß fortbilden könne; er soll in diese Fortbildung und Erneuerung Gesetz, Zusammenhang, Folgerechtigkeit bringen.

Allerdings hat er ein jenem dichterischen entgegengesetztes Bedürfnis zu beachten, er hat dafür zu sorgen, daß die Sprache allgemein verständlich, im Geschäftsverkehre bestimmt und gleichförmig, für den Jugendunterricht paslich, dem Fremden erlernbar sei. Man verlangt von ihm Lehr- und Wörterbücher, für den nächsten Gebrauch berechnet, die das Gangbare darbieten, das Ungewöhnliche und Veraltete als solches bezeichnen. Daß er aber über diesem nächsten Bedürfnis jenes höhere nicht vergesse, davor wird ihn nichts gründlicher bewahren, als der Blick in die Geschichte. Wenn er hier sich überzeugt, daß die deutsche Sprache schon in früheren Zeiträumen Bildungsstufen durchlaufen hat, für die sich eben so wohl besondere Sprachlehren und Wörterbücher entwerfen ließen, wie für ihren gegenwärtigen Zustand, daß sie in diesem Zustande zwar an Bestimmtheit gewonnen, an Reichthum und Beweglichkeit aber verloren hat, so wird sich ihm die Ansicht feststellen, daß auch dieser gegenwärtige Zustand selbst nur als eine Bildungsstufe, als ein Stück jener tausendjährigen Geschichte zu betrachten sei.

Und diesem nach hätten wir von einer umfassenden Erforschung der deutschen Sprache, neben den für das nächste Bedürfnis berechneten Arbeiten, allerdings ein dreifaches Ergebnis zu erwarten:

1) Eine Geschichte der deutschen Sprache, worin ihre äußeren Schicksale und ihr inneres Wachsthum, das Steigen und Sinken ihrer

Bildung, die wechselnde Herrschaft der Mundarten, das eigenthümliche ihrer jeweiligen Zustände, und so auch des gegenwärtigen, in einem lebendigen Gemälde dargestellt wären.

2) Ein Wörterbuch, worin dasjenige, was die Geschichte in größeren Zügen gegeben, an jedem einzelnen Worte durchgeführt, jedes von der Wurzel an durch die verschiedenen Bildungsstufen bis dahin, wo es im Gebrauche zu sein aufgehört, oder, wenn es noch im Gange ist, bis in seine gegenwärtigen eigentlichen oder uneigentlichen Bedeutungen verfolgt würde.

3) Eine Sprachlehre, welche das Wesen der deutschen Sprache, wie es sich aus einer umfassenden geschichtlichen Betrachtung derselben ergiebt, in allgemeinen Grundzügen und mit Anwendung auf die Mundarten darlegte, den Gebrauch derselben, wie er sich in ihrem gegenwärtigen Zustande beschränkt und geregelt hat, ausführte, und die Gesetze, nach welchen sie ihrer geschichtlich erhobenen Natur gemäß der Fortbildung fähig ist, aufstellte und entwickelte.

Zur Geschichte der Freischießen.

Im Sommer des Jahres 1576 hatte die Reichsstadt Straßburg ein großes Schießen mit Armbrust und Büchse, sammt Ausspielung eines Glückstopfes, veranstaltet. Die Festlichkeiten dauerten fast zween Monate hindurch. Von den befreundeten Städten am Rhein, in Schwaben und in der Schweiz, namentlich von dem altverbündeten Zürich, waren bereits die Schützen angelangt. Da schifften sich in der Frühe des 20 Juni noch weitere 54 Armbrustschützen zu Zürich auf der Limmat ein und landeten abends gegen 9 Uhr zu Straßburg, einen Hirsebrei in ehernem Topfe noch warm zur Tafel des Ammeisters liefernd. Damit zeigten sie, daß sie aus 4 Tagreisen eine machen und in Nothfällen den Freunden Hülfe bringen können, bevor ein Brei kalt werde.

Jenes große Volksfest und dieses Zwischenspiel desselben, Wiederholung eines ähnlichen Unternehmens der Zürcher von 1456, ward in gebundener und ungebundener Rede, in deutschen und lateinischen Versen, durch Steininschrift, Mauergemälde, Zeichnungen aller Art, durch Denkmünzen und kostbares Trinkgeschirr, endlich auch durch die noch vorhandenen städtischen Rechnungen, zum Gedächtnis der Nachwelt festgehalten. Insbesondre hat [XX] Johann Fischart in deutschem Gedichte das glückhafte Schiff von Zürich besungen, nicht etwa, wie man von dem ersten Satiriker der Zeit erwarten möchte, den günstigen Stoff zum Scherze benützend, sondern in völlig ernster Gesinnung. Ja, als ein Spötter mit seinem Schmachspruche die Sache zu verunglimpfen wagte, war Fischart ungesäumt mit einem sehr heftigen und handgreiflichen Kehrab [1]

[1] Vergl. Bienenkorb, 1588, Bl. 4: „Objurgatorium Clericorum, der Geistlichen Kehrab." Auf den Schmachspruch erschienen mehrere Antworten, s. Ring, Über die Reise des Züricher Breitopfs nach Straßburg 1576. Baireuth 1787. 8. S. 138 ff.

über ihn her. In späterer Zeit sind dem Schützenfeste von 1576 und der Fahrt des Breitopfs geschichtliche, litterarische und ästhetische Erörterungen gewidmet worden. Ein Hauptgegenstand derselben aber, Fischarts Lobspruch, hat sich überaus selten gemacht. Es schien daher nicht überflüssig, dieses Denkmal deutscher Sittengeschichte und der Sinnesart seines bedeutenden Verfassers durch einen sorgfältigen Wiederabdruck zu erneuen.

Aufgefordert, diesen neuen Abdruck, dessen übrige Ausstattung gänzlich dem Herrn Herausgeber angehört, mit einem Vorworte zu begleiten, bezweckte ich anfangs, das Gedicht und dessen ernste Haltung im Zusammenhang mit einer mir besonders anziehenden Seite von Fischarts Charakter darzustellen, ich meine die volksthümliche, vaterländische [XXI] Gesinnung dieses Schriftstellers, seine rege Vorliebe für Alles, was die Schweizer Landskraft nennen [1]. Nicht bloß, daß er von deutscher Tüchtigkeit und Treue, vom Adel der deutschen Sprache u. s. w. mit stolzem Bewustsein spricht; er bewährt die Macht dieser Sprache, indem er, ein Brunnen mit zahllosen Röhren, ihren überströmenden Reichthum ausgießt, indem er für sich allein eine Gewalt der Sprachbildung ausübt, welche sonst nur der allmählichen Entwicklung des Sprachgeistes durch die Gesammtheit eines Volkes vorbehalten scheint; er bewährt die treue Anhänglichkeit an das Vaterländische durch seine umfassende Bekanntschaft mit allen Äußerungen des deutschen Lebens. Wie man auf dem Schießen zu Straßburg zweierlei Waffen gebrauchte, die neuere Büchse und die alterthümliche Armbrust, so besitzt Fischart neben der Schulgelehrsamkeit seiner Zeit noch die reiche Kenntnis heimischer Überlieferung. Er ist wohl bekannt mit den Gestalten des Heldenbuchs, mit den scherzhaften und romantischen Erzählungen, wovon ein Theil noch in unsern Volksbüchern fortlebt, und er selbst hat Einiges dieser Art bearbeitet, er kennt die Schule der Meistersänger und parodiert sie, er kennt die ganze Fülle des Volksgesangs, die Spiele, Sprichwörter, Volkssagen, Kunkelmärlein, allen Kinderglauben. Er kennt die Sitten und Gebräuche, die Mundarten, die Trachten der deutschen Volksstämme, auch was der eine dem andern zum Spotte [XXII] nachsagt, er kennt die Merkwürdigkeiten, die kleinsten Eigenheiten der ein-

[1] [Vergl. Schriften II, S. 570 bis 572. H.]

zelnen Landschaften und Städte [1]. Ein großer Theil der Werke dieses sprachgewaltigsten Deutschen besteht in Bearbeitungen aus fremder Sprache, als wollt' er eben nur zeigen, was ein solcher Bearbeiter vermag; seine üppige Kraft ergreift das fremde Gerüst, wie die traubenschwere Rebe

[1] Nehmen wir z. B. den Druckort vorliegenden Büchleins. Fischart kennt das große Faß auf dem Schloß zu Tübingen (Gargantua Cap. 4) und das große Buch daselbst (Ebd. Cap. 42 [Bienenkorb, 11 Ausg., Bl. 215 a]), die Raupen von Tübingen (Prakt. [1593 E 8 b, Scheibles Kloster VIII, S. 602]), den Schwank vom tübingischen Mönch im Ofen (Gargantua Cap. 1); er weiß von „Rotenburg bei Tübingen, dahin die Studenten wöchlich umb guten Wein walfahrten, Papir zu holen, welches sie gleich so wolfeil ankompt, als wann die nörnbergische Bierbrewer jährlichs Hefen in Thüringen holen, oder, es stattlicher zu vergleichen, als wann man das Pallium zu Rom holet." (Ebd. Cap. 27.) Ferner: „Zu Tübingen, sagt Henrichman, wird wenig Gelts bald verzehrt sein." Die Stelle ist aus Jac. Henrichmanni Prognostica Cap. 20: „Tubingæ modicum pecuniæ cito consumetur." Bebels Facetiæ, wovon Henrichmans Prognostica, aus Schwärzloch 1508 datiert, einen Anhang ausmachen, sind von Fischart mehrfach benützt. Rabelais selbst kennt „ces fols Astrologues de Tubinge" (Pantagrueline Prognostication Ch. 1) und die seltsamen Bücher zu St. Victor läßt er zum Drucke fördern „en ceste noble ville de Tubinge." (Pantagruel L. II, Ch. 7.) [Wilhelm Wackernagel, Johann Fischart von Straßburg und Basels Antheil an ihm. Basel 1870. 8. S. 16, Anm. 40: „Wie Fischart mehrfach Tübingens und des Studentenlebens dort erwähnt, ist mir nicht unwahrscheinlich, daß er selbst auch einige Zeit da Student gewesen." Ein bestimmter Nachweis dafür, daß Fischart, wie W. Wackernagel vermuthet, in Tübingen studiert habe, läßt sich aus den Acten der Universität nicht liefern. Wenigstens hat Universitätsbibliothekar Dr Hermann Kurz nach dem Namen Johann Fischart (Mentzer) in der Matrikel vergeblich gesucht. Der Name „Joannes Piscator, Argentinensis", der 1566 bis 1571 in der Universitätsmatrikel, im Magisterbuche der Artistenfacultät und in den Aufzeichnungen des Crusius mehrfach begegnet, gehört dem (nachmals) reformierten, zu seiner Zeit sehr bekannten Theologen Piscator von Straßburg an. Die nemliche Einzeichnung „Johannes Piscator Argentinensis" enthält, wie W. Wackernagel a. a. O. S. 3. 4 berichtet, auch die Baseler Matrikel 1574 und nach Wackernagel wäre es nicht nur wahrscheinlich, sondern es hätte seine volle Gewisheit, daß unter dieser Baseler Eintragung Johann Fischart gemeint sei; aber es dürfte sich mit dieser Einzeichnung wohl anders verhalten. Es mag auch noch daran erinnert werden, daß A. v. Keller auf der Tübinger Universitätsbibliothek ein dreibändiges französisches Geschichtswerk aufgefunden, worin Fischart seinen Namen in drei verschiedenen Fassungen mit der Jahrszahl 1567 (facsimiliert in Scheibles Kloster X, S. 403) eingeschrieben hat. Vergl. Keller in Naumanns Serapeum, Leipzig 1847. 8. S. 202 f. W. Wackernagel a. a. O. S. 5, Anmerkung 6. H.]

sich Stab und Geländer sucht. Vom kühnsten der französischen Humoristen angeregt, ringt er mit diesem, nicht sieglos, um den Preis der Kühnheit.

[XXIII] Die drei weltgeschichtlichen Erscheinungen, welche am Eintritt der neuen Zeit, den Charakter derselben wesentlich bestimmend, von Deutschland ausgegangen: die Erfindung des Schießpulvers, die der Druckkunst und die Reformation, nahmen, jede auf ihre Weise, Fischarts Thätigkeit und Nationalgefühl in Anspruch. Schießpulver und Feuergewehr, obgleich damals längst im Gebrauche, hatten doch das Erschütternde des ersten Eindrucks noch nicht verloren. Davon zeugt, was im Gargantua Cap. 26 gesagt wird, daß seit Erfindung der bertholdischen Büchsen die Leute nicht mehr des Donners und Erdbebens achten, ja schier den jüngsten Tag verachten, dieweil er im Feuer kommen solle. Der aufstrebende Bürgerstand vornehmlich hatte sich der neuerfundenen Feuerwaffe bemächtigt, und die Übungen in derselben, bei städtischen Festspielen, waren zugleich der Anlaß, Verbindungen und Freundschaften von bedeutender Folge zu stiften und zu befestigen. Bedenken wir, wie genau Fischart, im angeführten Cap. 26, mit den Handgriffen und Kunstausdrücken der Schießstätte sich vertraut zeigt, wie treffend er die hundert Ausflüchte der Schützen, die gefehlt haben, aufzuzählen weiß, so mögen wir leicht annehmen, daß er selbst solche Übungen mitgemacht und bei der Bürgerlust von 1576 mit seiner Büchse auf dem Platz gewesen. Mit Begeisterung spricht Fischart von dem großen Funde Gutenbergs zu Straßburg und der Schäffer von [XXIV] Mainz [1].

[1] Gargantua Cap. 55 (Anrede an die Bücher und Autoren):
Gelobet sei der löblich Fund
Der edlen Truckerei,
Der euch uns noch erhält zur Stund!
Gelobet sei die Treu
Der beid Erfinder, Guttenberk
Und Scheffers, sampt sein Gsipten,
Die gemeinem Nutz zu gut solch Werk
Zu Straßburg, Mentz erst übten!
Der Ein bracht uns viel Berg und Gut,
Ja Bergwerk guter Künst,
Der Schäffer aus eim Jasons Mut
Brachts gulden Fließ erwünscht,

Er selbst stand in einem genauen und einflußreichen Verhältnisse zu der edeln Druckkunst. Bernhard Jobin, Buchdrucker zu Straßburg, war sein Schwager, und sowie dieser ihn zu manchen Arbeiten veranlaßte, so war anderseits ein mächtiges Werkzeug litterarisch-polemischer Wirksamkeit dadurch in Fischarts Hand gegeben, daß ihm Presse und Geschäftsverbindungen eines unternehmenden protestantischen Druckerherrn zu Gebote standen. [XXV] Denn eben der Kampf für die neuerrungene Glaubensfreiheit war es, was seine rastloseste Thätigkeit aufregte [1]. Seine vielverbreiteten Streitschriften und Spottgedichte in deutscher Sprache konnten nicht ohne bedeutende Wirkung im Volke bleiben; Joh. Valentin Andreä nennt ihn mit Recht den Schriftführer der deutschen Nation (Germanicæ nationis a libellis).

Unter solchen Gesichtspunkten wird es nicht mehr befremdlich sein, daß Fischart jene deutsche Schützenlust zu Straßburg als etwas Ernstes und Würdiges betrachtete, daß ihm der nachbarliche Freundschaftsbeweis der in Glaubensfreiheit verwandten Stadt Zürich werth und bedeutend war und daß er nicht mit kaltem Blute zusehen konnte, wenn dasjenige, was er in seinem Ehrengedichte gefeiert hatte, durch schnöden Misbrauch der edeln Druckkunst, von einem Anhänger des Pabstthums

Der weist das gulden Schaaffell recht,
Die Woll, so recht ist gulden.
O daß der ewig sei verschmächt,
Der die Kunst nicht mag dulden u. s. w.
Hett Welschland diesen Fund ergründt,
Seins Rühmens wär kein End;
Nun hats euch Teutschen Gott gegündt,
Deshalb ihn wol anwend u. s. w.
Ihr [die Bücher] strafft die Fürsten, den sonst wenig
Einreden dörfen, frei;
Ja von euch haben Keiser, König,
Zu thun was unrechts Scheu u. s. w. (Vergl. Cap. 17.)

[1] Wohlgefällig überschaut Fischart in seinem scherzhaften Kalender die Gebiete des deutschen Vaterlandes, in welchen der Kampf siegreich bestanden ist: „In Sachsen, Pommern, auch gen Brämen, Embden, Genf, Straßburg, Ulm, Reutlingen, Eßlingen, Nürnberg, Zürch, Heidelberg werden nit vil Ablaßkrämer noch Legaten de Latere ankommen. Die Märker und Wirtenberger werden nicht viel gen Rom walfahrten, noch die Preußen viel Annaten daselbst lösen.“ (Vergl. Rabelais, Progn. Ch. 6.)

verhöhnt und eben dadurch ein Samen der Zwietracht ausgestreut wurde [1].

[XXVI] Ein Versuch, die vorstehenden Andeutungen über Fischarts Beziehung zum deutschen Volksleben ins Einzelne auszuführen, etwas mühselig für eine Zugabe zum glückhaften Schifflein, würde gleichwohl nur einen abgesonderten Theil der umfassenden Cha-[XXVII]rakteristik berühren, die wir von einem künftigen Bearbeiter der fischartischen Werke zu erwarten haben [2].

[1] S. Kehrab, V. 475 ff. 549 f. 805 f. 821 f. Daß Spottworte vom kühwarmen Brei und viel gröbere, wie sie der Schmachspruch enthält und der Kehrab unermüdlich zurückwirft, eben solche, womit man die Schweizer, als Hirtenvolk, auch sonst zu necken pflegte, gar leicht zu ernstlicher Entzweiung führen konnten (wie denn, laut Schmachspruch V. 119, ein besondres Mandat gegen das Vexieren der Schweizer ergangen sein soll, vgl. Ring S. 131), beweist die Fehde über den Kühplappert, welche Stumpff in der Schweizerchronik (Ausgabe von 1548, II, 94 b) erzählt: „Anno domini 1458 auf eim Schießen zu Costenz kam ein Burger von Lucern und einer von Costenz in Zerwürfnus von wegen eines alten Bernerplapparts [eine Scheidemünze], den derselbig von Costenz spöttlich ein Küplappart nennet. Darauß volget so vil Unradts, daß gemeine Eidgenossen, auf deren von Lucern Manung, wider die von Costenz zu Veld zugend, und rucktend hinauß gen Wynfelden. Das selbig Schloß und Herrlichkeit was damals einem Burger von Costenz zugehörig. Das Schloß ward überrumplet, doch nit gebrochen. Diser Krieg ward gericht durch Bischoff Heinrichen und Herrn Albrechten von Sax Freiherren u. s. w.“ Vgl. Maurer, Der warme Hirsbrei von Zürich auf dem Freischießen zu Straßburg. Zürich 1792. 4. S. 43. Stalder, Schweizerisches Idiotikon II, 142. Fischart selbst enthält sich anderwärts solcher Anspielungen keineswegs, z. B. Gargantua Cap. 12: „ein Sau für ein Baier, ein Nuß für ein Schwaben, ein Maulthier für ein Franken, ein schlesischen Esel für aller Hasen Großmutter, ein Kuh für ein Schweizer u. s. w. ansehen.“ [Vergl. W. Wackernagel, Johann Fischart S. 35. 36. H.] Die alten und manigfachen Verbindungen zwischen Straßburg und Zürich hat Maurer ausführlich nachgewiesen.

[2] Indem ich von den Verdiensten Fischarts sprach, war es keineswegs meine Absicht, seinen Cynismus zu diesen zu rechnen. Doch ist derselbe nur unschön und ungeschlacht, nicht verführerisch und lüstern, ein Unterschied, worauf Fischart selbst hinweist, wenn er zu bedenken giebt, daß doch „das ohrenzart Frawenzimmer wol etliche Zotten vertragen könne“, welche in verschiedenen damals beliebten Unterhaltungsbüchern, dergleichen auch unsere Zeit aufzuzeigen hat, enthalten seien. Nicht minder verspottet er die Empfindsamen, die „Amadisleser, die uber dem verlohrenen Kind Keisers Octavianus weinen“. Im Gargantua, dem Hauptwerke Fischarts, ist das Leben eines riesenhaften, in finn-

Ich fand daher passender, mich vom Dichter auf den Gegenstand des Gedichts zurückzuziehen und dem Schützenfeste zu Straßburg ein Seitenstück aus dem Lande, in welchem der neue Abdruck erscheint, aufzustellen, wodurch zwar das Reich der Poesie sich wenig erweitern, wohl aber die Geschichte der Freischießen einen nicht verwerflichen Beitrag erhalten und auf den Hofhalt eines der ausgezeichnetsten Fürsten des 16 Jahrhunderts ein heiteres Licht [XXVIII] fallen dürfte. Die handschriftliche Quelle des Folgenden ist zwar auch ein Reimgedicht, ein Lobspruch, dasselbe kann jedoch nicht auf Vergleichung mit dem fischartischen Anspruch machen, obgleich, nach meiner Ansicht, der dichterische Werth des letztern zumeist in der kernhaften Gedrungenheit der Sinnsprüche liegt, Fischarts eigenthümlichste Poesie aber in seiner Prosa zu suchen ist; nur in dieser fühlt er sich völlig frei, hier spielt er die Sprache mit unerhörter Wagnis durch alle Biegungen und Töne, hier nimmt er den dithyrambischen Schwung, gegen welchen der gemessene Schritt seines Allemand d'Amour etwas steif sich ausnimmt.

Der Schriftsteller, von dem ich jetzt zu reden habe, ist Lienhard Flexel, weiland Bürger und Pritschenmeister zu Augsburg [1]. Seine Werke sind, meines Wissens, nie zum Drucke gelangt, dafür aber in den Handschriften mit heraldischem Schmucke wohl ausgestattet. Besonders reich an solchen ist die Heidelberger Bibliothek; es sind gereimte Beschreibungen verschiedener Hauptschießen: des Büchsenschießens zu Passau 1555 (Cod. Nr 686, Wilken, Geschichte der heidelbergischen Büchersammlungen S. 520), dessen zu Worms 1575 (Nr 405, Ebd. S. 469), des Stahl- oder Armbrustschießens zu Stuttgart 1560, doppelt (Nr 325. 836, Ebd. S. 409. 542) [2]. Von letztgenanntem Stücke findet sich auch

licher Überfülle strotzenden Geschlechtes dargestellt, ein reicher Stoff für die Laune eines Schriftstellers, der selbst von gigantischer Natur ist; darum findet sich auch in diesem Buche die rückhaltloseste Schilderung natürlicher und sinnlicher Dinge. Dennoch treffen wir eben hier, mitten unter dem Rohen, auf das Edelste und Reinste, z. B. Mehreres, was vom ehlichen Leben, von der Heiligkeit der Ehe, gesprochen wird.

[1] [Vergl. Schriften II, S. 573 bis 578. H.]

[2] Lienhard Flexels gereimte Beschreibung des Schießens zu Rotweil 1558 handschriftlich auf der Gymnasiums-Bibliothek in Rotweil. [Im Verzeichnis der klädenischen Bibliothek, deutsche Litteratur und ältere Drucke, Berlin 1868. 8. findet

zu Wien eine Handschrift, woraus Pfister (Herzog Christoph, II, 158 bis 160) gedrängte Notiz gegeben hat. Aber zu [XXIX] Stuttgart selbst liegt eine solche, mit glänzender Wappenmalerei und häufiger Goldschrift (Cod. Histor. Nr 165 der öffentlichen Bibliothek, Papier, groß Folio), ohne Zweifel das Hauptexemplar, da es dem Veranstalter des Schießens, Herzog Christoph, zugeeignet ist.

Die Turniere und mit ihnen das Heroldamt waren im 16 Jahrhundert merklich in Abgang gekommen [1]. Um so freudiger erhoben sich die Schießen mit dem Pritschenmeister [2]. Dieser, von seinem Werkzeug, einem klatschenden Kolben oder Schwerte von Holz oder Messing, so benannt, ahndete mit den Schlägen der Pritsche die Ungebühr und Ungeschicklichkeit einzelner Schützen und hielt die Zuschauer in Ordnung. Der Fröhlichkeit solcher Feste war es angemessen, daß auch die Zucht- [XXX] und Strafgewalt so weit als möglich nur eine scherzhafte sei. Der Pritschenmeister war somit zugleich der Lustigmacher der Gesellschaft. Pries der Herold die Großthaten der Wettkämpfer, so verspottete der Pritscher ihre Misgriffe; der letzte Gewinnst hieß nach

sich S. 18 unter Nr 416: „Lienhart Flexel (Pritschmeister), die ordeliche beschreibung des großen herrn-schießen, das gehalten worden ist in der hochberümbten statt Ulm. 4. Manuscript aus dem Jahre 1558, 20 Blätter Text, 66 Blätter Wappen und Fahnen. Der Text ist als Gedicht behandelt. Die Wappen, Figuren und Fahnen sind prächtig ausgeführt und gemalt. Alter Lederband.“ Flexel hat, wie mir Herr Director von Stälin nachweist, außerdem auch Sprüche auf die Schützenfeste von Heidelberg 1554, Wien 1563, Innsbruck 1569, München 1577 verfaßt. Vergl. Chmel, Handschriften der k. k. Hofbibliothek in Wien I, 720. Weitere litterarische Nachweisungen habe ich im zweiten Bande der Schriften S. 573. 575, Anmerkung 2, gegeben. H.]

[1] Gargantua Cap. 11: „Seither aber die Turnier, das ist die Adels Probier, sind abgangen, haben die Fuhrleut ihren Gäulen die Schellen [sonst ein Schmuck der Wappenröcke] angehängt.“ Vgl. Cap. 53 am Ende.

[2] Über den Pritschenmeister s. Frischs deutsch-lateinisches Wörterbuch 1741, S. 140, wo derselbe so definiert wird: præco, morionis versicolore habitu, quo ii utuntur, qui se in areis publicis sagittis vel globos plumbeos explodendo exercent, ut eis locum monstret quem tetigerunt globo vel sagitta, ut certos errores ferula sua puniat et rhythmos extemporales pronunciet. Ferner Flögel, Geschichte der komischen Litteratur I, 328. Schmeller, Bayerisches Wörterbuch I, 272 f. Nach Letzterem gab es in Wien: „Kaiserl. Majestät Pritschenmaister und Hofpoeten.“

ihm der Pritschenschuß. Beide verfertigten Spruchgedichte auf die Festlichkeiten, bei denen sie Dienste geleistet. Sowie aber der Herold mehr und mehr vom Spaßmacher angenommen hatte [1], so gieng umgekehrt von der Feierlichkeit des Herolds Einiges auf den Pritschenmeister über. In solcher Haltung erscheint unser Lienhard Flexel; als ein erfahrener Meister besucht er, eingeladen oder selbst seine Dienste anbietend, die bedeutendsten Schießen, wird bei solchen angestellt und beschreibt sie dann, mit mäßigem Humor, in Reimsprüchen, die er, ausgemalt mit den Wappen der angesehenern Personen, den Gebern der Feste und den vornehmsten Theilnehmern überreicht, wohl auch sonst an fürstlichen Höfen, wo man gerne von derlei Festlichkei-[XXXI]ten Kunde nimmt, in vervielfachten Exemplaren absetzt.

Von dieser Art ist dasjenige seiner Werke, wovon ich hier einen Auszug gebe.

Herzog Christoph zu Würtemberg schrieb auf den 23 September 1560 ein großes Stahlschießen aus. Die Schützenbriefe ergiengen weithin in deutsche Lande, auch in die Eidgenossenschaft. Ein Dukaten soll eingelegt werden, hundert Dukaten setzt der Herzog als das Beste aus. Zimmerleute werden beschickt, um die Zielstätte zu bauen. Vier Herren des Raths zu Stuttgart (Konrad Egen, Burgermeister, Cyriacus Horn, fürstlichen Leibapotheker, Wilhelm Schlaginhauffen, Hofrichter, Bartholome Messerer, alten Burgermeister) erwählt der Fürst, daß sie Alles einrichten und ordnen. Lienhard Flexel, Pritschenmeister von Augsburg, befindet sich eben auf dem Wege gen Kolmar, wohin man ihn auf ein Büchsenschießen eingeladen [2]. Da begegnet ihm ein alter Mann,

[1] Der Ehrenhold Johann Holand, um 1424, eröffnet seinen Reimspruch vom turnierfähigen Adel in Baiern (Duellii Excerpt. S. 255 ff.), welcher überhaupt hieher zu vergleichen, mit ähnlichen Späßen über seine Eß- und Trinklust, wie wir sie nachher bei Flexel finden werden. Über Wappenämter und damit verbundene Dichtung im 14 Jahrh. ist neuerlich durch Primissers Ausgabe des Suchenwirt mehreres Licht verbreitet worden. Für das 13 Jahrh. mögen einige Stellen aus dem Gedichte von Dietleib angemerkt werden: V. 9569 f. 11883 bis 11886. [Wilhelm von Österreich Bl. 2 a. Göz, Hans Sachs II, 5 f. Schmeller, Bayerisches Wörterbuch II, 715.]

[2] Des Freischießens zu Kolmar von 1560 erwähnt Stalder, Fragm. über Entlebuch II, 262. Die in diesen Band aufgenommenen Beiträge zur Geschichte der Gymnastik der Schweizer sind inhaltreich für die geschichtliche

der ihm einen Schützenbrief von Stuttgart zeigt und ihm dorthin zu ziehen räth. Flexel befolgt den Rath, sammt seinem Sohne Va-[XXXII] lentin, und es hat ihn nicht gereut. Er preist die Stadt und das Land:

Dieselb Stadt ist mir wol bekannt,
Dann Stuttgart ist dieselb genannt,
Und ist ein fürstliche schöne Stadt,
Wann sie also den Namen hat.
Die Burger seind drin weit erkannt
In deutschen und in welschen Land.
Die Stadt liegt in eim tiefen Thal,
Groß Berg seind drumb wol überall,
Darauf da wächst ein edler Saft,
Gar guter Wein, gibt große Kraft.
Wann Einer desselben zu viel thut trinken,
Wol auf den Bank da muß er sinken,
Das thät oft manigem Schützen and.
Es ist ein wol erbautes Land
Von Städt, Schlössern, Dörfern, überall,
Im Land ist gar viel Berg und Thal,
Daß man nit findt bald sein geleich.
An Wein und Traid ist es fast reich,
Fisch und Wilbret hat es gar viel,
Das muß man haben zu solchem Spiel [1].

Kenntnis des Schützenwesens und geben auch, S. 270 ff., über das Straßburger Schießen von 1576 einiges Nachträgliche zu den Schriften von Maurer und Ring.

[1] Die Schreibweise der ausgehobenen Stellen ist der jetzigen näher gebracht, besonders schien es unthunlich, die lästige Buchstabenhäufung wiederzugeben, z. B. finckhenn, Lanndt, sinken, Land. Dagegen bemerke ich hier die hauptfächlichsten Spracheigenheiten, von denen freilich meist nicht zu bestimmen ist, ob sie dem Verfasser des Spruchs oder dem Schreiber aus Passau angehören: 1) Freulach, Pluemlach, Berlach, Pledlach, Fraulein, Blümlein, Perlein, Blättlein, in der Mehrzahl. 2) Bam (Reim auf gan), Bamb, Bamenn (Reim auf Namenn), Baum, Bäume, Bäumen. 3) Sich östers für sie, Mehrzahl. 4) einhig, auffig, hinein, hinauf, vor unmittelbar folgendem g. 5) geschwingt (Reim auf Laberindt), gwingen, gwang, geschwind, gewinnen, gewann. 6) staindt, stand. 7) staindant, pluessant, werdans, standen, bliesen, werden sie. 8) was, wassent (dieses nur einmal), war, waren.

[XXXIII] Zu Stuttgart steht ein fürstlich Haus, überaus wohl erbaut, mit welschen Gängen und weiten Schnecken[1]. Diese geht Flexel hinauf und kommt in einen langen, großen Gang. Zween dergleichen sind auf einander gebaut, durchsichtig, mit schönen steinernen Säulen: aus ihnen kann man in alle Zimmer gehn. Er kommt in den Rittersaal, darin stehen Tische, mit schwarzem Sammt und gutem Tuch bedeckt. Hier findet er einen Herrn, den er gesucht, einen der Ordner des Festes. Zwo Thüren hat der Saal, auch einen viereckten Gang mit Eisengittern, worin der Kredenztisch steht:

Von gulden Scheuren (Pokalen) stand er voll.
Darzu die großen silbernen Flaschen,
[XXXIV] Die gfielen mir zum aller basten,
Sie waren voll mit gutem Wein,
Gab mir zu trinken und schenkt mir ein;
Der silberen Becher waren so viel,
Daß ich der Zahl nit schreiben will.

Auch zahllose silberne Schüsseln, viel tausend Gulden werth, sind vorhanden; denn in lauter Silber trägt man zu essen. Eine weite Schnecke hinab, worin Zween neben einander reiten können, wird Flexel in die Dürlitz[2] geführt, einen Saal mit großem Thore, worin bei neunzig (?) bedeckte Tische stehen. Nie hat er eine größere Dürlitz gesehen, mit Ross und Wagen könnte man hinein fahren. Hier wird das Hofgesinde gespeist:

Und wie man ward zu Tisch gesessen,
Der Salmeister thät das nit vergessen,
So gieng er nauf wol in den Sal,
Da must man schweigen überall,
Dann er war weis' und darzu klug,
Mit einem Stecken er da schlug
Wol auf ein Tisch, so schwieg man still,
Das war meins gnädigen Fürsten Will.

[1] Dieses fürstliche Haus, jetzt das alte Schloß, Herzog Christophs Gründung, stand eben damals frisch aus der Arbeit, noch nicht ganz vollendet, da. Flexel sagt:

Mit dem Gebäu thät man fast eilen.

Das nachher beschriebene Lusthaus ist nicht zu verwechseln mit dem von Herzog Ludwig 1581 angelegten neuen Lusthaus, dem heutigen Hoftheater.

[2] Richtiger: Dürnitz. Über dieses Wort s. Schmeller, I, 398 f.

So thät ein Knab dann fürher stan,
Der fieng gar züchtig zu beten an
Und saget Gott gar fleißig Dank
Umb sein Speis und umb sein Trank.
[XXXV] Darnach hat man sich bald bedacht
Und hat dem Hofgsind zessen bracht.
Seit ich die Warheit reden soll,
Man hat sie gspeist fürstlich und wol.

Die Wißbegierde treibt den Gast weiter.

Nach dem Keller hät ich Verlangen,
Von Stund an ward ich darein gführt,
Denselben hab ich wol probiert.

Größere Fässer hat er nie gesehen, den Boden kann er weit nicht erreichen [1]. Vom Keller geht er in die Kuchel. Es sind zwo Küchen, wovon die eine dem Fürsten besonders zugehört. Den Haushalt der andern beschreibt Flexel nicht ohne Lüsternheit:

Darin da thät man sieden und braten
Von Wilbret, Kopaunen, Hüner und Hennen,
[XXXVI] Gut Vögel und Rebhüner thu ich nennen,
Fisch und Krebs kocht man darneben,
Guts schweines Wilbret thät man geben
In schwarzem Pfeffer, der war gut,
Man kriet viel Gäns, hät man in Hut,
Das gfiel mir wol und ward mir eben;
Gut Spänsäu briet man auch darneben,

[1] Eines ähnlichen Kellerbesuchs gedenkt Fischart, Gargantua Cap. 4: „Ich weiß wol, wie es dem Poeten gieng auf der Hochzeit zu Studgarten, im Kellerstüblein, da ihn das new Faß anlacht, welches hielt der Fuder zwanzig sieben, welche ihm recht die Reis antrieben." Und weiterhin: „Ja, da war mehrerlei Wein, dann zu Stutgart auf der Hochzeit beschrieben worden, als würtenbergischer, Weidenberger, der von Lausen, so etwan die ferdinandischen Knecht machet laufen und die Landgrävischen nachlaufen. Item der Elfinger, so die Finger und Bein elenlang macht, der Beutelspacher, so Beutel machet krachen, der Hebbacher gieng glatt in Rachen, rote Felbacher, Mönchberger, Beinsteimer, weiß und roth Wangheimer, die oft gut Vers' helfen erdenken" u. s. w. (Man will dem Weine von Wangen diese Eigenschaft nicht mehr zugestehn.) Diese Hochzeit zu Stuttgart ist ohne Zweifel die von Jacob Frischlin besungene Vermählungsfeier des Herzogs Ulrich, 1511. [Vergl. Gödeke, Grundriß S. 257. 294. H.]

Wie es dann ghört zu solchen Sachen,
Welschen Salat ließ man viel machen,
Der seltsamen Richt waren so viel,
Daß ichs nit alls beschreiben will.

Eiserne Häfen, Kessel, Pfannen, die schönsten Löffel. Alles zieht die Blicke des Gastes an. Im Hofe sieht er einen schönen Rohrkasten und in der Küche läuft frisch Brunnwasser aus einer Säule. Die Köche heißen ihn gottwillkomm sein, sie sind alle behend und keiner faul. Hirsche, Rehe, wilde Schweine liegen im Hof umher:

Zu Hof da waren sie eingführt,
Daselbs hat mans zerhauen und gschnitten
Nach fürstlicher Ehr, Würd und Sitten.

Das Schloß hat zwei Thore mit Aufziehbrücken; um dasselbe ein tiefer, fester Graben, worin schöne Hirsche und Stuckwild gehn, für die man schöne Ställe gebaut hat:

Sie mochten gan drin aus und ein,
Ein fürstlicher Lust kunt das gesein.

Hierauf begiebt Flexel sich in den fürstlichen Lustgarten, woselbst das Schießen gehalten werden [XXXVII] soll. Vor dessen Thore stehen viel Trawanden (Trabanten) mit Spießen und Hellebarten. Gleich am Eingang ist eine künstliche Mühle, man sieht kein Wasser und hört kein Rad, sie ist unter der Erde gebaut; erst wenn man ganz nahe tritt, vernimmt man sie. Nicht weit davon ein Rohrkasten von Kupfer. Ferner sieht er:

Das aller wolerbautest Haus,
Gar lustig gmacht ganz überaus,
Dann es war mir auch unbekannt,
Das fürstlich Lusthaus war es gnannt;
Mit lustiger kunt es wahrlich sein,
Die Fürstin gieng drin aus und ein
Und auch der hochgeboren Fürst,
Den allezeit nach Ehren dürst,
Und 's Frauenzimmer gar welgeboren
Mit den vom Adel auserkoren.

Im Lusthaus ein schöner Saal mit vier runden Erkern und welschen Kaminen; von ihm kann man überall hinaussehn:

Den Saal hat man in guter Hut,
Niemands dorft gan drin aus noch ein,
Dann er muſt von dem Adel (Hofadel) sein.

Auch hier sind die Tische mit schwarzem Sammt und gutem Tuche bedeckt. An den Saal stoßen zwei Zimmer: da steht ein Rohrkasten von Metall, darein aus schönen Bildern frisches Wasser läuft. Viel Tafeln (Gemälde) sind im Saal aufgeschlagen, von [XXXVIII] alten Schlachten und seltsamen Geschichten. In einem Schnecken steigt Flexel in Keller und Kuchel nieder, wo er sich die schönen Stuben und Gewölbe beschaut. Das Haus steht frei, ringsweis kann man drum gehn und sehen. Von da wird er in ein Labyrinth, einen Irrgarten, geführt. Dieser hat schöne Gänge und gewölbte Bogen, alle überwachsen und bezogen mit Trauben und welschen Bäumen, deren seltsame Namen der Erzähler nicht anzugeben weiß. In der Mitte ein Vogelhaus mit eisernen Gittern, darin Vögel ein- und ausfliegen. Fürbaß zeigt man ihm ein schönes Rendill, eine Stechbahn, gleich vor dem Lusthaus, so daß die Fürstin darauf hinaussehen kann. Nicht weit davon ein wohlgepflegter Wintergarten:

Darumb hat man ein Mauer gebaut,
Ich hab zun Fenstern einhig (hinein) gſchaut,
Das sag ich euch bei meinen Pflicht:
Die Bäum die trugen welsche Frücht,
Ein schöner Luſt mocht das geſein,
Im Winter kunt man heizen ein,
Wie es dann ghört zu solchen Sachen,
Den Bäumen kunt man warm machen,
Das hab ich von dem Gärtner ghört;
Darneben stand ein Vogelherd,
Der war gar schön und lustig gebaut,
Durch die Hecke hab ich hinein gſchaut.

Weiter hinein wird Flexel, denn zu 'seinem Verdrusse muß er eilends gehn, zu den drei Schieß-[XXXIX]bergen geführt, die man für das Fest erbaut hat. Sie sind schön bemalt, mit den fürstlichen Wappen geschmückt und mit goldnen Knöpfen, worauf die Fahnen stecken, auch mit Schranken, Zielhäusern, darhinder die Zieler sich bergen können, und andrer Zugehör wohl versehen. Besonders der mittlere gleicht einem Schlosse; man kann ihn umtreiben, er ist mit Kupfer bedeckt,

der Thurm durchsichtig und Glocken hangen darin, auch eine Uhr ist angebracht. Sofort wird das Schießhaus mit seinen Sälen für Fürsten und Herrn beschrieben; einer heißt die fürstliche Rüstkammer, worin die Stähle hangen. Die Stühle für Fürsten und Grafen sind mit Sammt überzogen, die andern mit schwarzem Tuch. Hinter dem Schießhaus ein Irrgarten mit einem Sommerhaus, unter diesem ein gewölbter Gang mit einer langen Tafel, darauf man mit Steinen schießen kann. Zween Kraniche gehen im Garten um.

Vor dem einen der drei Thore des ringsummauerten Gartens stehen zu beiden Seiten viel schöner Kramen, Krambuden, unter denen Flexel fast verirrt. Sammet, Seide, goldne Borten, goldne Scheuren und Silbergeschirr findet man hier zu kaufen. Auch viele Küchen sind aufgeschlagen, sowie zwei schöne Zelte, das eine für die Provosaner [1], welche die Nacht über wachen, das [XL] andre für die Würfelbrette (zum Prenden [2]), wo man seines Geldes los werden kann. Daneben der Kegelplatz, wozu auch Gewinnste gegeben sind; dann der Hahn (Hahnensprung?), wo es oft lächerlich zugeht, die Gewinnste hängen dabei. Weiter noch zween Schießberge mit einer langen Schießhütte. Ein durchsichtig Reigerhaus mit mannshoher Mauer und durchfließendem Wasser.

Wieder kehrt Flexel in den Garten und beschreibt Pritzenbank und zwei Gezelte mit Tischen und Bänken, darunter man nachher den Undarntrunk (Vespertrunk) giebt, auch die fürstliche Schenke genannt.

Am bestimmten Tage, Montag den 23 September, sind die Schützen mit Macht eingezogen. Man führt sie in ihre Herbergen und erbietet ihnen alle Zucht und Ehre:

Das kommt der Stadt zu gutem Frommen.

Abends reiten die Fürsten ein: der Kurfürst, Pfalzgraf Friedrich, sammt seinem Sohne Johann Casimir; mit ihnen Johann Wilhelm, Herzog von Sachsen, Herzog Reichart, Pfalzgraf am Rhein, und Philibert, Markgraf zu Baden. Zween Fürsten kommen erst auf das Nachschießen: Herzog Karl, auch Markgraf zu Baden, und mit ihm der junge Pfalzgraf Johann Georg. Herzog Christoph reitet [XLI] den Fürsten entgegen

[1] Anderwärts: Provisioner, Provosoner u. s. w. Über diese Klasse von Diensleuten s. Pfisters Herzog Christoph, I, 582. Schmeller, I, 346.

[2] Gargantua Cap. 4: „wurf in die Prenten." Vgl. Frisch unter: Bräntr.

mit seinem Adel und den reisigen Knechten; auch nimmt er seinen lieben Sohn, Herzog Eberhard, mit. Er führt sie ins Schloß, wo jeder Fürst ein eigenes Zimmer erhält. Der Adel bringt ihnen Wasser auf die Hände, dann sitzt man zum Nachtessen, nach welchem ihnen die edeln Knaben mit Windlichtern auf die Zimmer leuchten. Am Morgen läßt man umschlagen, daß die Schützen zur Wahl der Neuner sich versammeln. Nach der Morgenpredigt zieht man aus dem Schloß in den Lustgarten. Trabanten dienen dabei, die vier Trompeter des Herzogs blasen vor, drei Spiele von Trommeln und Pfeifen ziehen mit. Der Empfang im Garten geschieht durch den fürstlichen Rath, Dr Johann Krauß. Dieser verliest auch die Artikel und verkündet den Burgfrieden. Dann schreitet man zur Wahl der Neuner; den ersten wählen die Fürsten, den zweiten Ritterschaft und Adel, den dritten die Reichsstädte, den vierten die Fürstenstädte, der fünfte ist aus der Eidgenossenschaft, die vier übrigen wählt der Herzog, und zwar die vorgenannten vier Rathsherrn von Stuttgart. Diese haben auch die Dienerschaft anzunehmen: Schreiber, Zieler und Pritscher. Von letzter Art bestellt man anfangs nur drei, auserwählte Meister, darunter unser Dichter mit seinem Sohn:

Ich dank ihm fast der großen Ehren.

Nachher finden sich noch viele Pritscher ein, die seine Eifersucht erregen:

[XLII] Die wollten all sein in dem Spiel,
Der Pritzer waren schier zu viel,
Der nie keim Schießen war nachzogen.

Der Herzog läßt den Neunern von Stuttgart schöne, neue Hofkleider schenken:

Gut Lyndisch (leidnisch, niederländisch [1] Tuch), Rock, Wames und Hosen.

Auch die Diener und Spielleute werden in Lündisch gekleidet, 29 Kleider ließ man machen. Der Hofmarschalk und der Haushofmeister des Herzogs nehmen die Diener in Pflicht. Hierauf treten die Neuner zusammen, um das Schießen zu ordnen. Es werden 6 Viertel gemacht, jedes erhält seine Fahne, nach Farben verschieden. Wegen des An-

[1] [Es ist vielmehr Londoner Tuch. Vergl. Schriften IV, S. 180, wo sich bereits die richtige Erklärung nach Schmeller, Bayerisches Wörterbuch II, S. 480 findet. H.]

schießens wird geloost. Am Donnerstag beginnt das Schießen; die Fürsten unter der rothen Fahne schießen an:

Herzog Christoph hat parsonlich (persönlich) gschossen.

Zwei schöne Bladt, Scheiben, sind aufgesteckt, 24 Schüsse muß je Einer thun. Die Bolze werden ausgeschrieen und eingeschrieben, in Beisein der Neuner, welche großen Fleiß ankehren, daß Keinem Unrecht geschehe.

Während des ganzen Festes übt der Herzog die volleste Gastfreiheit. Zwei der Viertel werden jeden Tag, zu Morgen und Abend, ins Schloß geladen, in die Brunnenstube, wo sie mit 13 Richten gespeist werden. Mit den Neunern wird ange-[XLIII]fangen, zwei Freitafeln werden ihnen gehalten, jede Mahlzeit giebt man ihnen 16 Richten. In goldnen Scheuren schenkt man ihnen ein, keine Kurzweil wird da gespart, der Kuchelmeister, Burkhart Mettelin, trägt selbst auf, mit Trommeln und Pfeifen werden sie hineingeführt.

Am Sonntag hält der Fürst ein Laufen. Ein lündisch Paar Hosen ist der erste Preis, der zweite ein Wams, der dritte ein schöner Hut mit einer Feder:

Ich gwann ihr keins, das thät mir Zorn.

Darnach fängt ein Fechten im Lustgarten an. Die Fürstin fährt mit 4 Wagen aus dem Schloß. Im vordern sitzt sie selbst, mit fünf jungen Fräulein, ihren Töchtern [1]:

Mit Samat war der Wagen bedeckt,
Trawanden haut 's Volk oft erschreckt.
Das Volk das lief und wollt nit beiten (warten),
Trawanden giengen zu beiden Seiten u. s. w.
Vier Löwen seind auf dem Wagen gsessen,
Zwen saßen vorne und zwen dahinden,
Gar schön verguldt, thu ich verkünden,
Sie waren gemacht nach kunstlichem Sinn,
Des Fürsten Wapen hieltens vor ihnn.

[XLIV] Drei Wagen fahren der Fürstin nach, worin die vom Adel mit dem Frauenzimmer sitzen. Von ihrem gnädigen Herrn und dem

[1] Die vierte derselben, Ämilie, damals 10 Jahre alt, wurde später die Gemahlin des Pfalzgrafen Richard, der dem Schießen angewohnt. Die Herzogin selbst rühmt Flexel als eine Wohlthäterin der Armen.

Kurfürsten wohl empfangen, sieht sie mit ihren Fräulein aus den Fenstern des Lusthauses der Fechtschule zu. Ein Wams von lauter Tafft giebt der Herzog zum besten:

Ich facht nit drumb, das war mir eben.

Auch läßt er zu jeglicher Wehr dem, der das Beste gethan, zween Thaler geben.

Nach dem Fechten geht man wieder ins Schießhaus und setzt das Schießen fort:

Zum Undarntrunk da seind sie gangen.
So merket weiter, was ich sag!
Denselben gab man alle Tag
Gut Käs und Brot und darzu Wein,
Den Schützen schankt man dapfer ein,
Sie thätens einander waidlich bringen,
Mir war gar wol mit diesen Dingen,
Kehrten den Bechern das Unter übersich,
Das war fürwahr ein Spiel für mich.
Gut Öpfel und Bieren lag darneben,
Gar gut frisch Nuß thät man auch geben,
Darauf da schmeckt Eim ein Trunk gar wol,
Seit ich die Wahrheit reden soll,
Dann welcher gwann, der lebt im Saus.

Hierauf findet ein Umzug statt; unter Vortritt der Pritscher, der Trompeter und zweier Spiele, und im Gefolge der Neuner, tragen 110 weißgekleidete Knaben, mit goldnen Ketten und schönen Schnüren [XLV] geziert, schwarz und gelbe, mit Wappen geschmückte Fahnen, darunter die Ritterfahnen, die nächsten nach dem Hauptpreise. Zween tragen die Beutel mit den Gewinnsten an einer Stange. Der Zug geht nach der Schranke, darauf die Fahnen aufgesteckt werden. Die Schützen sind voll Erwartung, was Jeder gewinnen werde. Um das Beste, eine große seidene Fahne, von einem Edelknaben getragen, an der die 100 ungarische Dukaten stehen, müssen zween Männer noch besonders stechen (schießen). Wendel Stettner aus der berühmten Stadt Nürnberg gewinnt diesen Preis:

Der Fürst der schankt ihm auch darzu
Ein sameten Seckel, das nahm ich Acht,
Derselb war gelb und schwarz gemacht.

Den zweiten Preis, einen Seckel mit 50 Gulden, erhält Melchior Straub von Donzdorf. Auch den Andern giebt man ihre Fahnen, das Geld liegt je darneben. Solche Fahnen pflegte man, als Beweis erprobter Kunstfertigkeit, in die Heimath mitzunehmen und zur Schützengilde oder auf das Rathaus einzuliefern. Zuletzt erscheint, unter Vortritt des Marschalls und vier blasender Trompeter, von zween Grafen geführt, Jungfrau Hedwig, des Herzogs älteste Tochter (damals 13 Jahre alt):

Sie gieng daher gar züchtig und klug
Und in der Hand die Fürstin trug
Ein schönen, wolgemachten Kranz,
Von Gold und Perlein war er ganz.

[XLVI] Jedermann ist begierig, wem solcher zu Theil werden solle.

Die Fürstin thät sich bald bedenken,
Dem Kurfürsten auffetzen und schenken,
Pfalzgraf Friderich an dem Rhein,
Ein Herzog in Bairn, als ich mein,
Den schönen, wolgemachten Kranz,
Mit einer schönen Red und Substanz;
Dieselbig hat der Marschalk gethan.
Der Kurfürst nahm ihn in Gnaden an
Und sagt dem Fürsten groß Lob und Dank.

So nimmt dieses Schießen ein Ende, auf welchem, laut der Bücher, 505 Schützen gewesen.

Noch ist aber ein Nachschießen im Ausschreiben angesagt, wobei ein Ochs das Beste sein soll:

Derselbig war dreißig Gulden werth,
Ich habs vom Metzger selbert ghört.
Der Ochs war schön bekleidt und ziert
In lauter Seiden, man hat ihn gführt
Für die Fürsten, Graven und Herren.
Man hat ihn gführt mit großen Ehren
Ringweis wol auf der Zielstatt rumb;
Darmit ich an die Trumeter kumb,
Die bliesen stedig vor ihm her,
Das thät man den Schützen zu großen Ehr.

Ein Gulden ist das Leggeld auf 15 Schüsse. Der Herzog erzeigt dieselbe Gastfreiheit, wie beim Hauptschießen. Peter Spieß von Neuen-

stadt an der Hardt gewinnt den Ochsen mit 19 Schüssen. Dritthalb-[XLVII]hundert sind der Schützen. Der Herzog läßt ihnen durch Dr Johann Krauß mit großen Ehren abdanken. Dann gehen die Neuner vor den Fürsten und sagen ihm groß Lob und Dank um seine Speise und seinen Trank:

Ihr Obrigkeit wollten sies zeigen an,
Die große Ehr, die man ihnn hät than,
Und wolltens auch ihren Kindern sagen,
Daß sie bei allen ihren Tagen
Kein kostlichers Schießen hant gsechen.

Auch die Knaben, welche die Fahnen getragen, werden gen Hof geführt, der Fürst will sich ein Gedächtnis machen:

Mit Essen und Trinken hielt mans gar wol
Und hätten gar ein frolichs Leben,
Eim jeglichen hat man sein Bsoldung geben,
Der Fürst thäts ihnn aus Gnaden schenken,
Über hundert Jahr werdens sein gedenken.

Der Spruch schließt mit einer Entschuldigung gegen Herzog Christoph, dem er zu Ehren gemacht ist, wenn der Sache zu wenig geschehen. Die Zahl der Verse ist zu 1640 angegeben.

Auf das Gedicht folgen die Bilder und Wappen. Zuerst die Fahnen der 6 Viertel, mit Verzeichnung, wie Viele jedes Standes und Ortes darunter geschossen. Es erschienen hiebei 6 Fürsten, 14 Grafen und Herrn, 40 von Ritterschaft und Adel. Größere und kleinere Reichsstädte haben ihre Schützen gesendet: Straßburg 14, Augsburg 17, [XLVIII] Worms 4, Nürnberg 24, Regensburg, Frankfurt, Speier, Hagenau, Lindau u. s. w. Die nähergelegenen fehlen ohnehin nicht. Von eidgenössischen Städten: Zürich 5, [1] Basel 1, Schafhausen 6, St.

[1] Die 5 von Zürich sind: Junker Hans Victor von Schönau, Konrad Aman, Jude Hering, Ulrich Zimmermann, Michel Mayer. Diese Nemlichen, außer dem Vorletzten, erscheinen auch auf dem Straßburger Armbrustschießen von 1576, auch hier steht Hans Victor von Schönau an der Spitze der Stahlschützen. (Maurer S. 49. 52. Stalder, Fragm. II, 271.) Von den Fürsten, die zu Stuttgart einritten, ist der Pfalzgraf Casimir nachher zu Straßburg anwesend (Maurer S. 86); ein Schießregister desselben: was er 1585 bis 1587 mit eigener Hand geschossen, Heidelberger Hdschr. 769 (Verzeichnis S. 531),

Gallen 4, Mühlhausen 1. Unter den Fürstenstädten: München, Ingolstadt, Landshut, Freisingen, Passau, Ens, Schwatz, Anspach, Heidelberg, Freiburg, Costnitz, einige Städte im Elsaß u. s. w. Dann die würtembergischen Städte und Flecken, darunter Stuttgart 27, Tübingen 10 u. s. w. Nach der Ordnung des Aufzugs sind Zieler, Pritschmeister, Spielleute, Bolzträger, Neuner, Fahnenträger, Messer, Trompeter in ihren Amtstrachten und mit ihren Geräthschaften abgebildet. Die braunen Hofkleider mit bunten Borten u. s. w. nehmen sich ganz wohl aus. Auch die Pritscher tragen solche, sie führen eine Art von Kolben, oben gerundet, mit dem herzog-[XLIX]lichen Wappen. Mit Trommlern und Pfeifern war, wie es scheint, der Herzog für gewöhnlich nicht versehen, eine Folge der damaligen Einrichtung des Landaufgebots; die drei Spiele sind von Leonberg, Pforzheim und Göppingen, sie werden besonders zu dem Feste bestellt und gekleidet. Daher wird im Gedichte der 4 herzoglichen Trompeter stets mit besonderm Nachdruck gedacht:

> Ja, war das nit ein fürstliche Ehr!
> Des Fürsten vier Trumeter bliesen vorher.

Hierauf die 92 Gewinnstfahnen, je mit dem Namen des Schützen, sowie mit Angabe des Gewinnstes und der Schüssezahl. Die erste ist diejenige, worauf die 100 Dukaten standen; sie hat auf der rechten Seite das Wappen des Herzogs, auf der linken das der Herzogin, das brandenburgische. Die weiteste Fahne mit 1 fl. 40 kr. erhielt der von Ens gekommene Schütze; die letzte ist die Pritschenfahne, auch mit 1 fl. 40 kr. Nach diesem die prächtig gemalten Wappen der Fürsten und Fürstinnen, zuerst das kurpfälzische, dann das würtembergische; der Grafen und Freiherrn; der Ritterschaft und des Adels; der vornehmsten wappenmäßigen Herrn aus Reichs- und Fürstenstädten, wobei der Kuchelmeister Burkhart Mettelin nicht vergessen ist; der Reichsstädte; der Städte aus der kurfürstlichen alten und jungen Pfalz, aus Ober- und Niederbaiern, der Vogteien und Städte des Fürstenthums Würtemberg, der Städte aus den Markgrafschaften Bran-[L]denburg und Baden, der gräflichen und freiherrlichen, der eidgenössischen Städte, derjenigen aus

zeugt noch von seinem Eifer für die löbliche Schützenkunst. Ein armer Wildschütz von Kanstadt gewann zu Straßburg den ersten Preis mit der Büchse. (Maurer S. 59. Ring S. 33.)

den Bisthümern und Probsteien. Bei jedem Orte sind die von da gekommenen Schützen namentlich aufgeführt. Endlich die Ämter und 55 Fahnen des Nachschießens. Dabei fehlt auch das fürstliche Beste, der bedeckte Ochs, nicht; die kostbare Wappendecke verhüllt ihn bis zum Boden, auch der Kopf ist in die Hoffarben gekleidet, die Hörner vergoldet; er ist von beiden Seiten dargestellt, damit weder dem Wappen des Herzogs auf der rechten, noch dem der Herzogin auf der linken, seine Ehre entgehe; sein Werth, ohne die Decke, 30 Gulden, sammt fürstlicher Fahne. Den Beschluß machen die Wappen des Ambrosius Neumaier von Passau, der das Buch geschrieben, des Lienhard Flexel, der den Ehrenspruch gedichtet, und seines Sohnes, endlich des Buchbinders zu Augsburg, der dieses fürstliche Buch gebunden. Einige Wappenschilde sind leer geblieben, vermuthlich weil Flexel die Wappen nicht austreiben konnte. Er entschuldigt in der prosaischen Zueignung an den Herzog, vom 21 Merz 1562, den Verzug des Werkes mit der ganz glaubhaften Schwierigkeit, so viele Wappen hin und wieder zu wegen zu bringen. Wer sie gemalt, ist nicht ausdrücklich besagt.

Dieser ganze Wappenprunk ist offenbar eine misverstandene Anwendung der Heraldik vom Turnier auf das Schießen. Das Turnier war ein Vor-[Ll]recht des Adels; die Turnierfähigkeit zu erkennen, war daher eine strenge Wappenschau erforderlich. Armbrust und Büchse, Waffen des Fußvolks, wurden vorzüglich in bürgerlichen Genossenschaften, städtischen Schützenvereinen gepflegt. Zur Theilnahme an den Schützenfesten befähigte also nicht die wappenmäßige Abkunft, sondern die Mitgliedschaft in einer Schützengilde. Allerdings ist auf solche Festspiele Manches von der Einrichtung der Turniere übergegangen, wie sich im Einzelnen nachweisen ließe. Besonders wo Fürsten und Adel an Schießen Theil nahmen, oder selbst solche veranstalteten, mochten die Pritschmeister auch die Heraldik zu ihrem Berufe rechnen. Lienhard Flexel, vielleicht aus einem Heroldsgeschlechte stammend, nun aber, wie er bescheiden in der Zueignung sagt, „ein ringverständiger Lai und einfältiger Pritschenmeister", rühmt doch von sich:

Die vom Adel thunt ihn wol erkennen,

und richtet auch sein Absehen durchaus darauf, sein Werk den Herrschaften, denen es gewidmet ist und von denen er den Lohn dafür erwartet, mundgerecht zu machen. In diesem Sinne beginnt er, angeblich

nach einem alten Buche, mit der Erörterung, von wem das Schießen hergekommen. Billig hebt er bei der Schöpfung Himmels und der Erden, bei den ersten Eltern und deren Vertreibung aus dem Paradiesgarten an. Als die Menschen ein großes Geschlecht worden, macht Gott unter ihnen Für-[LII]sten und hochgeborne Grafen, denen Gehorsam angelobt wird. Der erste Schütz aber ist Lamech, der, nicht eben zu gutem Anfang, in seiner Blindheit von einem Knaben geführt, den umherirrenden Kain, seinen Ahn, der sich im Busche bewegt, statt eines Wildes erschießt. Esau, der zweite Schütze, geht in den grünen Wald, wo die Vögel manigfalt singen, um sich durch ein Wildbrät seines Vaters Segen zu erwerben. Diese haben den Handbogen geführt, Stahl- oder Armbrust wurde zuerst von den Griechen vor Troja und in dem Kriege des Königs Priamus wider Türken und Heiden gebraucht. Zuletzt kam die Zielbüchse auf, nachdem ein Mönch im Jahre 1380 das Pulver erdacht. An diese mythische Geschichte der Schießkunst wird ein Versuch geknüpft, das Schießen als ein Ritterspiel darzustellen, denn die ersten Schützen selbst,

Daß ich die Sach gar recht bedeut,
Die zween waren auch Edelleut,
Das war Esau und auch Lamech,
Die warn geboren von edlem Gschlecht,
Dann Gott hatt Isac auserkoren,
Und war ein Fürst gar wohlgeboren
Unter den Kindern von Israel u. s. w.

Der Verfasser streicht denn auch bei jeder Gelegenheit die Vorzüge des Adels heraus, den Glanz des Hofes und selbst wie die Trawanden das Volk erschrecken. Weil er aber doch getreulich erzählt, [LIII] so erkennt man leicht, daß Herzog Christoph den Geist des Schießens besser aufgefaßt, als sein Pritschmeister. Der Hof behauptet allerdings seine Etikette; der Adel (d. h. hier überall der Hofadel, im Gegensatze der freien Ritterschaft) hat das Vorrecht, den Fürsten Handwasser zu bringen, Windlichter vorzutragen, mit dem Frauenzimmer in das Lusthaus zu fahren, welches, nach Flexels Äußerung, nur vom Adel betreten werden darf; zween Herrn von Adel führen die Prinzessin mit dem Kranz und der adliche Marschalk hält an ihrer Stelle die schöne Red' und Substanz. Aber bei all Diesem steht der Adel, als solcher, meist außerhalb des

Schießens und hat lediglich die Vorrechte des Hofdienstes. Der Schützenstaat besteht unabhängig in sich, unter seinen selbstgewählten Neunern. Von diesen sind nur zween aus Fürsten und Ritterschaft gewählt und die vier vom Herzog bestellten sind Rathsherrn von Stuttgart. Dr Joh. Krauß, fürstlicher Rath, hat im Namen des Herzogs das Ehrenamt beim Schießen. Auch die Viertel sind nicht so scharf abgetheilt, als es beim ersten Anblick scheint. Die rothe Fahne, darunter Fürsten und Herren stehen, mag zwar nicht durch bloßen Zufall das Loos des Anschießens ziehen, aber unter ihren 92 Schützen befinden sich 32 von den Städten. Aus diesen ist überhaupt bei weitem der gröste Theil der Anwesenden. Der Kranz, dem Ceremoniel angehörend, wird dem Vornehmsten der Gesellschaft, dem [LIV] Kurfürsten von der Pfalz, aufgesetzt, über die Schießpreise aber entscheidet einzig die Kunst der Schützen, nach dem Urtheil der Neuner. Endlich die herzliche Gastfreiheit des fürstlichen Wirthes verbreitet sich gleichmäßig über Alle. Wer Vergleichungen anstellen wollte, dem würde die gröste Übereinstimmung dieses Fürstenschießens mit der Einrichtung der städtischen, namentlich des Armbrustschießens zu Straßburg von 1576, bemerklich werden.

Flexel spricht in der Zueignung die Vermuthung aus, daß dieser Gegenstand „vielleicht zuvor durch Andere auch begriffen und E. Fürstlichen Gnaden presentirt sein möchte." Wirklich sind unter den deutschen Handschriften der Heidelberger Bibliothek (Nr 77. 78, Verzeichnis S. 335) zwei Exemplare einer Beschreibung des Stuttgarter Schießens von 1560 durch Ulrich Erthel von Augsburg, das eine, mit ausgemalten Wappen, dem Pfalzgrafen Richard, das andre dem Pfalzgrafen Friedrich gewidmet. Auf der öffentlichen Bibliothek zu Stuttgart fand sich keines vor.

Noch kann ich von drei Armbrustschießen Nachricht geben, welche, der Zeit nach dem Hauptschießen zu Straßburg noch näher, am 16, 25 und 29 Juli 1571, gleichfalls zu Stuttgart, im Thiergarten, gehalten wurden und auch in einem Spruchgedichte beschrieben sind. Das erste gab Markgraf Georg Friedrich von Brandenburg, Oheim des Herzogs Ludwig, das zweite dieser selbst, das dritte [LV] der Landhofmeister Junkher Jakob von Hoheneck. Der Verfasser des Spruchs, selbst aus der Zahl der Schützen, ist Hans Son, des Spitals zu Eßlingen

Hofmeister zu Kanstadt [1]. Da jedoch diese Schießen weder in Ansehung der Menge der Theilnehmer, worunter keine auswärtige genannt sind, noch des festlichen Glanzes und des Betrags der Preise, sich mit demjenigen von 1560 vergleichen lassen, auch der trockene, mit der trübseligen Beschreibung eines Misjahrs schließende Bericht des Hans Son, der selbst die Besorgnis äußert, daß ihm, der nur ein Weingärtner und eines Bauren Abkömmling sei, die Kunst entwischt sein möchte, sich nicht mit der ausgeführten Darstellung des Lienhard Flexel messen darf, so genügt es, einzel-[LVI]ne beachtenswerthere Züge hier auszuheben, welche zugleich zu dem fischartischen Lobspruch und dessen Anhängen einige Beziehung darbieten.

Eine besondre Ergetzlichkeit jener drei Schießen scheinen die Späße des Narren Hans Hetz ausgemacht zu haben:

Er machet manchen guten Bossen,
Er thät manchem die Brütschen schlagen,
Umsonst thät er Eim d'Warheit sagen.

Der Narr erhält auf dem zweiten Schießen drei Schilde, den einen vom Herzog Ludwig, der jenen mitgebracht, den zweiten vom Grafen Friedrich von Mömpelgart, den dritten von Herrn Philipp von Gemmingen. Kleine, silberne Schilde, mit den Wappen der Geber, wurden bei solchen Anläßen an Pritscher, Spruchdichter, Spielleute u. s. w. ausgetheilt und von diesen nach Art einer Halskette umgehängt, wie auch in Flexels Buche die Pritschmeister gemalt sind. Hans Son ist mit dieser Freigebigkeit nicht ganz einverstanden:

[1] Es befinden sich davon unter den Handschriften der Stuttgarter Bibliothek 2 Exemplare, das eine (Histor. 297) dem Herzog Ludwig, das andre (152) dem Grafen Friedrich von Mömpelgart gewidmet, beide mit einigen Wappen und Bildern, Papier, klein Folio. Dem Spruche vom Schießen ist ein weiterer vom Lande Würtemberg und dessen Herren, ihrem Ursprung und Aufkommen angehängt. Der Verfasser sagt nemlich in der Zueignung an den Grafen Friedrich, er habe zu seiner Beschreibung 3 Bücher binden lassen (das dritte Exemplar vermuthlich für den Landhofmeister), da er aber in jeglichem „unbeschribenes Papeirs ein gutten Thail uberig gehabt, damit es nit lehr steh“, hab' er noch den Anhang von den Herrschaften Würtemberg und Mömpelgart zu verfassen sich unterstanden. Er giebt darin auch von den Bauwerken Herzog Christophs Nachricht und hat nach allen Umständen Flexels Muster vor Augen gehabt.

Gwinnt Einer schon den besten Fahnen,
So trägt der Gauch viel mehr von dannen,
Er kann allweg das Best erschnappen,
Das gwinnt er mit seiner Narrenkappen.

Dreifach, in brandenburgischen, würtembergischen und hoheneckischen Farben, ist der Narr mit Pritschschwert und Schellenkappe, die Fahne mit dem Kranze schwingend, abgebildet, und zuletzt noch, wie er selbst, über der Schranne liegend, von dem [LVII] Spruchdichter abgepritscht wird, worüber dieser mit Aufbietung seines ganzen Witzes sich lustig macht; eine Züchtigung, welche daran erinnert, wie der Verfasser des Kehrabs den des Schmachspruchs mit dem Pläuel bedient:

Kehrab V. 3: Soll man eim Narren dann zuhören,
Und in nicht wie ein Narren bören? (durchprügeln.)

Ebendaselbst, V. 763 ff., ist ersichtlich, daß auch auf dem Straßburger Schießen der Narr mit Schellen und Reimsprüchen nicht vermist wurde. (Vgl. Ring S. 139. 142. Maurer S. 43 f.)

Wie Herzog Christoph beim Nachschießen einen Ochsen, so giebt der Landhofmeister von Hoheneck einen Hammel, mit vier Hörnern, zum Besten, bedeckt mit 6 Ellen rothen Taffts, darauf das hoheneckische Wappen.

Beim ersten Schießen verehrt der Markgraf dem Herzog Ludwig den Kranz, beim zweiten der Herzog dem Landhofmeister, beim dritten dieser dem Herrn Philipp von Gemmingen. Die Verleihung des Kranzes ist eine Aufforderung an den Empfänger, nun seinerseits auch ein Schießen zu veranstalten. Darum heißt es vom Herzog Ludwig:

Nahm ihn mit großen Ehren an,
Wöllt den Kranz nit verdorren lan.
Bald trat Herr Doctor Peter Sing
Für Herrn und Schützen in den Ring,
Er danket ihnen fleißig ab,
[LVIII] Ihnen zu verstehen wieder gab,
Wie daß Ihr Fürstlich Gnad thät bschließen,
Wöllt wieder geben zu verschießen
Zehen Thaler in zweien Tagen.

Philipp von Gemmingen, der zuletzt den Kranz empfangen und das Schießen weiter zu mehren versprochen, starb noch vor Abfassung des

Spruchs. Der Verfasser wünscht ihm die ewige Seligkeit, giebt aber den Anspruch auf die Erfüllung der Zusage nicht auf:

Wir hoffen, daß der Kranz darbei
Nit darum auch verdorret sei;
Der Sohn ist dannoch noch in Leben,
Er wirds vons Vaters wegen geben,
Er wird das Schießen weiter mehrn,
Seinem Herrn Vater z'Lob und Ehrn,
Damit es ein Gedächtnus sei
Und sein in Treuen denk darbei.

Hiemit erklärt sich die Stelle des Kehrabs V. 612 ff.:

Nach dem etlich mal geschehen,
Daß inen (den Straßburgern) etlich Stätt und Ständ
Han, wie präuchlich, Kränz zugesend,
Auch neulich auf dem wurmsisch Schießen,
Die sie dan nicht verwellen [1] ließen,
[LIX] Sonder sie prachten an den Tag,
Wie ir Außschreiben solchs vermag (besagt).

Das hier erwähnte Schießen zu Worms hatte am 7 August 1575 seinen Anfang genommen und ist dasselbe, über welches Lienhard Flexel gleichfalls einen Reimbericht verfaßt hat.

Vorhin ist angedeutet worden, daß Fischarts und seiner Zeitgenossen lebhafte Theilnahme an dem Schützenfeste zu Straßburg und der Schiffahrt der Zürcher nicht einzig der unbefangenen Lust an solchen Volksfesten, sondern allerdings auch der Bedeutung derselben für politische und kirchliche Verbindungen zugeschrieben werden müsse. Es fragt sich, ob auch für die zu Stuttgart abgehaltenen Stahlschießen solche Beziehungen auszumitteln seien. Die Anwesenheit des Markgrafen von Brandenburg im Jahre 1571 war nicht ohne bestimmten Zweck, dieser Fürst war Mitvormund des jungen Herzogs Ludwig, aber die bei diesem

[1] So auch bei Stumpff, II, Bl. 453 b: „Aber nach disem Schießen [zu Zürich 1504] ist die Sach wider erfässen und der Meyen verdorben" (Stalder, Fragm. II, 293). Bei den Turnieren waren die Frauenbänke bestimmt, „den nächsten Turnier zu legen." (Büsching, Ritterzeit I, 351. 355 f.) Aus dem Spruche des Hans Son erklärt sich auch der Stichschuß in die Sau, Schmachspruch V. 123, Kehrab V. 845, als ein Ausdruck der Schützensprache im Armbrustschießen für den letzten Treffer.

Anlaß gehaltenen Schießen sind doch als bloße Feierlichkeit anzusehen. Hans Son sagt darüber:

[LX] Herr Marggraf Georg Friderich
Ist auf den Tag gen Stuttgart kommen,
Gschäft halb Ihr Gnad hat fürgenommen;
Was dasselbig war zu der Frist,
Mir unnöthig zu wissen ist.

Doch erzählt er nachher, daß am 21 Juli die Räthe in der Kanzlei zusammengekommen, indem der Markgraf, der nicht länger bleiben wollen, Land und Leute in Herzog Ludwigs Gewalt übergeben habe, unter der Statthalterschaft des Grafen Heinrich von Castell.

Bedeutender erscheint unter obigem Gesichtspunkt das große Schießen des Herzogs Christoph, wenn gleich Lienhard Flexel auch nichts dergleichen zu vermelden weiß. Mehrere der angesehensten protestantischen Fürsten sind hier versammelt. Auch Geschäftsmänner finden wir in den Reihen der Schützen, namentlich den Magister Jörg Weißbrot, kurfürstlicher Pfalz Secretari, der von den Fürstenstädten zum Neuner gewählt wird, und den Doctor Johann Jacob Varembüler, markgräfisch badischen Kanzler.

Weit die gröste Zahl der übrigen Schützen gehört evangelischen Reichsstädten, Fürstenstädten und Ständen der Eidgenossenschaft an. Das Schießen fällt in die Zeit, in welcher Christoph eifrigst mit dem von ihm ausgegangenen Plane beschäftigt war, die evangelischen Fürsten und Stände zu einer neuen [LXI] Unterschrift des augsburgischen Bekenntnisses und einer festeren Verbrüderung in solchem, zugleich zur Abweisung aller Theilnahme am Concilium zu Trient, zu versammeln. Bei einer Zusammenkunft mit dem Kurfürsten Friedrich von der Pfalz und dem Herzog Johann Friedrich von Sachsen, zu Speier im April 1560, hatte er diese beiden Fürsten für seinen Plan gewonnen. Am 8 Februar 1561 kam dieser wirklich mittelst der Fürstenversammlung in Naumburg zu Stande. Gerade in der kurzen Zwischenzeit, während welcher Christoph auch durch Briefwechsel den Verein thätigst betrieb, im September 1560, gab er das große Schießen zu Stuttgart, und fast alle die Fürsten, welche hier beisammen waren, namentlich Herzog Christoph selbst mit seinem Sohne Eberhard, Pfalzgraf Friedrich, Herzog Johann Wilhelm von Sachsen, Markgraf Karl von Baden und Herzog

Georg aus der Pfalz, erscheinen dann auch, der letztgenannte durch Gesandtschaft, die übrigen persönlich, auf dem Tage zu Naumburg [1]. Es ist schwer zu begreifen, daß eine Angelegenheit, [LXII] welche des Herzogs ganze Seele beschäftigte, bei der Gegenwart jener Fürsten an seinem Hofe nicht in Bewegung sollte gebracht worden sein; und wenn nun weiter geschichtlich ist, daß beabsichtigt wurde, die Berufung nach Naumburg vor dem Kaiser und dem Pabste so viel möglich geheim zu halten (Sattlers Herzoge, IV, 152. Pfister, I, 374), so begründet sich allerdings die Vermuthung, daß die Schützenlust zu Stuttgart der heitere Vorwand ernsterer Verhandlungen gewesen sei.

[1] Herzog Christophs Schützenbriefe waren, nach Flexel, auch „in das Haus von Österreich" (jedoch erfolglos) ergangen, sei es nun des Anstandes und der scheinbaren Unbefangenheit wegen, oder weil man Maximilians Gegenwart wünschte. So viel ist sonst bekannt, daß dieser anfangs auch nach Naumburg eingeladen werden sollte. (Pfister, I, 437.) Der Lobspruch rühmt von Herzog Christoph nur im Allgemeinen:

Das göttlich Wort lat (läßt) er verkünden.

Über die Sage vom Herzog Ernst.

Inauguralrede,

gehalten am 22 November 1832.

Wenn es im Zweck einer Inauguralrede liegt, Art und Richtung der Vorträge des eintretenden Lehrers der akademischen Gemeinde anschaulich zu machen, so glaube ich, bei zufälliger Verspätung meiner Antrittsrede, dem Zweck am besten damit zu entsprechen, daß ich den Gegenstand derselben dem Kreise meiner schon gehaltenen Vorlesungen entnehme.

Die deutsche Nationallitteratur, wie diejenige andrer Völker, ist nicht mit der Masse vorhandener und vollendeter Schriftwerke abgeschlossen. Jenseits der Litteratur im buchstäblichen Sinne liegen, für die ältere Zeit, gerade die nationalsten Erzeugnisse des geistigen Lebens: Mythus, Sage, Volksgesang. Allerdings müssen wir auch hiebei zunächst von schriftlichen Auffassungen und Andeutungen ausgehn. Allein das Auffassen im Schriftwerke bezeichnet oft nur die Aufhör des lebendigen Wachsthums, das Werden erstarrt im Gewordenen und um das Wesen des dichterisch schaffenden und bildenden Volksgeistes kennen zu lernen, müssen wir ihn, die jeweilige Form zerbrechend, seinem freien, beweglichen Elemente zurückgeben.

Diesen außerlitterarischen Theil der Nationallitteratur unsres und der stammverwandten Völker zur Darstellung zu bringen, war ein vorzügliches Augenmerk meiner bisherigen Lehrvorträge, eben weil hier nicht auf die fertige Schrifturkunde verwiesen werden kann, sondern das Ergebnis in der fortwährenden Entwicklung selbst bestehen muß.

Das weiteste und fruchtbarste Gebiet für diese Seite der geschichtlichen Forschung öffnet sich, was Deutschland betrifft, in dem umfassenden und vielgegliederten Cyklus einheimischer Heldensage. Das Nibelungenlied, dessen Name so häufig zum Losungsworte der oberflächlichsten und verkehrtesten Ansichten dienen muß, macht nur den Abschluß der manigfaltigen Entwicklungen des großen mythisch-epischen Kreises. Außer diesem cyklischen Verbande giebt es aber noch andre

deutsche Sagenbildungen geringeren Umfangs, deren eine ich hier auswähle, um die angedeutete Richtung an einem Beispiele darzulegen, das weniger Zeit erforderte und als ein unscheinbares nur um so besser dem Zwecke dienen möchte.

Es ist die Sage vom Herzog Ernst, die noch jetzt im Volksbuche gangbar ist, das auf unsern Märkten verkauft wird [1]. Von älteren Bearbeitungen derselben nenne ich: zwei größere mittelhochdeutsche Gedichte aus dem 13ten Jahrhundert, von denen bis jetzt nur eines vollständig bekannt gemacht ist, ein lateinisches vom Anfang desselben Jahrhunderts und die Bruchstücke eines deutschen, das noch im 12ten Jahrhundert abgefaßt war. Die früheste nachweisliche Erwähnung einer deutschen Behandlung des Gegenstandes findet sich beim Jahre 1188 in einem Briefe des Markgrafen Berthold von Andechs an den Abt von Tegernsee, worin ersterer sich das deutsche Büchlein vom Herzog Ernst zur Abschrift erbittet.

Die äußeren Spuren der poetisch bearbeiteten Sage reichen somit nicht über die Zeit der Hohenstaufen hinaus. Dagegen werden wir im Inhalt der Dichtung eine Reihe von Personen und Ereignisse aus den Zeiten der früheren Königsgeschlechter, des sächsischen und des fränkischen, gesammelt und zur Einheit verbunden finden. Dieß war nur dadurch möglich, daß jene ganze Periode über in der Geschichte selbst gleichartige Bestrebungen walteten, die ich in den Hauptzügen zum voraus bezeichne.

Die deutschen Könige waren, um die Macht ihres Hauses und die Kraft ihrer Herrschaft zu heben, unablässig darauf bedacht, sich zugleich der Gewalt, welche die großen Reichsämter darboten, zu versichern. Mittel zu diesem Zwecke suchten sie vornehmlich darin, daß sie die Herzogthümer und andre bedeutende Würden auf Glieder ihres Hauses übertrugen oder durch Vermählungen an dieses knüpften. Hierin lag aber auch der Keim der Eifersucht und Zwietracht unter den nächsten Verwandten selbst, die sich auf solche Weise in verschiedenem Trachten, nach gesammelter Herrschermacht von Seiten des Königs, nach Unabhängigkeit und Eigengewalt von Seiten der Fürsten, gegenübertraten.

[1] [Man vergl. nun: Moriz Haupt in seiner Zeitschrift für deutsches Alterthum VII, S. 293 bis 303 und Ernst Dümmler ebendas. XIV, Berlin 1869. S. 265 bis 271. Karl Bartsch, Herzog Ernst. Wien 1869. 8. H.]

Statt daß die Provinzen dem Könige enger verbunden wurden, indem sein Sohn oder Eidam, sein Bruder oder Schwager über sie gesetzt war, wurden vielmehr diese seine Angehörigen ihm durch ihre Stellung nicht minder entfremdet, als es frühere, verdrängte Fürstengeschlechter gewesen waren. Eine weitere Quelle des Familienzwistes ergab sich in der Unbestimmtheit des Erbfolgerechtes, das hier mit dem Wahlrechte, dort mit der jezeitigen Macht des Stärkern in Wage stand. Die Zerwürfnisse, die aus solchen Ursachen unter hochgestellten und nahe verwandten Personen erwuchsen, waren an sich schon geeignet, Aufmerksamkeit und Theilnahme zu erwecken. In sie waren aber auch die Völker selbst, thätig und leidend, verflochten. Sang und Sage, die Organe der Volksstimmung, musten von diesen manigfachen Bewegungen und Verwicklungen um so lebhafter angeregt werden, als es überall auch mächtige Persönlichkeiten waren, die auf dieser tragischen Weltbühne auftraten. Die herrschende Gewalt ist, zu verschiedenen Zeiten, bald mehr in die Idee, bald mehr in die Person gelegt. Im deutschen Mittelalter war Letzteres der Fall. Diese Zeit verlangte einen König von Mark und Bein, von sichtbarer, hoher Gestalt, dem der Geist aus den Augen leuchtete. Darum war Deutschland ein Wahlreich; zwar vererbte sich die oberste Gewalt meist langehin in demselben Stamme, aber ein solches Königsgeschlecht war selbst eine Persönlichkeit; konnte diese nicht mehr genügen, so trat, vermöge des Wahlrechts, ein andres an seine Stelle. So kam es denn, daß wir in den Kaiserhäusern des Mittelalters überall auf hervorstechende, im Guten und im Bösen kräftige Persönlichkeiten treffen, auf solche, die wohl auch befähigt waren, Phantasie und Gemüth der Zeitgenossen für Lied und Sage anzusprechen.

Sehen wir nun, wie der angegebene Charakter der Zeit sich in unsrer Sage ausgeprägt hat! Der Inhalt derselben ist, nach der Darstellung des vollständig herausgegebenen, mittelhochdeutschen Gedichtes, im Wesentlichen folgender:

Kaiser Otto vermählt sich zum zweiten Male mit Adelheid, der schönen und tugendreichen Wittwe des Herzogs von Baiern. Ihr Sohn erster Ehe, der junge Herzog Ernst, steht anfangs bei seinem kaiserlichen Stiefvater in großer Gunst und wird von diesem sogar zum Nachfolger im Reiche bestimmt; er ist bei allen Fürsten beliebt, Arme

und Reiche wünschen ihm Gutes. Darum neidet ihn der Pfalzgraf Heinrich, Ottos Schwestersohn, und verläumdet ihn bei dem Kaiser, als ob er diesem nach Ehr' und Leben trachte. Der Kaiser läßt sich überreden und mit seiner Zustimmung fällt Heinrich mit Raub und Brand in Ernsts Land Ostfranken, das zu Baiern gezählt wird. Ernst kommt mit zweitausend Schilden herbei, entsetzt Nürnberg, das der Pfalzgraf belagert hat, und schlägt noch in einem Streite bei Würzburg, wo er und sein Freund, Graf Werner, sich als Helden erweisen, den Gegner in die Flucht. Nachdem Adelheid vergeblich versucht hat, den Gemahl zu besänftigen, giebt sie ihrem Sohne Nachricht, wer die Feindschaft angestiftet habe. Ernst rüstet sich nun zu weiterer Gegenwehr. Dann kommt er, nur selbdritte, mit dem Grafen Werner und einem andern Dienstmanne, zu Speier, wo der Kaiser sich aufhält, auf den Hof gesprengt. Jener Dritte muß die Rosse halten, Ernst und der Graf gehen hinauf in die Kaiserburg. Es ist an einem Abend, die Herren sind meist zur Ruhe, nur der Kaiser selbst und Pfalzgraf Heinrich sind noch in geheimer Berathung beisammen. Ernst kommt vor die offne Kammerthür und dringt ein. Der Kaiser entspringt in eine Kapelle und schließt die Thüre hinter sich. Dem Pfalzgrafen aber schlägt Ernst das Haupt ab, geht unerschrocken wieder hinunter und reitet mit seinen Gefährten von dannen. Für diese gewaltsame That wird er in die Reichsacht erklärt und eine Heerfahrt nach Baiern aufgeboten. Regensburg wird belagert und täglich davor gestritten. Zuletzt muß sich diese achtbarste Stadt ergeben. An der Donau nieder und den Lech hinauf ziehen die Heere. Ernst rächt die Noth seines Landes durch Einfälle in das Reich. So gehen fünf Kriegsjahre vorüber. Als nun aber der Kaiser eine neue Heerfahrt aufruft, da findet Ernst sich nicht mehr stark genug zu nachhaltigem Widerstand, er beschließt, zur Schonung seines Volkes, zu weichen und eine Fahrt nach dem heiligen Grabe zu thun. Fünfzig der Seinigen nehmen mit ihm das Kreuz und viele Andre aus deutschen Landen schließen sich an; er hat wohl tausend in seiner Schaar, Ritter und Knechte. Sie ziehen durch Ungarn und die Bulgarei nach Konstantinopel, wo sie sich einschiffen. Von da an beginnt eine Reihe der wunderbarsten Abenteuer. Ein Sturm versenkt einen großen Theil der Schiffe, die übrigen werden zerstreut. Dasjenige, worauf Ernst und Werner sich befinden, wird nach

dem Lande Kipria getrieben, wo die Kreuzfahrer ein Volk mit Kranichhälsen und Schnäbeln finden, dem sie eine entführte Königstochter aus Indien abkämpfen. Sie segeln dann weiter, leiden Schiffbruch am Magnetberge, der dem Schiffe alles Eisenwerk auszieht, lassen sich, ihrer sechse, so viel vor Hunger und Krankheit noch übrig sind, in Ochsenhäute genäht, von den Greifen in ihr Nest durch die Lüfte hintragen; fahren auf einem Floße durch den Karfunkelberg, gelangen zu den Arimaspen, Leuten mit Einem Auge, bekämpfen dort die Riesen und Plattfüße, gehen nach Indien, besiegen hier für die Pygmäen die Kraniche, dann den König von Babylon und erreichen, von diesem geleitet, Jerusalem, wo sie den Templern das heilige Grab vertheidigen helfen. Endlich, nachdem Ernsts Ruhm auch nach Deutschland gedrungen und des Kaisers Zorn sich gelegt, begeben die Helden sich auf die Heimfahrt. Sie kommen am Christabend vor Bamberg an, wo der Kaiser über Weihnachten einen Hof hält. Ernst läßt die Seinen im nahen Walde halten und geht, als es Nacht geworden, in Pilgertracht in die Stadt und nach dem Münster, wohin seine Mutter ihn heimlich beschieden. Sie kommt zur Frühmette, begrüßt mit vielen Thränen den langentbehrten Sohn und belehrt ihn, wie er sich verhalten soll. Dann tritt sie wieder an ihren Stuhl und ruft mit nassen Augen die Mutter des Herrn an, bei all der Freude und Ehre, die ihr an diesem Tage von dem göttlichen Sohne geworden. Als hernach die festliche Messe gesungen ist und durch die Predigt des Bischofs alle Herzen andächtig bewegt sind, da dringt Ernst, nach der Mutter Rathe, vor den Sitz des Kaisers, wirft sich diesem zu Füßen und fleht um Vergebung seiner Schuld. Der Kaiser sagt ihm Verzeihung zu und erhebt ihn mit eigener Hand. Als er aber den Mann in Pilgertracht besser ansieht und ihn erkennt, da wechselt sein Antlitz die Farbe. Die Fürsten jedoch, zuvor von Adelheid für ihren Sohn gestimmt, treten vor den Kaiser und mahnen ihn, daß er noch stets sein Wort gehalten. Da bestätigt er die Versöhnung, zum Jubel alles Volkes. Ernst erhält sein Land wieder und Werner seine Herrschaft. Der Mutter aber ist der wiedergewonnene Sohn, wie das Gedicht sagt, ihr klarer Sonnenschein und ihres Herzens Freude.

Es sind ohne Zweifel vorzüglich die Wunder der abenteuervollen Kreuzfahrt, welche dieser Erzählung eine so große Verbreitung in mehr-

fachen Bearbeitungen und selbst noch die Fortdauer in unsern Tagen, mittelst des Volksbuchs, verschafft haben. Hier beschäftigt uns die deutsche Sage, in welche jene Reiseabenteuer und das auf gelehrtem Wege, mittelbar wenigstens aus Plinius, Solinus, aus den fabelhaften Geschichten Alexanders des Großen, hinzugekommene Wunderbare eingelegt wurden. Was im Zeitverlaufe zum Rahmen geworden, haben wir als Hauptbild herzustellen.

Den Grundbestand der Sage bildet eine Gruppe von fünf Personen: der mächtige Kaiser Otto; dessen zweite Gemahlin, die treffliche Adelheid, Witwe des Herzogs von Baiern; Adelheids Sohn erster Ehe, der junge Herzog Ernst, der erst beim Kaiser, seinem Stiefvater, in höchster Gunst steht, dann aber, als sich Neid und Verläumdung zwischeneingedrängt, vom Kaiser geächtet, bekriegt und vom Lande zu weichen genöthigt wird; der Pfalzgraf Heinrich, des Kaisers Schwestersohn, eben der Verläumder und Stifter des Unheils, der aber von Ernsts Schwerte den Lohn empfängt; der Graf Werner, Ernsts treuer Kampfgenosse und unzertrennlicher Begleiter auf seinen Irrfahrten. Die Handlung, zu welcher diese fünf Hauptpersonen verflochten sind, besteht in den Störungen des freundlichen Verhältnisses zwischen dem Kaiser und seinem Stiefsohn, in den Kämpfen und Gewaltthaten, welche daraus hervorgehn, in den Drangsalen und Heldenwerken der geächteten Freunde und in der endlichen Wiederaufnahme des Vertriebenen in die Huld des Stiefvaters durch Vermittlung der Mutter.

Fragen wir aber nach der geschichtlichen Unterlage, so weisen schon die Namen auf eine für die Einsicht in den Gang der Sagenbildung merkwürdige Vermischung verschiedener Bestandtheile hin, in welche sich dem Forschenden jene Gruppe der handelnden Personen und die Eine Handlung selbst wieder auflöst. Die Namen Otto, Adelheid, Heinrich gehören der sächsischen Kaisergeschichte und auch wieder verschiedenen Momenten dieser an, die Namen Ernst und Werner der salisch-fränkischen. Und so verhält es sich auch in der Sache selbst; eine Folge — der Zeit und den Personen nach getrennter, aber in Geist und Wesen gleichartiger Geschichten aus der Periode des sächsischen und des fränkischen Kaiserhauses hat sich durch die bindende Kraft der Sagendichtung zur einzigen, scheinbar Gleichzeitiges umfassenden Handlung verschmolzen.

Ich versuche, diesen Hergang klar zu machen, indem ich die histo-

rischen Schichten, aus welchen sich das sagenhafte Ganze angesetzt, näher bezeichne.

Die erste:

Otto I und sein Bruder Heinrich.

Otto I, aus dem Hause Sachsen, durch einstimmige Wahl der Fürsten zum deutschen Throne berufen, empfieng am 8ten August 936, im Dome zu Aachen, unter lautem Zurufe des Volkes, die feierliche Königsweihe. Nach der kirchlichen Feier setzte sich der neue König im Palast zum Krönungsmahle nieder. Die Herzoge des Reichs, jeder in seinem Erzamte, versahen dabei den Dienst. Mit königlicher Freigebigkeit wurden sie von Otto begabt und man schied in lauterster Freude. Aber die heitre Eintracht, die bei diesem Feste den König und die Fürsten verbunden hatte, war von kurzer Dauer. Unter den vier Reichsbeamten, die ihm beim Krönungsmahle gedient, war nicht einer, der nicht selbst oder dessen Nachkommen nicht, früher oder später, das Schwert gegen den König Otto erhoben hätten. Auch seine Brüder, Dankmar und Heinrich, ließen sich, nach einander, in diese Empörungen hinziehn. Der letztere, Heinrich, ist uns hier von besondrer Bedeutung. Otto und Heinrich waren Söhne aus der zweiten Ehe Heinrichs I, des Vogelstellers, mit Mathilden, einer Tochter des sächsischen Grafen Dietrichs, vom Stamme Wittekinds. Das Leben dieser ausgezeichneten Frau, wie es auf Befehl ihres Urenkels, des überfrommen zweiten Heinrichs, beschrieben wurde, stellt sie, dem Geiste der Zeit gemäß, im Licht einer Heiligen dar, verhehlt aber doch auch nicht die menschlichen Züge mütterlicher Schwäche. Ihr zweiter Sohn Heinrich war von vorzüglicher Schönheit, er trug den Namen des Vaters, ihn liebte die Mutter vor ihren übrigen Söhnen und ihn wünschte sie, nach dem Tode des Vaters, auf dem Throne zu sehen. Ihrer Hoffnung schmeichelte der Umstand, daß der ältere Otto vor der Erhöhung des Vaters, ihr Liebling Heinrich aber, wenn gleich der jüngere, in der Königspfalz geboren war. Allein je mehr ihn die Mutter verzärtelte, um so härter traf ihn das Geschick. Über der Leiche des Gemahls ermahnte zwar die Königin ihre Söhne, sich nicht um weltliche Herrlichkeit zu entzweien, deren Hinfälligkeit sie hier vor Augen hatten. Aber der Same der Eifersucht war ausgestreut

und als Otto den Scepter empfieng, trug Heinrich den Stachel im Herzen.

Wenige Jahre nachher verschworen sich die Herzoge Eberhard in Franken und Giselbert von Lothringen, Schwager des Königs, gegen diesen. Heinrich, im ehrgeizigen Gelüste nach der Krone, nahm Theil an dem Ausstand. Aber die Verschworenen wurden, als sie ihr Heer über den Rhein setzten, von den Freunden des Königs überfallen; beide Herzoge kamen um und Heinrich, dessen hochfahrende Hoffnungen mit Einem Schlage vernichtet waren, entfloh nach Frankreich. Doch bald demüthigte er sich vor seinem königlichen Bruder, gelobte fortan Treue und erhielt von ihm Vergebung und sogar die Belehnung mit dem erledigten Herzogthume Lothringen. Dieses geschah im Jahr 939. Aber schon im folgenden Jahre wurde Heinrich von seinen neuen Untergebenen verdrängt und der König sah sich veranlaßt, das Herzogthum anderwärts zu verleihen. Heinrich stiftete eine neue Verschwörung an und zwar eine sehr gefährliche, gegen das Leben des Königs gerichtete. Dieser jedoch wurde noch zur rechten Zeit gewarnt, die Verbundenen fielen in seine Gewalt und die meisten derselben büßten ihr Verbrechen mit dem Tode. Nur Heinrich, der Urheber des Anschlags, rettete sich abermals durch die Flucht. Nachdem er eine Zeit lang unstät in seinem verlorenen Herzogthume Lothringen umhergeirrt, suchte er, der vielen Drangsal müde, von neuem die Gnade des schwerbeleidigten Bruders. In Begleitung einiger Bischöfe, die er um ihre Verwendung angesprochen hatte, kam er eines Tags unerwartet, mit bloßen Füßen, als ein Büßender, vor den König und warf sich vor ihm nieder. Dieser wollte zwar dem Gedemüthigten kein Leides thun, ließ ihn jedoch nach der Pfalz Ingelheim bringen und dort, bis auf weitere Entschließung, bewachen. Bis zum Ende des Jahrs 941 (an Ostern desselben hatte die Verschwörung ausbrechen sollen) saß Heinrich dort gefangen. Der König aber kam nach Frankfurt am Main, um hier das Weihnachtsfest zu begehen. Da gelang es Jenem, zur Nachtzeit seiner Haft zu entfliehen. In der Frühe des Christfestes, vor Tagesanbruch, war König Otto im Dome zu Frankfurt beim Gottesdienste gegenwärtig, er hatte all seinen kostbaren Schmuck abgelegt und war mit einfachem Gewande bekleidet, um ihn ertönten die feierlichen Hymnen dieser heiligen Nacht. Da trat mit nackten Sohlen, des Winterfrostes unerachtet, der unglückliche Heinrich

in die Kirche und warf sich vor dem Altare mit dem Angesicht auf die Erde. Fromme Gefühle kamen über den König, er war eingedenk des Festes, an welchem die Engel der Welt den Frieden sangen, ihn erbarmte seines reumüthigen Bruders und er gewährte demselben volle Verzeihung. Einige Zeit nachher verlieh er ihm das Herzogthum Baiern und fortan bestand unter den Brüdern die ungestörteste Eintracht. Ausdrücklich wird noch versichert, daß Ottos milde Gesinnungen gegen seinen straffälligen Bruder durch Ermahnung und Vermittlung ihrer heiligen Mutter Mathilde angeregt worden seien.

Ziehen wir nun aus diesen Berichten der Geschichtbücher den Erfund für unsre Sage, so zeigt sich der historische Otto I hier in demselben Verhältnisse zu seinem jüngern Bruder Heinrich, in welchem nach dem Gedichte der gleichnamige Kaiser zu seinem Stiefsohne Ernst steht. Beide, Heinrich und Ernst, müssen, nach vereitelter Unternehmung, vom Lande weichen. Auf seiner zweimaligen Landesflucht wurde Heinrich, wie der Annalist sagt, von vielen Mühsalen ermattet. Schon hier boten sich Anlässe dar, die Schicksale des heimathlos umherirrenden Fürstensohnes mit wunderbaren Abenteuern auszumalen, wie es beim Herzog Ernst geschehen ist. Die Aussöhnung wird durch die Fürsprache einer den beiden Gegnern gleich nahe gestellten königlichen Frau vermittelt; hier ist es die Königswitwe Mathilde, die Mutter der entzweiten Brüder, dort Adelheid, die Mutter Ernsts und Gemahlin Ottos. Heinrich erhielt von seinem versöhnten Bruder das Herzogthum Baiern. Als Herzog von Baiern ist auch Ernst dargestellt und er empfängt nach der Begnadigung dieses Herzogthum zurück.

Am stärksten aber tritt die Ähnlichkeit in den besondern Umständen der Versöhnungsscene hervor. Wie im Gedichte Herzog Ernst bei der Weihnachtsfeier im Münster zu Bamberg, wohin er vor Tagesanbruch in Pilgertracht heimlich gekommen, sich vor dem Kaiser niederwirft, ebenso Heinrich, als Büßender, bei der gleichen Feier im Dome zu Frankfurt.

Die Nonne Roswitha zu Gandersheim, welche diesen Vorgang in ihrem lateinischen Gedichte von den Thaten der Ottone am ausführlichsten beschreibt, hat zwar, nach ihrer Versicherung, selbst keine schriftliche Berichte vor sich gehabt und es ist darum möglich, daß sie dieses Ereignis bereits durch mündliche Überlieferung einigermaaßen für die

poetische Darstellung zugebildet fand. Aber immerhin stand sie den Begebnissen noch ziemlich nahe, sie schrieb für den Sohn, Otto II, die Geschichten des Vaters, Ottos I, und widmete das Werk ihrer Äbtissin Gerberg, der Tochter des begnadigten Heinrichs. Bei ihr nun finden wir schon jene Scene festgestellt, die sich lange nachher, in den Dichtungen vom Herzog Ernst, den Hauptzügen nach unverrückt erhalten hat. Dieselbe ist hier vorzüglich nur darin erweitert, daß die vermittelnde Mutter persönlich in sie eingetreten ist. Jenes: „auf Ermahnung und Vermittlung ihrer heiligen Mutter," wie von Otto und Heinrich gesagt war, ist in der Sagendichtung vom Herzog Ernst zur lebendigen Gestalt geworden; die milde Fürsprecherin durfte nicht fehlen im Bilde der feierlichen Versöhnung.

So hat sich uns auf dieser ersten Stufe von den Hauptpersonen der Sage Kaiser Otto, dem Namen und der Sache nach, geschichtlich begründet. Auch das Verhältnis des Kaisers, hier zu Heinrich, dort zu Ernst, die Stellung der beiden Frauen, Mathilde und Adelheid, ist sich in allgemeinen Zügen ähnlich und besonders auffallend ist die Zusammenstimmung in der Katastrophe.

Aber noch sind uns die Namen Adelheid statt Mathilde, Ernst statt Heinrich nicht gerechtfertigt und andre Personen fehlen noch gänzlich.

Schreiten wir daher weiter in der Geschichte!

Zweitens:

Otto I und sein Sohn Liutolf.

Zehn Jahre nach Beilegung des Bruderzwistes war der Erwerb neuer Macht und erhöhten Glanzes für den König Otto zugleich der Anfang neuen und weitgreifenden Zwiespalts, der wieder von seinem Hause ausgieng. Adelheid, die junge Witwe des Königs Lothar von Italien, hatte, von ihren Verfolgern gedrängt, die Hülfe Ottos angerufen und ihm, der damals Witwer war, ihre Hand zugleich mit der Herrschaft über Italien anbieten lassen. Otto folgte diesem Rufe, ward der Befreier Adelheids, nahm von dem lombardischen Reiche Besitz und kam im Frühjahr 952 mit seiner neuen Gemahlin nach Deutschland zurück. Die Königin Adelheid, eine Tochter des burgundischen Königs Rudolfs II, muste durch glänzende Schönheit, edle Eigenschaften und die wunderbaren Geschicke, durch die sie frühe schon gegangen war,

Aller Augen auf sich ziehen. Auch um ihr Haupt wob sich in der Folge der Heiligenschein.

Argwöhnisch sah aber zu dieser neuen Verbindung Liutolf, Herzog von Schwaben, der Sohn Ottos aus erster Ehe mit Editha, einer englischen Königstochter. Sein Vater hatte ihn bereits, mit Zustimmung der Reichsfürsten, zum Mitherrscher und Nachfolger ausrufen lassen. Durch die zärtliche Neigung, welche Otto seiner zweiten Gemahlin zuwandte, glaubte sich der damals zwanzigjährige Liutolf aus der Liebe des Vaters verdrängt, die er sonst im vollsten Maaße genossen hatte. Er mochte selbst besorgen, daß er, als vor der Thronbesteigung Ottos geboren, in der Reichsnachfolge zurückstehen müsse, wenn diesem in zweiter Ehe Söhne geboren würden. Zunächst jedoch warf sich sein bitterster Groll auf seinen Vatersbruder Heinrich, denselben, der sich früher wiederholt empört, seit seiner letzten Begnadigung aber Ottos unbeschränktes Vertrauen und nun auch das der Königin erworben hatte. Zuvor schon waren Liutolf und Heinrich über die Grenzen ihrer Herzogthümer, Schwaben und Baiern, in Streit gerathen. Jetzt, nachdem die Eifersucht immer heftiger entbrannt war, verband sich Liutolf mit dem gleichfalls unzufriedenen Eidam des Königs, Herzog Konrad von Lothringen, und dem Erzbischofe Friedrich von Mainz, um gegen Heinrich loszubrechen und, wenn der König sich des letztern annähme, auch ihm die Spitze zu bieten. Vor den König nach Mainz beschieden, gaben zwar Liutolf und Konrad vor, daß ihre Rüstung nicht gegen ihn gerichtet sei, äußerten jedoch ohne Rückhalt ihr Vorhaben, den Herzog Heinrich zu greifen, wenn er zum Osterfest am königlichen Hoflager zu Ingelheim sich einfinde. Nachdem sie, in Folge ihrer Weigerung, auf dem Reichstage zu Fritzlar zu erscheinen, in die Reichsacht und ihrer Herzogthümer verlustig erklärt worden waren, brach im Sommer 953 die offene Fehde aus. Im Verlaufe derselben bemächtigte sich Liutolf der festen Städte des Baiernherzogs, namentlich der Hauptstadt Regensburg, welche fortan der Mittelpunkt des Kampfes wurde und dreimal von Seiten des Königs harte Belagerung erfuhr. Die Empörer scheuten sich nicht, selbst die wilden Schaaren der Ungarn zu ihrer Hülfe nach Deutschland zu rufen. Zuletzt jedoch muste Regensburg sich ergeben und als die Heere sich an der Iller zu einer neuen, entscheidenden Schlacht gegenüberstanden, wurde ein Stillstand dahin vermittelt, daß

Liutolf auf einem Reichstage zu Fritzlar sich stellen solle, um des königlichen Ausspruchs zu gewarten. Als nun in der Zwischenzeit, im Herbst 954, Otto zu Sonnenveld, in Thüringen, der Jagd oblag, erschien Liutolf, der ihm nachgezogen, baarfuß und warf sich vor ihm nieder. Der Vater zuerst und dann alle Anwesende wurden, wie der Annalist sagt, vom Flehen des reuigen Sohnes zu Thränen gerührt. Liutolf wurde begnadigt, das Herzogthum Schwaben jedoch erhielt er nicht zurück.

Auf gleiche Weise, wie in der früheren Verwicklung seinem meuterischen Bruder Heinrich, steht Kaiser Otto in dieser zweiten seinem widerspenstigen Sohne Liutolf gegenüber. An seiner Seite erscheint nun auch, wie im Gedichte, seine zweite Gemahlin Adelheid, deren Namen wir bisher noch vermißten. Aber die geschichtliche Adelheid ist Liutolfs Stiefmutter und, wenn auch unverschuldet, Gegenstand seines Grolles. Die Königin Adelheid der Sage dagegen ist Fürbitterin des Sohnes beim Stiefvater. In dieser sagenhaften Adelheid lebt offenbar die historische Mathilde fort, deren Thätigkeit in Vermittlung und Fürsprache uns bekannt ist; ein späterer, glänzender Frauenname hat die Stelle eines früheren eingenommen. Liutolf ist von seinem Vater zum Reichsnachfolger bestimmt und die Besorgnis, in dieser Nachfolge beeinträchtigt zu werden, reizt ihn auf; Ernst hatte von seinem Stiefvater, als er gleichfalls noch in dessen voller Liebe stand, dieselbe Bestimmung erhalten, was nur in seiner Identität mit Liutolf einen rechten Anhalt findet. Vorzüglich aber weist uns die Geschichte nunmehr auch den Verläumder und Zwietrachtstifter Heinrich, wie er im Liede lebt und mit eben diesem Namen nach. Dort heißt er Pfalzgraf, hier ist er Herzog von Baiern, dort des Königs Neffe, hier sein jüngerer Bruder. Derselbe Heinrich, der in der ersten Geschichte der Aufrührische und Geächtete war, also in der nemlichen Stellung, wie nachher Liutolf und im Gedichte Ernst, sich befand, nimmt nun einen Standpunkt ein, auf welchem Sage und Geschichte in seinem Namen zusammentreffen. Der Baiernherzog Heinrich wird zwar nicht von dem gekränkten Liutolf erschlagen, wie der Pfalzgraf Heinrich des Gedichts vom Herzog Ernst bei dessen kühnem Eindringen in die Kaiserburg zu Speier. Aber das melden die Annalen, daß Liutolf und Konrad offen gedroht, den Herzog Heinrich zu greifen, wenn er sich zur Osterfeier

zu Ingelheim, auch einer rheinischen Königspfalz, einfinden würde. Besonders noch stimmen des historischen Liutolfs und des sagenhaften Ernsts Kriege gegen den Kaiser darin überein, daß beidemal die belagerte Stadt Regensburg der Mittelpunkt des Kampfes ist. Liutolfs endliche Begnadigung geht nicht so feierlich in der Kirche vor, wie bei Heinrich und Ernst, aber doch wirft auch er sich als Büßender, mit bloßen Füßen, vor dem beleidigten Vater und Könige nieder.

Wir haben hiernach in diesem zweiten historischen Ansatze den Namen Adelheid, einer weitern Hauptperson des Gedichts, dann Namen und volle Gestalt des Zankstifters Heinrich, nebst der Belagerung Regensburgs, urkundlich aufgefunden. Kaiser Otto steht fortwährend an seiner Stelle und der Sohn Liutolf entspricht dem Stiefsohne Ernst.

Es ließe sich, auf einer weitern Sprosse der sächsischen Kaisergeschichte, in Otto II, dem Sohn und Nachfolger Ottos I, und in Heinrich von Baiern, dem gleichnamigen Sohne des bisher besprochenen Baiernherzogs, ähnliche Zerwürfnis und Versöhnung nachweisen, wie sie zwischen den Vätern stattgefunden. Doch mag hier die Bemerkung genügen, daß Begebenheiten und Verhältnisse, die sich so von Geschlecht zu Geschlecht, selbst unter gleichen Namen, geschichtlich wiederholten, auch in der Sage dasselbe Gepräge zu erhalten und anzufrischen geeignet waren.

Nothwendig aber zur Ergänzung des historischen Sagenbodens, auf welchem uns bisher noch die Namen des Hauptthelden Ernst und seines Freundes Werner fehlten, ist die folgende, dritte Geschichtstufe:

Konrad II und sein Stiefsohn Ernst.

Ein andres Geschlecht deutscher Könige stieg herauf, das fränkische oder salische. An der Spitze desselben stand Konrad II. Fest und rastlos wirkte auch er darauf hin, die Macht seines Hauses und damit seine Herrschergewalt zu mehren und zu stärken. Er war vermählt mit Gisela, der Witwe des Herzogs Ernst von Schwaben, die als die ausgezeichnetste Frau ihrer Zeit gepriesen wird. Sie hatte aus erster Ehe einen Sohn, der gleich seinem Vater Ernst hieß und dessen Nachfolger im Herzogthume Schwaben war. Um die Erbfolge im Königreich Burgund entzweite sich der junge Fürst mit seinem mächtigen Stiefvater. Er griff zu den Waffen, aber bald in diesem ungleichen Kampfe von

seinen Vasallen verlassen, must' er sich unbedingt dem Kaiser ergeben und wurde von diesem auf dem Felsschlosse Gibichenstein eingekerkert. Einzig Graf Werner von Kiburg war ihm treu geblieben, vertheidigte drei Monate lang seine Veste Kiburg gegen den Kaiser und irrte, als solche nicht länger zu halten war, geächtet umher. Auf Fürsprache seiner Mutter Gisela wurde Ernst, nach zweijähriger Gefangenschaft, wieder freigelassen. Er sollte zuerst das Herzogthum Baiern erhalten, nachher aber in sein Herzogthum Schwaben wieder eingesetzt werden, jedoch unter der Bedingung, daß er schwöre, Wernern, den Anstifter der Unruhen, wenn dieser sich in seinem Gebiete betreten ließe, festzunehmen und auszuliefern. Ernst aber wollte lieber auf das Herzogthum verzichten, als den Freund verrathen. Ihn schreckte nicht, daß Reichsacht und Kirchenbann über ihn ausgesprochen wurde. Mit Wernern und einigen Andern begab er sich zuerst nach Frankreich, um bei dem Grafen Odo von Champagne, seinem Verwandten, Beistand zu finden. Als aber dieser Versuch vergeblich war, setzte er sich mit seinen Gefährten, in der Wildnis des Schwarzwalds, auf die Burg Falkenstein, deren Trümmer noch in der Gegend von Wolfach zu sehen sind. Dort aufgesucht und gedrängt, fiel er in verzweiflungsvollem Kampfe gegen die Übermacht zugleich mit Wernern und Vielen der Seinigen. Dieß ereignete sich im Jahr 1030.

Die Schicksale des Herzogs Ernst, die wechselseitig aufopfernde Treue der beiden Freunde und ihr gemeinsamer Tod, wie die Geschichte sie beurkundet, bieten dem Gemüthe so viel Ergreifendes dar, daß man ihren frühzeitigen Übergang in Lied und Sage sich wohl erklären kann. Es ist auch nicht zu zweifeln, daß diese Geschichten ursprünglich selbständig gesagt und gesungen wurden. Aber derselbe Bildungstrieb, vermöge dessen sich in unsrem größern epischen Cyklus so manigfache Sagen und Sagenkreise zum umfassendern Ganzen verbunden haben, äußerte auch hier noch seine Wirksamkeit und spielte die fränkisch-alemannische Sage mit der ottonischen, deren stufenweise Bildung bisher verfolgt wurde, zusammen. Der Anlaß und Heftpunkt dieser Verknüpfung lag darin, daß die Stellung Ernsts zu seinem Stiefvater Konrad und seiner Mutter Gisela in der Hauptsache die nemliche war, wie schon auf jener ersten Stufe die Stellung des sächsischen Heinrichs zu seinem königlichen Bruder Otto und seiner Mutter Mathilde. Aber die Verknüpfung gieng

nicht ohne bedeutende Einbuße von fränkisch-alemannischer Seite von statten. Die wahrhafte Geschichte des Herzogs Ernst steht offenbar größer da, als die nunmehrige Sagendichtung. Die Geschichte bot zwei lebendige Hauptmomente dar, welche gewis auch von Anfang im Volksgesang aufgefaßt waren: die wetteifernde Treue der beiden Freunde und die Stellung Giselas zwischen dem Gemahl und dem unglücklichen Sohne. Das erstere Moment, das großartige Beispiel der Freundestreue bis in den Tod, ist unverkennbar das dichterisch bedeutendere [1]. Aber es ist der Sagenverknüpfung zum Opfer gebracht worden und nur noch die Spur, wie es einst lebendiger in der Sage gewaltet, hat sich noch darin erhalten, daß im Gedichte Herzog Ernst und Graf Werner als unzertrennliche Gefährten im Kampf und auf der Irrfahrt erscheinen. Der ältere, ottonische Sagengrund blieb unvertilgt und behauptete das Übergewicht über den späteren Anwuchs. Jene ältere Sage schloß mit der Versöhnung und so fiel die tragische Katastrophe der Ernstssage hinweg. Das Gemeinsame der beiden Sagen schlug in ihrer Verbindung vor und dieses lag für die Ernstssage in dem zweiten Hauptmomente, in der Stellung Giselas zwischen Gemahl und Sohn, deren Entsprechendes in der ottonischen Sage uns genügend bekannt ist. In den Namen Adelheid, der im Gedichte feststeht, trat, wie früher Mathilde, so nun Gisela ein. Die Mutterliebe, wie sie unermüdlich wach und thätig ist, dem bedrängten Sohne sein hartes Schicksal zu lindern und die Versöhnung des unseligen Zwiespalts herbeizuführen, und wie sie zuletzt, nach manchem bittern Jahre, freudig gerührt, ihr Friedenswerk zum Ziele gebracht sieht, diese fromme Mutterliebe ist auch wirklich im Gedichte vom Herzog Ernst mit vieler Innigkeit aufgefaßt und durchgeführt, und eben hierein setze ich hauptsächlich dessen poetischen Gehalt. Nicht bloß der Sturm der Leidenschaften, das Toben der Kämpfe, ist aus jenen Jahrhunderten zu uns durchgedrungen, sondern, in der liebenden Mutter, auch das milde Gemüth, der sanfte Friedenshauch. Indem die ursprüngliche Ernstssage sich nunmehr auf das zweite Moment beschränkte, bricht sie, mit den Berichten der Anna-

[1] [Diese Freundestreue hat bekanntlich Uhland selbst in seinem „Ernst, Herzog von Schwaben, Trauerspiel in fünf Aufzügen, 1817“ gefeiert. Man vergl. auch in den Gedichten: Prolog zu dem Trauerspiel „Ernst, Herzog von Schwaben,“ vom Jahre 1819. H.]

listen verglichen, schon beim Jahre 1024, sechs Jahre vor Ernsts Tode, ab, da nemlich, wie er, nach seiner ersten Auflehnung, gedemüthigt, dem Stiefvater nach Augsburg folgt und hier, durch die Zwischenkunft der Mutter, mit ihm ausgesöhnt wird. Dieß, glaube ich, ist auch der Punkt, auf welchem die Ernstssage mit der ottonischen, mit den ähnlichen Versöhnungsscenen in dieser, sich berührte und zusammenschmolz, dabei aber ihren tragischen Schluß hinter sich ließ.

Sehen wir von dem ab, was auf solche Weise verloren gieng, so ist gleichwohl nicht zu miskennen, daß in jener Gruppe, von der wir ausgiengen und die wir nun aus so manigfachen Entwicklungen herangebildet fanden, noch immer ein tüchtiges deutsches Geschichtbild vor uns steht. In den Hallen des alten Domes, wo die Priesterschaft Weihnachthymnen anstimmt, ragt, in einfachem Gewande, des ernsten, strengen Kaisers hohe Gestalt, vor ihm, am Altare, wirft sich ein Mann in Pilgertracht nieder, in Kämpfen und Mühen früh gealtert und fast unkenntlich geworden, an dessen Seite steht, die Hand am Schwerte, der treue Genosse seiner Drangsale, auch jetzt bereit, jede Wendung der Dinge mit ihm zu tragen und durchzukämpfen, die Mutter aber beugt sich herein, die fürbittenden Hände gefaltet. Auch die Fürsten des Reichs, im Halbkreis umher, zeigen ihre vermittelnde Theilnahme und erwartungsvoll drängt sich die Volksgemeinde, die einst von dieser Geschichte sagen wird. Den Verräther aber, den Anstifter des Unheils, und seinen blutigen Tod deckt längst der breite Grabstein am Boden der Kirche.

Gerade, daß der Kaiser zugleich Otto und Konrad, Ahn und Urenkel ist, der knieende Pilger Heinrich, Liutolf und Ernst, die fürbittende Frau Mathilde, Adelheid, Gisela, daß in den stehen gebliebenen Namen verschiedene geschichtliche Epochen sich kreuzen, daß der Verräther Heinrich der sächsischen, der treue Werner der fränkischen Kaisergeschichte angehört, eben damit ist das Geschichtbild ein ideales, es stellt den Geist und Charakter einer langen, vielbewegten Zeitperiode dar.

Der geschichtliche und früher im Volksgesange gefeierte Ernst hat allerdings in der Sage, in welcher sich so viele Zeitereignisse aufgerollt, an seiner sittlich-tragischen Erscheinung verloren, aber doch war die Nachwirkung derselben so mächtig, daß er der ottonischen Sage, indem

sie ihn und seinen Freund in sich aufnahm, seinen Namen aufdrückte, daß solche nun als die Sage vom Herzog Ernst fortlebt.

Ernst verehrt am Ziele seines Irrsals dem Kaiser den leuchtenden Edelstein, den er bei der Fahrt durch den hohlen Berg aus dem Fels geschlagen und der, fortan ein Kleinod in der Reichskrone, als der einzige seiner Art, der Waise genannt wird. Diesem Steine legt das lateinische Gedicht die wunderbare Eigenschaft bei, daß er, auf der rechten Scheitel sitzend, das Bild des römischen Reiches zurückwerfe. So befestigt doch am Ende noch Ernst in der alten Reichskrone den weltspiegelnden Krystall der Poesie, in welchem all jene weiten Räume deutscher Geschichte sich abstrahlen.

Es ist versucht worden, die historische Begründung der Ernstssage noch in ein drittes Kaisergeschlecht, das schwäbische, fortzusetzen. Man hat in Ernsts verwegener Gewaltthat, wie er seinen boshaften Neider, den Pfalzgrafen Heinrich, zu Speier in der Kammer des Kaisers aufsucht und erschlägt, wie der Kaiser selbst nur durch schnelle Flucht dem Schwerte des Zürnenden entrinnt, eine poetische Nachbildung des Königsmordes gemuthmaßt, welchen der Pfalzgraf Otto von Wittelsbach an dem Hohenstaufen Philipp verübte, indem er auf ähnliche Weise in Philipps Gemach auf der Altenburg bei Bamberg eindrang. Die Vergleichung dessen, was hievon die Jahrbücher melden, mit den Umständen der That in der Sage zeigt wirklich auffallende Übereinstimmung, während in sächsischer und fränkischer Kaisergeschichte, außer den Drohungen Liutolfs gegen Heinrich, nichts dergleichen vorkommt. Allein da der Vorgang zu Speier bereits in den Überresten einer poetischen Darstellung der Ernstssage erzählt ist, welche nach Vers und Sprache unzweifelhaft noch dem 12ten Jahrhundert angehört, die Ermordung Philipps aber in das Jahr 1208 fällt, so muß jene Beziehung nothwendig aufgegeben werden. Dagegen bieten sich in karolingischen Sagen, die ihre Ausbildung im nordfranzösischen Epos erhielten, entsprechende Züge von Vasallenfrevel dar und geschichtlich finden wir schon unter Ludwig dem Deutschen zweier Großen des fränkischen Reiches, eines Grafen Ernst und eines Grafen Werner, gedacht, welche als Meuterer, der erstere im Jahr 861, der andre im Jahr 866, ihrer Würden entsetzt wurden. Hierin liegen zwar Andeutungen, nach welchen die Ernstssage gegen eine frühere Zeit, als die der Ottone, bei der wir begonnen, sich

erschlösse. Für eine bestimmtere Nachweisung aber sind die Meldungen der Annalen von den Grafen Ernst und Werner des neunten Jahrhunderts allzu summarisch abgefaßt.

Den vermutheten Einfluß der That Ottos von Wittelsbach auf die Gestaltung unsrer Sage musten wir aus chronologischem Grunde ablehnen. Zulässiger scheint es, umgekehrt, einen Einfluß der Sage auf die That anzunehmen. Jener Graf Berthold von Andechs, der sich im Jahr 1188 das deutsche Büchlein vom Herzog Ernst zur Abschrift erbat, war der Vater des Markgrafen Heinrichs von Istrien, der als Anstifter der vom Wittelsbacher verübten Frevelthat betrachtet und deshalb geächtet wurde, sowie des gleichfalls in diese Sache verwickelten Bischofs Egbert von Bamberg. War nun das Gedicht, in der Jugend dieser Brüder, im Hause Andechs vorhanden, so ist auch die Möglichkeit gegeben, daß eine, damals so beliebte Fabel dem Markgrafen Heinrich und seinem Mitverschworenen, Otto von Wittelsbach, zum aufregenden Vorbild diente, nach welchem sie den eigenen kecken Anschlag faßten. Dieß angenommen, hätte derjenige Bestandtheil der Sage, der in der fernsten Vergangenheit zu wurzeln scheint, auch am weitesten hinaus noch das schwäbische Kaiserhaus ergriffen, aber nicht zu poetischer Gestaltung, sondern rückwirkend auf die Geschichte. Der Sagenheld Ernst erschlägt den leibhaften Kaiser Philipp.

Die Zeit der Hohenstaufen ist unstreitig diejenige Periode des deutschen Mittelalters, welche die reichste und manigfaltigste Fülle dichterischer Denkmäler aufzuweisen hat. Überaus dürftig und farblos erscheint hiegegen, was die Litterargeschichte aus den Zeiten der sächsischen und fränkischen Kaiser zu verzeichnen weiß. Anders jedoch stellt sich die Sache, wenn wir im Reichthum der späteren Zeit auch das Erbe der früheren zu erkennen, wenn wir auch den leiseren Spuren und Klängen des nichtlitterarischen Alterthums nachzugehen bemüht sind. Dann wird sich zeigen, daß dem ritterlichen Minnesang, der sich vom Ende des 12ten Jahrhunderts an so üppig und kunstreich entfaltete, ein einfacherer, aber frischerer Volksgesang vorausgegangen sein muß, daß die deutsche Heldensage, die unter den Hohenstaufen in größere Dichtwerke aufgefaßt wurde, nothwendig erst durch die vorherigen Perioden hindurchgeschritten ist und in diesen ihrem ursprünglichen Wesen noch näher kam. So trägt denn auch unsre Ernstssage in sich die Gewähr, daß sie, wenn

gleich die vorliegenden Bearbeitungen kaum noch ins 12te Jahrhundert hinaufgehn, doch ihrem inneren Wachsthum nach aus viel älteren Zeiten herstammt. Ja sie giebt den Beweis, daß in dieser älteren Periode mehr noch, als in der hohenstaufischen, die bildnerische Triebkraft im deutschen Volke thätig war, welche die Geschichten der eigenen Zeit zum Epos gestaltet. Wer es unternähme, der Sage vom Herzog Ernst die sonstigen Spuren sagenhafter Überlieferung, besonders aus den Tagen Ottos I, anzureihen, dem möcht' es gelingen, jene scheinbar öden Strecken der deutschen Litterargeschichte in poetischem Anbau ergrünen zu lassen. Gerade diese dunkleren und anscheinend undankbaren Zeiträume gewähren der geschichtlichen Forschung einen höheren Reiz, als diejenigen, welche schon licht und fruchtbar zu Tage liegen; denn bei den erstern muß sie selbstthätiger, auf eine dem dichterischen Schaffen verwandte Weise, in Wirksamkeit treten.



